Sammlung

von

klassischen Werken

der

neuern katholischen Literatur

Englands

in deutscher Uebersetzung

Dritter Band.

Sammlung

von

klassischen Werken

der

neuern katholischen Literatur

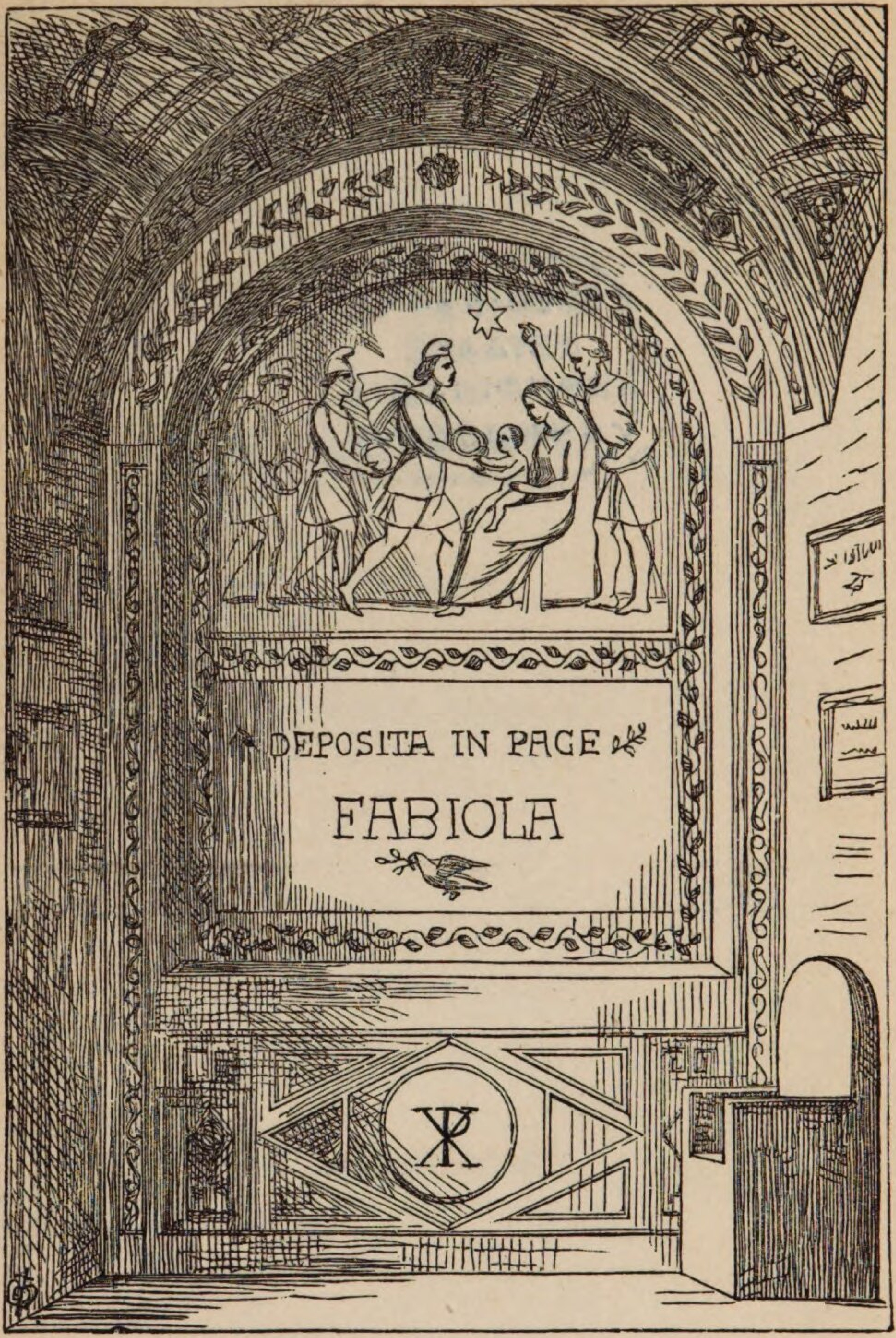
Englands

in deutscher Uebersetzung.

Vierter Band.

Achte Auflage.

Köln 1868.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.


DEPOSITA IN PACE
FABIOLA

Fabiola

oder

die Kirche der Katakomben.

Von Sr. Eminenz

Nicolaus Cardinal Wiseman

Erzbischof von Westminster.

Mit Genehmigung Seiner Eminenz übersetzt

von

Prof. Dr. F. H. Reusch.

Achte Auflage.

Mit den englischen Original-Holzschnitten.

Köln 1868.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Haec, sub altari sita sempiterno,
Lapsibus nostris veniam precatur
Turba, quam servat procerum creatrix
Purpureorum.

Prudentius.

Vorrede des Verfassers.

Als der Plan zu der „Katholischen Volksbibliothek“ entworfen wurde, befragte man darüber auch den Verfasser des folgenden Werkes. Er billigte nicht allein den Plan, sondern erlaubte sich unter Anderm vorzuschlagen, man solle in die Sammlung eine Reihe von Erzählungen aufnehmen, welche den Zustand der Kirche in verschiedenen Perioden ihrer Vergangenheit darzustellen geeignet wären. Eine solche Darstellung könne man zum Beispiel „die Kirche der Katakomben“ nennen, eine zweite „die Kirche der Basiliken;“ jede dieser beiden würde eine Periode von dreihundert Jahren zu berücksichtigen haben. Eine dritte Darstellung könne, „die Kirche der Klöster“ behandeln, und vielleicht könne man noch eine vierte beifügen über „die Kirche der Schulen“.

Als der Verfasser dieses vorschlug, fügte er bei — der Leser wird es vielleicht nicht sehr bescheiden finden — er sei halb und halb geneigt, zur Erläuterung des vorgeschlagenen Planes die erste Darstellung selbst zu übernehmen. Man nahm ihn beim Worte und forderte ihn dringend auf, die Arbeit zu beginnen. Nach einigem Besinnen willigte er ein, aber mit dem Vorbehalte, daß er die Ausarbeitung nicht als eine pflichtmäßige Beschäftigung son-

dern nur als eine Erholung in Mußestunden ansehen könne. Unter dieser Bedingung hat er das Werk im Anfange dieses Jahres begonnen, und in dieser Weise ist es durchgängig ausgearbeitet worden.

Demgemäß hat der Verfasser zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten daran gearbeitet, früh und spät, wenn keine Pflicht drängte; in Stückchen und Fragmenten von Stunden, wenn der Körper zu erschöpft oder der Geist zu ermüdet war zu anstrengendern Beschäftigungen; in Gasthöfen an der Landstraße, bei Aufenthalt auf Reisen, in fremden Häusern, unter allerlei Verhältnissen und Umständen, — zuweilen unter sehr unangenehmen Verhältnissen. So hat er sein Buch stückweise geschrieben, in Stücken von zehn Zeilen bis zu höchstens einem halben Dutzend Seiten; in der Regel hatte er dabei wenig Bücher und Hülfsmittel zur Hand. Nachdem er das Buch aber einmal begonnen, ist es wirklich das geworden, was es sein sollte, — eine Erholung, und oft ein Trost und ein Beruhigungsmittel: denn es sind dadurch alte Erinnerungen wieder geweckt und Verbindungen wieder angeknüpft, es sind dabei zerstreute und zerbrochene Reste von alten Studien und früher gelesenen Büchern benutzt worden, und der Verfasser wurde dabei im Geiste in bessere Zeiten und in bessere Zustände versetzt, als sie uns in unserer Zeit umgeben.

Warum setzt der Verfasser dem Leser dieses alles auseinander? Aus zwei Gründen.

Erstens ist vielleicht diese Art der Ausarbeitung nicht ohne Einfluß auf das Werk geblieben. Der Leser findet es vielleicht fragmentarisch und nicht recht abgerundet oder nicht recht zusammenhangend in seinen einzelnen Theilen. Ist das der Fall, so ersieht er aus dem Gesagten die Ursache.

Zweitens zeigt das Gesagte, daß der Leser keine systematische Abhandlung und kein gelehrtes Werk über kirchliche Alterthümer erwarten darf. Es wäre nichts leichter gewesen, als dem Buche einen gelehrten Anstrich zu geben und die Hälfte jeder Seite mit Noten und Citaten zu füllen; aber das hat der Verfasser nie beabsichtigt. Sein Bestreben war vielmehr, den Leser mit den Sitten, den Gebräuchen, den Zuständen, den Ideen, der Denkweise und dem Geiste der ersten christlichen Jahrhunderte bekannt zu machen. Dazu bedurfte es einer gewissen Kenntniß der Orte

und der Gegenstände, welche mit dieser Periode in Verbindung stehen, und einer mehr habituellen, als gelehrten Bekanntschaft mit den alten Berichten über diese Zeit. Schriften z. B., wie die Acten der alten Martyrer, mußte der Verfasser oft gelesen haben, so daß sie in seinem Geiste Eindrücke zurückließen, während es nicht nöthig war, dieselben wissenschaftlich und kritisch zu bloß archäologischen Zwecken zu untersuchen. Ebenso kam es weniger darauf an, daß er über Orte und Monumente, die zu beschreiben waren, vieles gelesen hatte, als vielmehr darauf, daß er sie oftmals gesehen, und daß sie ihm in Folge davon lebendig vorschwebten.

Noch eine andere Quelle ist stark benutzt worden. Jeder, welcher das römische Brevier kennt, muß bemerkt haben, daß in den Officien gewisser Heiligen ein ganz besonderer Stil herrscht, welcher uns die betreffenden heiligen Personen in einer bestimmten und charakteristischen Form darstellt. Es wird dieses nicht so sehr durch eine zusammenhangende Erzählung erreicht, als vielmehr durch Worte, die ihnen in den Mund gelegt werden, und durch kurze Schilderungen von Ereignissen aus ihrem Leben, welche in Antiphonen und Responsorien nach den Lectionen und selbst in Versikeln oftmals wiederholt werden, — bis sie uns eine eigenthümlich vollendete Individualität, ein klares und deutliches Bild vorgeführt haben. Zu dieser Klasse gehören die Officien der heiligen Agnes, Agatha, Cäcilia und Lucia, sowie das des heiligen Clemens und das des heiligen Martinus. Jeder dieser Heiligen tritt in einer bestimmten Gestalt vor unsern Geist; es ist fast, als hätten wir sie gesehen und gekannt.

Nehmen wir zum Beispiel das zuerst genannte Officium, so ergeben sich daraus deutlich folgende Züge: Agnes wird offenbar von einem heidnischen Bewerber verfolgt, dessen Bewerbungen sie zu wiederholten Malen abweist. Das eine Mal sagt sie ihm, es sei ihm bereits ein Anderer zuvorgekommen, mit dem sie verlobt sei; das andere Mal beschreibt sie diesen ihren Geliebten unter verschiedenen Bildern und sagt sogar von Ihm, Sonne und Mond brächten Ihm ihre Huldigung dar. Wieder ein anderes Mal beschreibt sie die reichen Geschenke und die schönen Blumenkränze, womit Er sie geschmückt habe, oder die keuschen Liebkosungen, wodurch Er Seine Liebe gegen sie an den Tag lege. Endlich ist es, als würde der Bewerber zudringlicher, und nun

verschmäht sie die Liebe eines sterblichen Menschen, „der Speise des Todes,“ und nennt sich triumphirend die Braut Christi. Sie wird bedroht, aber sie erklärt, sie stehe unter dem Schutze, eines Engels, der sie beschirmen werde.

Diese Geschichte ist durch die Bruchstücke ihres Officiums so deutlich geschrieben, wie ein Wort aus einzelnen Buchstaben zusammengesetzt wird. Dabei tritt noch eine andere, wahrhaft schöne Eigenthümlichkeit in ihrem Bilde hervor. Die Heilige wird offenbar so dargestellt, daß sie ihren unsichtbaren Geliebten stets bei sich hat, daß sie Ihn sieht, Ihn hört, Ihn fühlt, daß eine wirkliche gegenseitige Zuneigung zwischen ihnen besteht, wie Herzen auf Erden sie gegeneinander fühlen. Sie scheint durch eine beständige Anschauung, fast durch einen ekstatischen Genuß der Gegenwart ihres Bräutigams beglückt zu werden. Er hat einen Ring an ihren Finger gesteckt, das Blut Seiner eigenen Wange hat die ihrige geröthet. Er hat sie mit knospenden Rosen bekränzt; ihr Auge ruht unverwandt auf Ihm mit dem Blicke dankbarer Liebe.

Welcher Schriftsteller, der die Heilige darstellen will, möchte es wagen, den Charakter zu ändern? Wer möchte sich herausnehmen, sie anders zu schildern? Oder wer möchte hoffen, ein lebendigeres und schöneres Bild entwerfen zu können, als es die Kirche entworfen hat? Denn ganz abgesehen von der Frage nach der Echtheit der Martyrer-Acten, aus welchen diese Stellen des Breviers entnommen sind, abgesehen auch von der Frage, ob nicht, wie Gueranger glaubt, der hyperkritische Geist einer frühern Zeit zu leichtfertig solche kirchliche Documente verworfen hat, — so viel ist gewiß: die Kirche will uns in ihrem Officium einen bestimmten Typus erhabener Tugend in dem Bilde jener Heiligen vorführen. Der Verfasser der nachstehenden Blätter hat sich darum für verpflichtet gehalten, dieser Auffassung treu zu bleiben.

Ob der Verfasser seinen Zweck erreicht hat, darüber möge der Leser urtheilen. Berücksichtigt man, wie viel Belehrendes in einem Werke in dieser Form, und in einem Werke, welches für einen größern Leserkreis bestimmt ist, gegeben werden kann, und vergleicht man die Gegenstände, welche darin ausführlicher behandelt oder gelegentlich berührt werden, mit dem Material, welches Handbücher der christlichen Alterthümer geben, wie z. B. Fleury's „Sitten der Christen“, welches Buch einige Jahrhunderte mehr umfaßt, — so wird man jedenfalls zugeben, daß in diesem Werkchen eben so

viel über die Sitten und den Glauben jener ersten Zeit enthalten ist, als gewöhnlich in systematischer Form mitgetheilt wird.

Dabei muß aber der Leser festhalten, daß dieses Buch kein Geschichtswerk ist. Es umfaßt bloß eine Periode von einigen Monaten, über welche nur die Schluß-Abschnitte hinausgehen. Es besteht eher aus einer Reihe von Gemälden, als aus einer Erzählung von Ereignissen. Darum sind Vorfälle aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Ländern auf einen kleinen Raum zusammengedrängt. Dieser Rücksicht ist die Chronologie aufgeopfert worden. Das Edict des Diokletianus ist um zwei Monate, das Martyrium der heiligen Agnes um ein Jahr früher angesetzt; das Martyrium des heiligen Sebastianus, dessen Zeit nicht ganz sicher ist, wurde in eine spätere Zeit versetzt. Was auf die christliche Topographie Bezug hat, ist möglichst genau dargestellt. Ein Martyrium ist von Imola nach Fundi verlegt worden.

Es war nöthig, eine Darstellung der Sitten und Meinungen der heidnischen Welt im Gegensatze zu denen der Christen einzuflechten. Aber die schlimmste Seite derselben ist sorgfältig übergangen, da hier nichts zugelassen werden durfte, von dessen Anblicke das zarteste katholische Auge sich abwenden müßte. Es ist der dringende Wunsch des Verfassers, daß man dieses Werkchen, welches nur zur Erholung geschrieben wurde, auch zur Erholung von ernstern Beschäftigungen lesen möge, daß aber dabei der Leser das Buch mit der Ueberzeugung möchte aus der Hand legen können, seine Zeit sei nicht verloren und sein Geist nicht mit frivolen Ideen beschäftigt gewesen; der Verfasser hofft vielmehr, daß sein Werkchen dazu beitragen könne, Bewunderung und Liebe zu jenen alten Zeiten einzuflößen, welche durch ein zu sehr gesteigertes Interesse für spätere und glänzendere Epochen der Kirche nur zu leicht geschwächt werden kann.

Am 8. September 1854.

Omnia
pro Christo.

I declare that I have given to the Rev. Dr. Reusch and to Mr. Bachem of Cologne the exclusive right to publish a german translation of F a b i o l a.

London, July 2., 1855.

N. Card. Wiseman.

Ich erkläre, daß ich dem Hochw. Herrn Dr. Reusch und dem Herrn Bachem zu Köln das ausschließliche Recht zur Herausgabe einer deutschen Uebersetzung von „Fabiola" ertheilt habe.

London, den 2. Juli 1855.

N. Cardinal Wiseman.

Inhalt.

Erster Theil.

Frieden.

Zweiter Theil.

Kampf.

Dritter Theil.

Sieg.

Erster Theil.

Frieden.

Erstes Capitel.

Das christliche Haus.

Im September des Jahres 302 an einem Nachmittage ist es, wo wir den Leser bitten, uns durch die Straßen von Rom zu begleiten. Die Sonne sinkt bereits, es sind nur noch zwei Stunden bis zu ihrem Untergange. Der Tag ist wolkenlos, aber seine Hitze hat sich abgekühlt, so daß Viele aus ihren Häusern kommen und nach den Gärten Cäsar's auf der einen, oder nach den Gärten Sallust's auf der andern Seite gehen, um dort ihren Abend-Spaziergang zu machen und die Neuigkeiten des Tages zu vernehmen.

Aber der Theil der Stadt, zu welchem wir den freundlichen Leser zu führen wünschen, ist die Gegend, welche unter dem Namen des Marsfeldes bekannt ist. Er umfaßte die flache angeschwemmte Strecke zwischen den sieben Hügeln des ältern Rom und der Tiber. Vor dem Ende der Periode der Republik hatte man angefangen, auf diesem Felde, welches früher für die athletischen und kriegeri-

schen Uebungen des Volkes frei gelassen war, öffentliche Gebäude zu errichten. Pompejus hatte darauf sein Theater gebaut; bald nachher baute Agrippa das Pantheon und die daranstoßenden Bäder. Aber allmälig füllte sich dieses Feld mit Privathäusern, während die Hügel, in der ersten Kaiserzeit der aristokratische Theil der Stadt, zu größern Gebäuden benutzt wurden. So wurde der Palatinische Hügel nach der Feuersbrunst unter Nero fast zu klein für den kaiserlichen Palast und den daranstoßenden Circus maximus; den Esquilinischen Hügel nahmen die Bäder des Titus ein, die auf den Ruinen des goldenen Hauses gebaut wurden, den Aventinischen Hügel die Bäder Caracalla's; und in der Zeit, worein unsere Erzählung fällt, erbaute der Kaiser Diokletian auf dem Quirinal, auf einem Raume, der für viele prächtige Wohnhäuser genügt hätte, seine Thermen oder warmen Bäder, nicht weit von den Gärten des Sallust, die wir eben erwähnten.

Die Stelle des Marsfeldes, nach welcher wir unsere Schritte lenken wollen, hat eine Lage, die wir Jedem genau beschreiben können, welcher mit der Topographie des alten oder neuen Rom bekannt ist. In der Zeit der Republik war auf dem Marsfelde ein großer viereckiger Platz, mit Brettern umgeben und in mehrere Abtheilungen getheilt, worin die Comitien gehalten wurden, die Versammlungen der Tribus oder Zünfte des Volkes zur Abstimmung. Dieser Platz hieß Septa oder Ovile wegen seiner Aehnlichkeit mit einer Schafhürde. Augustus führte den von Cicero in einem Briefe an Atticus [1]) beschriebenen Plan aus, diese ärmliche Einrichtung in einen prächtigen und festen Bau zu verwandeln. Die Septa Julia, wie sie seitdem genannt wurde, war eine prächtige Halle, 1000 Fuß lang und 500 Fuß breit, auf Säulen gestützt und mit Gemälden verziert. Ihre Ruinen sind noch gut zu erkennen; sie stand auf dem Platze, den gegenwärtig die Paläste Doria und Verospi (an dem jetzigen Corso), das römische Collegium, die Kirche des heiligen Ignatius und das Oratorium der Caravita einnehmen.

[1]) B. 4, Br. 16.

Das Haus, zu welchem wir den Leser führen, liegt der Ostseite dieses Gebäudes gerade gegenüber; es schließt den Platz ein, wo jetzt die Kirche des heiligen Marcellus steht, und dehnt sich von da nach hinten bis zum Fuße des Quirinalischen Hügels aus. Es nimmt also, wie überhaupt die Häuser der vornehmen Römer, einen bedeutenden Flächenraum ein. Von außen sieht es nackt und todt aus: die Mauern sind einfach, ohne architektonische Verzierungen, nicht hoch und kaum durch Fenster unterbrochen. In der Mitte einer Seite des viereckigen Gebäudes ist eine Thür in antis, das heißt, nur mit einem Tympanum oder dreieckigen Giebelfelde verziert, welches auf zwei Halbsäulen ruht. Indem wir von dem einem Erzähler zustehenden Privilegium der unsichtbaren Allgegenwart Gebrauch machen, treten wir ein mit unserm Freunde oder „Schatten", wie man ihn im Alterthume genannt haben würde. Wir gehen durch die Vorhalle, auf deren Steinpflaster wir mit Vergnügen das begrüßende Salve oder „Willkommen" in Mosaik lesen, und kommen in das Atrium, den ersten Hof des Hauses, der mit einem Porticus, einer Säulenhalle, umgeben ist.

In der Mitte des marmornen Fußbodens steigt ein sanft gekräuselter Strahl von reinem Wasser, welches durch die Wasserleitung des Claudius von den Tusculanischen Hügeln kommt, in die Luft empor, bald höher, bald minder hoch; es fällt in ein erhöhtes Bassin von rothem Marmor, über dessen Rand es sanft wogend herabfließt; ehe es den niedrigern und weitern Behälter erreicht, gießt es einen feinen Regen über die seltenen und prächtigen Blumen, die in zierlichen Vasen rings herum stehen. Unter der Säulenhalle sehen wir kostbares und theilweise seltenes Hausgeräthe aufgestellt: Ruhebetten mit Elfenbein und sogar mit Silber eingelegt, Tische von morgenländischen Holzarten mit Kandelabern, Lampen und andern Geräthschaften von Bronze oder Silber, fein gearbeitete Büsten, Vasen, Dreifüße und Kunstsachen. An den Wänden sehen wir Gemälde, welche offenbar aus einer frühern Zeit herrühren, aber noch ganz gut erhalten sind und von ihrer Farbenpracht nichts verloren haben. Sie sind von einander getrennt durch

Nischen mit Statuen; diese stellen gleich den Gemälden mythologische und historische Gegenstände dar. Wir bemerken aber leicht, daß sich nichts dem Auge darbietet, was das reinste Gemüth verletzen könnte. Da wir hin und wieder eine Nische leer oder ein Gemälde verdeckt sehen, so erkennen wir, daß das kein Zufall ist.

Außerhalb der Säulen läßt das Dach des Hofes einen großen Raum in der Mitte unbedeckt, das sogenannte Impluvium; darüber ist eine Decke von dunkeler Leinwand gespannt, welche gegen Sonne und Regen schützt. Wir sehen darum alles, was wir beschrieben haben, nur in einem künstlichen Zwielicht; dieser Umstand macht aber das, was darüber hinausliegt, nur noch effectvoller. Durch einen Bogen, dem gegenüber, durch welchen wir eingetreten sind, blicken wir nämlich in einen zweiten noch prächtigern Hof, mit buntem Marmor belegt und mit reichen Vergoldungen geziert. Der Vorhang über der Oeffnung in dem Dache, welche aber hier mit dickem Glas oder Talk (lapis specularis) bedeckt ist, ist theilweise weggezogen und läßt hell, aber sanft, die Strahlen der Abendsonne in den Hof fallen. Hier sehen wir zuerst, daß wir uns nicht in einer bezauberten Halle, sondern in einem bewohnten Hause befinden.

An einem Tische, eben außerhalb der Säulen von phrygischem Marmor, sitzt eine Matrone, in mittelern Jahren, deren edele aber milde Züge Spuren von früher erlebten Leiden zeigen. Doch ein mächtiger Einfluß hat die Erinnerung an diese Leiden gedämpft oder mit einem freundlichern Gedanken vermischt, und die beiden Gedanken kommen stets zusammen und haben lange vereint in ihrem Herzen gewohnt. Ihre einfache Kleidung bildet einen auffallenden Gegensatz zu der Pracht ihrer ganzen Umgebung; ihr Haar, zum Theil schon silberfarbig, ist unbedeckt und nicht auf künstliche Weise verhüllt; ihre Gewänder sind ganz gewöhnlich von Farbe und Stoff, ohne Stickereien, mit Ausnahme des aufgenähten Purpurbandes, des sogenannten Segmentum, welches uns zeigt, daß sie Witwe ist. Sie trägt keine Juwelen oder Schmucksachen, welche die römischen Damen sonst so sehr liebten; das Einzige, was an diese Dinge einiger-

maßen erinnert, ist eine kleine goldene Kette um ihren Hals, an welcher, wie es scheint, etwas hängt, das unter dem obern Saume ihres Gewandes sorgfältig verborgen ist.

Zu der Zeit, wo wir sie bemerken, ist sie mit einer Arbeit beschäftigt, die augenscheinlich nicht für sie selbst bestimmt ist. Auf einen langen Streifen von kostbarem Goldstoffe stickt sie mit noch kostbarern Goldfäden; dann und wann greift sie nach einem der zierlichen Kästchen auf dem Tische und nimmt daraus eine Perle oder eine in Gold gefaßte Gemme, die sie in der Stickerei anbringt. Es scheint, als würden die kostbaren Zierrathen früherer Tage zu einem höhern Zwecke verwendet.

Aber wie die Zeit verfließt, sehen wir, daß ihre ruhigen Gedanken, die bis jetzt allem Anscheine nach ganz auf die Arbeit gerichtet waren, durch etwas gestört werden. Sie richtet jetzt von Zeit zu Zeit die Augen auf die Thüre, horcht bisweilen auf Fußtritte und scheint enttäuscht. Sie blickt zur Sonne auf, und wendet dann ihren Blick nach einer Clepsydra oder Wasseruhr, die auf einem Postamente in ihrer Nähe steht: aber gerade, als sich das Gefühl ernstlicherer Besorgniß auf ihrem Antlitz auszudrücken beginnt, hört man einen kräftigen Schlag auf die Hausthüre, und sie wendet ihre freudestrahlenden Blicke dem Eintretenden entgegen, auf den sie gewartet hat.

Zweites Capitel.

Der Sohn des Martyrers.

Es ist ein schöner, lebhafter und offen aussehender Knabe, der leichten und raschen Schrittes über das Atrium nach dem innern Hofe kommt: wir werden kaum Zeit haben, ihn zu beschreiben, ehe er denselben erreicht. Er ist gegen vierzehn Jahre alt, aber groß für sein Alter, schön gebaut und von männlicher Haltung. Sein entblößter Hals und seine Arme sind durch kräftige Uebungen gestärkt; seine Gesichtszüge verrathen ein offenes und warmes Herz, seine hohe Stirn, von braunen Haaren in natürlichen Locken umgeben, einen hellen Verstand.

Er trägt das gewöhnliche Kleid der römischen Knaben, die kurze Praetexta, die über die Kniee herabreicht, und eine goldene Bulla oder hohle, eirunde Kugel am Halse. Ein Pack Papier und Pergamentrollen, welche ihm ein alter Sklave nachträgt, zeigen, daß er gerade aus der Schule kommt.[1])

Während wir ihn so beschrieben haben, hat er bereits seine Mutter umarmt und sich zu ihren Füßen niedergesetzt. Sie blickt ihn einige Zeit stumm an, als wollte sie aus seinen Mienen die Ursache lesen, weshalb er so ungewöhnlich spät zurückgekommen ist, — eine Stunde später als sonst. Aber er begegnet ihren Augen mit einem so offenen Blicke und einem so unschuldigen Lächeln, daß jede Wolke des Zweifels augenblicklich verschwindet; und sie redet ihn folgendermaßen an:

„Was hat dich heute aufgehalten, mein liebes Kind? Es ist dir doch hoffentlich unterwegs nichts zugestoßen?"

„O nein, gewiß nicht, süße[2]) Mutter; im Gegentheil, alles ist zum Entzücken gegangen, — so gut, daß ich kaum wagen kann, es dir zu sagen."

Ein freundlicher Blick des Vorwurfs veranlaßte den offenherzigen Knaben, mit munterm Lachen fortzufahren: „Nun ja, ich sehe schon, ich muß. Du weißt, ich bin nicht zufrieden und kann nicht schlafen, wenn ich dir nicht alles Schlimme und Gute erzählt habe, was ich den Tag über erlebt." (Die Mutter lächelte wieder bei dem Gedanken daran, was für „Schlimmes" er wohl zu erzählen hätte.) „Ich habe kürzlich gelesen, die Scythen legten jeden Abend in eine Urne einen

[1]) Die Sitte, daß ein Sklave, der Paedagogus, den römischen Knaben die Bücher nachtrug, erklärt den schönen Gedanken des h. Augustinus: die Juden seien die Paedagogi des Christenthums, — für dieses trugen sie Bücher, die sie selbst nicht verstehen konnten. [Aug. in Ps. 56, 9: Propterea adhuc Judaei sunt, ut libros nostros portent ad confusionem suam. Quando enim volumus ostendere prophetatum Christum, proferimus paganis istas literas... Proferimus codices ab inimicis, ut confundamus alios inimicos. In quali ergo opprobrio sunt Judaei! Codicem portat Judaeus, unde credat Christianus. Librarii nostri facti sunt, quomodo solent servi post dominos codices ferre, ut illi portando deficiant, illi legendo proficiant.]

[2]) „Süß, dulcis," ist ein in den Katakomben sehr gewöhnliches Beiwort.

schwarzen oder einen weißen Stein, je nachdem der Tag glücklich oder unglücklich gewesen sei; hätte ich das zu thuen, ich würde die Tage mit weißen und schwarzen Kugeln bezeichnen, je nachdem ich Gelegenheit gehabt, dir alles zu erzählen, was ich gethan habe oder nicht. 'Aber heute bin ich das erste Mal im Zweifel darüber, ob ich dir alles erzählen muß."

War das Mutterherz mehr als gewöhnlich, wie von einer ersten Angst bewegt, oder war es eine sanftere Besorgniß, die ihr Auge verdunkelte, daß der Knabe ihre Hand ergriff und zärtlich an seine Lippen drückte, ehe er fortfuhr:

„Fürchte nichts, liebste Mutter; dein Sohn hat nichts gethan, was dich schmerzen könnte. Sage nur, wünschest du alles zu hören, was mir heute zugestoßen ist, oder bloß den Grund, weshalb ich so spät nach Hause gekommen bin?"

„Sage mir alles, lieber Pankratius," antwortete sie; „nichts, was dich betrifft, kann mir gleichgültig sein."

„Nun denn," begann er, „dieser Tag, an welchem ich zum letzten Male die Schule besucht habe, scheint mir besonders glücklich und doch reich an sonderbaren Vorfällen gewesen zu sein. Erstens erhielt ich den Preis bei einer Declamation, welche uns unser guter Lehrer Cassianus für die Morgenstunden aufgegeben hatte, und dieses veranlaßte, wie du hören wirst, einige merkwürdige Entdeckungen. Das Thema war: ‚Der echte Philosoph muß stets bereit sein, für die Wahrheit zu sterben'. Ich habe nie etwas so Kaltes und Geschmackloses gehört — ich hoffe, ich thue nichts Unrechtes, wenn ich das sage — wie die Aufsätze, welche meine Mitschüler vorlasen. Nun, es ist nicht ihre Schuld; die armen Jungen, was für eine Wahrheit können sie besitzen, und was kann sie antreiben, für eine ihrer leeren Meinungen zu sterben? Aber ein Christ, welch' herrliche Gedanken fallen ihm bei einem solchen Thema von selbst ein! Das fühlte auch ich. Mein Herz glühte, und alle meine Gedanken schienen zu brennen, während ich meinen Aufsatz schrieb, ganz voll von den Lehren, die ich von dir gehört, und von den Beispielen, die ich in unserer Familie vor Augen habe. Der Sohn eines Martyrers konnte nicht anders empfin-

den. Als aber die Reihe an mich kam, meine Declamation vorzulesen, da sah ich, daß mich meine Gefühle beinahe zu meinem Verderben verrathen hätten. In der Hitze des Vortrages entschlüpfte einmal das Wort ‚Christ' meinen Lippen statt ‚Philosoph', und einmal ‚Glaube' statt ‚Wahrheit'. Bei dem ersten Mißgriff bemerkte ich, wie Cassianus verwundert aufblickte, bei dem zweiten sah ich eine Thräne in seinem Auge glänzen, als er sich freundlich zu mir hinwandte und mir zuflüsterte: ‚Nimm dich in Acht, mein Kind; es lauschen scharfe Ohren.'"

„Wie," unterbrach ihn die Mutter, „ist denn Cassianus ein Christ? Ich habe dich in seine Schule geschickt, weil er als ein guter Lehrer und als ein sittlicher Mensch allgemein gerühmt wird; nun danke ich Gott, daß ich die seinige gewählt habe. Aber freilich, in diesen Tagen der Gefahr und Furcht sind wir genöthigt, wie Fremdlinge in unserm eigenen Lande zu leben, so daß wir kaum unsere Brüder kennen. Sicherlich, hätte Cassianus seinen Glauben öffentlich bekannt, seine Schule würde bald leer gestanden haben. Aber fahre fort, mein lieber Sohn. War seine Besorgniß begründet?"

„Ich fürchte, ja; denn während die große Masse meiner Mitschüler diese Verwechselung der Wörter nicht bemerkte und meine feuerige Declamation lebhaft beklatschte, sah ich, wie Corvinus finster seine dunkeln Augen auf mich heftete und in unverkennbarem Aerger auf die Lippen biß."

„Und wer ist dieser Corvinus, mein Kind? Warum war er so ärgerlich?"

„Er ist der älteste und stärkste, aber leider auch der dümmste Knabe in der Schule. Aber das ist, weißt du, nicht seine Schuld. Nur scheint er, ich weiß nicht warum, immer eine Abneigung und einen Haß gegen mich gehabt zu haben, wovon ich die Ursache nicht entdecken kann."

„Sagte er denn auch etwas zu dir, oder that er etwas?"

„Ja, und das war die Ursache, weshalb ich so spät kam. Als wir aus der Schule auf das Feld am Flusse gingen, da redete er mich höhnisch in Gegenwart unserer Mitschüler an und sagte: ‚Komm, Pankratius, dies ist das letzte Mal, wie

ich höre, daß wir hier zusammenkommen — auf das Wort hier legte er einen sonderbaren Nachdruck — aber ich habe ein langes Kerbholz, wofür ich noch Bezahlung von dir fordern muß. Du hast Vergnügen daran gefunden, in der Schule mich und Andere, die älter und besser sind, als du, deine Ueberlegenheit fühlen zu lassen; ich sah die hochmüthigen Blicke, die du mir zuwarfst, als du heute deine hochtrabende Declamation vortrugest. Ja, und ich habe Ausdrücke darin gehört, die du vielleicht noch zu büßen haben wirst, und das sehr bald; denn du weißt, mein Vater ist Präfect der Stadt' (die Mutter fuhr leise zusammen), ‚und es ist etwas im Werke, was dich vielleicht auch angehen wird. Ehe du aber weggehst, muß ich gerächt werden. Wenn du deines Namens werth bist und wenn er kein leeres Wort ist,[1]) so laß uns ehrlich streiten in einem männlichern Kampfe, als der Kampf mit Griffel und Schreibtafel[2]) ist. Ringe mit mir, oder versuche es mit dem Cestus[3]) gegen mich. Ich brenne vor Begierde, dich, wie du es verdienst, zu demüthigen vor diesen Zeugen deiner übermüthigen Triumphe.'"

Die Mutter neigte sich mit ängstlichem Blicke und kaum athmend über ihren Sohn, während sie ihm zuhörte. „Und was," rief sie aus, „hast du ihm geantwortet, mein lieber Sohn?"

„Ich sagte ihm ruhig, er sei ganz im Irrthum; ich hätte nie wissentlich etwas gethan, was ihn oder irgend einen meiner Mitschüler hätte kränken können; auch hätte ich nie daran gedacht, eine Ueberlegenheit über sie für mich in Anspruch zu nehmen. ‚Und was deinen Vorschlag angeht', fügte ich bei, ‚so weißt du, Corvinus, daß ich mich stets geweigert habe, mich

[1]) Pancratium bezeichnet die Leibesübung, welche alle andern Arten derselben, Ringen, Klopffechten u. s. w., vereinte.

[2]) Griffel (stilus) und Tafel (tabula) waren die Schreibmaterialien in den Schulen. Die Tafeln waren mit Wachs überzogen, in welches die Buchstaben mit dem scharfen Ende des Griffels eingedrückt wurden, während das stumpfe Ende dazu diente, sie auszulöschen.

[3]) Fechthandschuh.

in solche Kämpfe einzulassen, welche mit einer leidenschaftlosen Erprobung der Geschicklichkeit beginnen, aber mit heftigem Streite, mit Haß und Rachsucht enden; um so viel weniger kann ich mich jetzt darein einlassen, wo du eingestehst, daß du sie mit diesen bösen Leidenschaften beginnen willst, die gewöhnlich ihr schlimmes Ende sind.' Unsere Mitschüler hatten nun einen Kreis um uns gebildet, und ich sah deutlich, daß sie alle gegen mich waren; denn sie hatten gehofft, etwas von den Freuden ihrer grausamen Spiele zu genießen; ich fügte darum freundlich bei: ,Und nun, Kameraden, lebt wohl, und möge alles Glück euch begleiten. Ich scheide von euch, wie ich mit euch zusammen gelebt habe, in Frieden.' ,Nicht so', antwortete Corvinus, dessen Gesicht jetzt purpurroth wurde vor Wuth, ,sondern —'

Der Knabe erröthete, seine Stimme bebte, er zitterte, und mit halb erstickten Worten schluchzte er: „Ich kann nicht fortfahren; ich darf das Andere nicht sagen."

„Ich bitte dich um Gotteswillen und um der Liebe willen, die du dem Andenken deines Vaters zollst," sprach die Mutter, indem sie ihre Hand ihrem Sohne auf's Haupt legte, „verhehle mir nichts. Ich werde nie mehr Ruhe haben, wenn du mir nicht alles sagst. Was sagte oder that Corvinus weiter?"

Der Knabe faßte sich wieder nach einigen Augenblicken und nach einem stillen Gebete, und fuhr fort: ,Nicht also', schrie Corvinus, ,nicht so sollst du scheiden, feiger Eselskopf-Anbeter![1] Du hast uns deine Wohnung verheimlicht, aber ich werde dich zu finden wissen; bis dahin nimm dieses Unterpfand meines festen Entschlusses, mich zu rächen!' Mit diesen Worten schlug er mich wüthend in's Gesicht, daß ich taumelte und wankte, und die Knaben um uns herum jauchzten in wilder Freude."

Er brach in Thränen aus; das erleichterte ihn, und er fuhr fort: „O, wie fühlte ich in dem Augenblicke mein Blut kochen! Es war mir, als sollte mir das Herz zerspringen, und

[1]) Unter andern Fabeln, welche unter dem Volke in Bezug auf die Christen verbreitet waren, wurde auch erzählt, dieselben beteten einen Eselskopf an.

ich meinte eine Stimme das Wort ‚Feigling' mir höhnend in's Ohr flüstern zu hören. Es war gewiß ein böser Geist. Ich fühlte, daß ich stark genug sein würde, — der in mir aufwallende Zorn machte mich stark — den, der mich so ungerecht angefallen, bei der Kehle zu packen und keuchend zu Boden zu werfen. Ich hörte schon das Beifallsgeschrei, welches meinen Sieg begrüßt haben würde. Es war der härteste Kampf meines Lebens; nie waren Fleisch und Blut so stark in mir. O Gott! mögen sie nur nie wieder so furchtbar mächtig werden!"

„Und was thatest du denn, mein liebes, liebes Kind?" fragte die zitternde Matrone mit gedämpfter Stimme.

Er antwortete: „Mein guter Engel siegte über den Dämon zu meiner Seite. Ich dachte an meinen gebenedeiten Heiland im Hause des Kaiphas, umgeben von höhnenden Feinden, schmachvoll auf die Wange geschlagen, aber sanft und verzeihend. Konnte ich etwas anderes wünschen, als Ihm ähnlich zu werden?[1]) Ich bot Corvinus meine Hand und sprach: ‚Möge Gott dir vergeben, wie ich dir gern und völlig vergebe, und möge Er dich reichlich segnen!' In diesem Augenblicke kam Cassianus hinzu, der alles von weitem gesehen hatte, und die Knaben zerstreuten sich schnell. Ich bat ihn bei unserm gemeinsamen Glauben, der ja jetzt unter uns anerkannt war, Corvinus für das, was er gethan, nicht zu strafen und er hat es mir versprochen. Und nun, süße Mutter," flüsterte der Knabe mit sanftem und liebevollem Tone in den Busen der Mutter, „meinst du nicht auch, ich dürfte diesen Tag einen glücklichen nennen?"

---

[1]) Der hier geschilderten Scene liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde.

Drittes Capitel.

Die Weihe.

Während dieses Gespräches hatte der Tag sich rasch geneigt. Eine alte Dienerin trat jetzt unbemerkt ein, zündete die Lampen auf den marmornen und bronzenen Kandelabern an und entfernte sich still wieder. Ein helles Licht überstrahlte Mutter und Sohn, welche im Schweigen verharrten, nachdem Lucina, die fromme Matrone, die letzte Frage des Pankratius nur mit einem Kusse auf seine glühende Stirn beantwortet hatte. Es war nicht bloß mütterliche Liebe, was ihre Brust bewegte; es war auch nicht bloß die Freude einer Mutter, welche ihr Kind zu gewissen erhabenen und schwierigen Grundsätzen erzogen hat und nun sieht, daß dieselben auf die härteste Probe gestellt worden sind und diese glänzend bestanden haben; es war auch nicht die Freude, einen Sohn zu besitzen, welcher eine nach ihrer Ansicht so heroische Tugend in einem solchen Alter bewies; — gewiß, wenn die Mutter der Gracchen die erstaunten Matronen des republikanischen Rom auf ihre Knaben als auf ihre einzigen Juwelen hinwies, mit viel mehr Recht hätte sich diese christliche Mutter vor der Kirche dieses Sohnes rühmen können, den sie erzogen! — Aber für sie war diese Stunde die Stunde eines tiefern, oder sollen wir sagen, erhabenern Gefühls. Es war eine Zeit, der sie erwartungsvoll seit Jahren entgegengesehen, ein Augenblick, um den sie mit all der glühenden Andacht einer Mutter gebetet hatte. Manche fromme Mutter hat ihren Sohn von der Wiege an für den heiligsten und erhabensten Stand bestimmt, den es auf Erden gibt, hat gebetet und sich gesehnt, ihn aufwachsen zu sehen, um erst ein makelloser Levit und dann ein heiliger Priester am Altare zu werden, hat ängstlich jede wachsende Neigung überwacht und sanft die zarten Gedanken hinzuwenden gesucht auf das Heiligthum des Herrn der Heerschaaren. Und wenn er ein einziges Kind war, wie Samuel der einzige Sohn der Anna, dann kann diese Opferung alles dessen, was ihrer innig-

sten Liebe theuer ist, mit Recht als ein Act von mütterlichem Heroismus betrachtet werden. Aber wenn dem also ist, was sollen wir dann von Matronen des Alterthums sagen, welche wie Felicitas, Symphorosa oder die ungenannte Mutter der Machabäer, ihre Kinder — nicht eins, sondern viele, ja alle — hingaben oder aufopferten, um — nicht Priester, sondern Opfer für Gott zu werden?

Ein Gedanke der Art war es, welcher in dieser Stunde Lucina's Herz füllte, während sie mit geschlossenen Augen es himmelwärts erhob und um Stärke betete. Es war ihr, als würde sie aufgefordert, hochherzig zu opfern, was ihr auf Erden am theuersten war; und wiewohl sie das Opfer lange vorhergesehen und gewünscht hatte, konnte sie doch nicht ohne Geburtswehen des Verdienstes theilhaft werden.

Und was geht in dem Geiste des Knaben vor sich, der auch schweigend und gedankenvoll bleibt? Er denkt nicht an ein erhabenes, ihm bevorstehendes Geschick. Er sieht nicht im Geiste eine ehrwürdige Basilika, welche noch nach 1600 Jahren von dem kirchlichen Alterthumsforscher und dem andächtigen Pilger eifrig besucht werden und seinen Namen, den sie trägt, auch dem nahen Thore von Rom geben soll.[1]) Er ahnt nichts von einer Kirche, welche in gläubigen Jahrhunderten zu seiner Ehre an den Ufern der fernen Themse sich erheben soll, und welche Herzen, die seinem lieben Rom treu geblieben, auch noch nach ihrer Entweihung lieben und gern zu ihrem letzten Ruheplatze wählen sollen.[2]) Er sieht nicht vorher, daß ein silbernes Tabernakel oder Ciborium, 287 Pfund schwer, von Papst Honorius I. über der porphyrnen Urne aufgestellt werden soll, die seine Asche enthält.[3]) Er denkt nicht daran, daß sein Name in jedem Martyrologium stehen, sein Bild, als das des jugendlichen Martyrers der alten Kirche, mit Strahlen umgeben auf vielen Altären prangen soll. Er war nur der ein-

[1]) Kirche und Thor San Pancrazio.

[2]) Old St. Pancras' in London war der Lieblings-Kirchhof der Katholiken, so lange sie noch keine eigenen Begräbnißplätze hatten.

[3]) So erzählt Anastasius, der Bibliothekar, in dem Leben des Honorius.

fache christliche Knabe, der es als etwas Selbstverständliches ansah, daß er allezeit Gottes Geboten und Seinem Evangelium gehorchen müsse, und war nur glücklich darüber, daß er an diesem Tage unter ungewöhnlich schwierigen Umständen seine Pflicht gethan. Es mischte sich nichts von Stolz und Selbstgefälligkeit in den Gedanken daran; sonst wäre seine Handlung keine Heldenthat gewesen.

Als Pankratius nach langem, stillem Nachsinnen seine Augen wieder erhob in dem neuen Lichte, welches jetzt die Halle erhellte, da begegneten sie dem Blicke der Mutter, der mit einem majestätischen Ernste und mit einer Zärtlichkeit auf ihm ruhte, wie er sich nicht erinnerte, je an ihr bemerkt zu haben. Es war ein beinahe gottbegeisterter Blick; ihr Antlitz glich dem einer Prophetin; ihre Augen waren, wie er sich eines Engels Augen denken mochte. Still und fast unbewußt hatte er seine Stellung geändert und kniete jetzt vor ihr. Wohl mochte er vor ihr knieen: war sie ihm nicht wie ein Schutzengel, der ihn allezeit beschirmt hatte gegen das Böse, oder durfte er nicht in ihr die lebendige Heilige sehen, deren Tugenden sein Vorbild gewesen waren von seiner Kindheit an? — Lucina brach das Schweigen in einem Tone voll ernster Rührung.

„Die Zeit ist endlich gekommen, mein liebes Kind,“ sagte sie, „welche lange der Gegenstand meines inbrünstigen Gebetes gewesen ist, nach der ich mich gesehnt habe in der Fülle meiner mütterlichen Liebe. Sorgsam habe ich in dir die aufblühende Knospe jeder Christentugend beobachtet und Gott gedankt, wie sie sich entfaltete. Ich habe deine Gelehrigkeit bemerkt, deine Sanftmuth, deinen Fleiß, deine Frömmigkeit und deine Liebe gegen Gott und Menschen. Ich habe mit Freuden deinen lebendigen Glauben gesehen, deine Gleichgültigkeit gegen irdische Dinge und deine Liebe gegen die Armen. Aber ich habe mit Sehnsucht auf die Stunde geharrt, welche mir entschieden zeigen sollte, ob du mit dem armen Erbtheil der schwachen Tugend deiner Mutter zufrieden sein würdest, oder ob du der echte Erbe der edelern

Tugenden deines als Martyrer gestorbenen Vaters wärest. Diese Stunde — Gott sei Dank — sie ist heute gekommen!"

„Was habe ich denn gethan," fragte Pankratius, „daß du jetzt eine andere oder höhere Meinung von mir hast?"

„Höre mich, mein Sohn. Der heutige Tag ist der, an welchem du deine Schulbildung vollenden solltest; an ihm, so scheint es, wollte unser barmherziger Heiland dir eine Lehre geben, so werthvoll, wie deine ganze Schulbildung; an ihm wollte Er zeigen, daß du aus der Kindheit herausgetreten bist und fortan als Mann behandelt werden mußt; denn du kannst denken und reden, ja, und handeln wie ein Mann."

„Wie meinst du das, liebe Mutter?"

„Was du mir von deiner Declamation von heute Morgen gesagt hast, beweist mir, wie sehr dein Herz von edeln und hochherzigen Gedanken erfüllt gewesen sein muß. Du bist zu aufrichtig und gerade, als daß du hättest schreiben und lebhaft aussprechen sollen, es sei eine glorreiche Pflicht, für den Glauben zu sterben, hättest du es nicht geglaubt und empfunden."

„Das glaube und empfinde ich auch in der That!" unterbrach sie der Knabe. „Was für ein größeres Glück kann der Christ verlangen auf Erden?"

„Ja, mein Kind, du hast Recht," fuhr Lucina fort. „Aber ich wäre mit Worten nicht zufrieden gewesen. Was danach erfolgte, hat mir gezeigt, daß du unerschrocken und geduldig leiden kannst, nicht bloß Schmerzen, sondern was für dein junges patricisches Blut viel härter zu ertragen sein mußte, die empfindliche Schmach eines schändlichen Schlages und die höhnischen Worte und Blicke einer herzlosen Menge. Ja, noch mehr, du hast dich stark genug gezeigt, deinem Feinde zu vergeben und für ihn zu beten. Heute hast du die höhern Pfade des Berges betreten mit dem Kreuze auf deiner Schulter; noch ein Schritt, und du wirst es aufpflanzen auf dem Gipfel! Du hast dich als den echten Sohn des Martyrers Quintinus gezeigt. Willst du ihm gleich werden?"

„Mutter, Mutter! theuerste, süßeste Mutter!" rief der Knabe mit klopfendem Herzen aus; „könnte ich denn sein echter

Sohn sein und nicht wünschen, ihm gleich zu werden?" Ich habe zwar nie das Glück genossen, ihn zu kennen; aber hat nicht sein Bild stets meinem Geiste vorgeschwebt? Ist er nicht der Stolz meiner Seele gewesen? Alljährlich, wenn sein Gedächtniß gefeiert wird, als das Gedächtniß Eines aus der weißgekleideten Schaar, die das Lamm umgibt, in Dessen Blute sie ihr Gewand gewaschen hat, — wie haben mein Herz und mein Fleisch aufgejauchzt über seine Glorie, und wie habe ich gebetet zu ihm in der Glut der kindlichen Liebe: daß er für mich erbitten möge nicht Ruhm, nicht Ehre, nicht Reichthum, nicht Erdenfreuden, sondern das, was er höher schätzte als alles dieses; ja, daß das Einzige, was er auf Erden hinterlassen hat, so verwendet werden möge, wie er jetzt — das weiß ich — glaubt, daß es am nützlichsten und edelsten verwendet werden kann!"

„Was ist das, mein Sohn?"

„Es ist sein Blut," antwortete der Knabe, „welches noch in meinen Adern fließt und nur in diesen. Ich weiß, er muß wünschen, daß auch dieses gleich dem, was in seinen eigenen Adern war, vergossen werden möge aus Liebe für seinen Erlöser und zur Bezeugung seines Glaubens!"

„Genug, genug, mein Kind!" rief die Mutter aus, vor heiliger Rührung zitternd. „Nimm von deinem Halse das Zeichen der Kindheit weg, ich will dir ein besseres Zeichen geben."

Er gehorchte und nahm die goldene Bulla weg.

„Du hast von deinem Vater geerbt," sprach die Mutter mit noch feierlicherm Ernste, „einen edeln Namen, einen hohen Stand, große Reichthümer, allerlei weltliche Vortheile. Aber Eine Kostbarkeit der Erbschaft habe ich für dich bewahrt, bis du dich derselben würdig erweisen würdest; ich habe sie bis jetzt vor dir verborgen gehalten, wiewohl ich sie höher schätzte, als Gold und Juwelen. Es ist jetzt Zeit, daß ich sie dir übergebe."

Mit zitternden Händen nahm sie die goldene Kette von ihrem Halse, und zum ersten Male sah ihr Sohn, daß daran ein reich gesticktes und mit Edelsteinen besetztes Beutelchen

hing. Sie öffnete dasselbe und nahm daraus einen Schwamm, der zwar trocken, aber stark mit Blut gefärbt war.

„Auch das ist deines Vaters Blut, Pankratius!" sagte sie mit bebender Stimme und unter einem Strome von Thränen. „Ich selbst habe es aus seiner Todeswunde aufgefangen, als ich verkleidet neben ihm stand und ihn sterben sah an den Wunden, die er für Christus empfangen hatte."

Sie sah das Blut mit innigem Blicke an und küßte es andächtig: ihre strömenden Thränen fielen darauf und befeuchteten es, und seine Farbe wurde wieder hell und warm, als wäre es eben erst aus des Martyrers Herzen gekommen. Die heilige Matrone hielt den Schwamm an die zitternden Lippen ihres Sohnes und sie wurden geröthet von der heiligen Berührung. Er verehrte die heilige Reliquie mit der tiefen Rührung eines Christen und eines Sohnes, und es war ihm, als wäre seines Vaters Geist auf ihn herabgekommen und hätte das volle Gefäß seines Herzens bis in seine Tiefen aufgeregt, daß seine Wasser bereit sein möchten, frei zu fließen. So schien die ganze Familie noch einmal vereint zu sein. Lucina legte ihren Schatz wieder in seine Umhüllung und hing ihn um den Hals ihres Sohnes, indem sie sprach: „Wenn der Schwamm wieder befeuchtet wird, möge es durch einen edelern Strom geschehen, als durch den, welcher aus den Augen eines schwachen Weibes hervorbricht!"

Aber der Himmel dachte nicht so: der zukünftige Kämpfer wurde gesalbt und der zukünftige Martyrer geweiht durch das Blut seines Vaters, vermischt mit seiner Mutter Thränen.

Viertes Capitel.

Das heidnische Haus.

Gleichzeitig mit den Scenen, welche in den drei vorhergehenden Capiteln beschrieben wurden, fand ein sehr verschiedener Auftritt in einem andern Hause Statt, welches in dem Thale zwischen dem Quirinalischen und Esquilinischen Hügel

lag. Es gehörte dem Fabius, einem Manne aus dem Ritterstande, dessen Familie durch Anpachtung der Steuern asiatischer Provinzen ungeheuere Reichthümer aufgehäuft hatte. Sein Haus war größer und prachtvoller als das, welches wir schon besucht haben. Es enthielt ein drittes großes Peristylium oder Hof, umgeben von großen Gemächern, und neben vielen europäischen Kunstschätzen sah man darin die seltensten Producte des Orients in Ueberfluß. Teppiche aus Persien lagen auf dem Fußboden; Seidenzeuge aus China, vielfarbige Stoffe aus Babylon und Goldstickereien aus Indien und Phrygien bedeckten die Hausgeräthe; und merkwürdige Elfenbein- und Metall-Arbeiten, die hier und da umherstanden, wurden den Einwohnern von Inseln im indischen Ocean von monströser Gestalt und fabelhafter Abkunft zugeschrieben.

Fabius selbst, der Eigenthümer all dieser Schätze und großer Besitzungen, war ein gutes Exemplar von einem leichtsinnigen Römer, der entschlossen war, dieses Leben gründlich zu genießen; — an ein anderes Leben dachte er nie. Er glaubte an nichts, sah es aber als eine selbstverständliche Sache an, bei allen sich darbietenden Gelegenheiten die gerade vorkommenden Gottheiten zu verehren. Er galt darum für einen Mann so gut wie die Andern, und Niemand hatte ein Recht, mehr zu verlangen. Den größten Theil des Tages brachte er in dem einen oder andern der großen Bäder zu, welche außer dem durch den Namen ausgedrückten Zwecke mit ihren vielen Nebengebäuden auch unsere Clubs, Lesezimmer, Spielzimmer, Säle zum Ballspiel und Turnplätze ersetzten. Dort nahm er sein Bad, plauderte, las und verbrachte sonst seine Stunden; oder er ging einige Zeit auf das Forum, um einen Redner sprechen oder einen Advocaten plaidiren zu hören; oder er spazierte in einem der zahlreichen öffentlichen Gärten, wo sich die vornehme Welt von Rom viel aufhielt. Er kehrte dann um die Zeit, zu der unser Mittagessen stattzufinden pflegt, nach Hause zurück, wo eine üppige Mahlzeit ihn erwartete. Dabei hatte er täglich Gäste, die er entweder vorher eingeladen, oder die er während des Tages unter

den vielen Parasiten, welche auf ein gutes Mahl lauerten, auffischte.

Zu Hause war Fabius ein gütiger und nachsichtiger Herr. Eine große Zahl von Sklaven besorgte sein Hauswesen, und da er, so lange alles um ihn herum bequem, schön und elegant war, nichts so sehr haßte, als Unruhe, so ließ er ruhig im Uebrigen seine Freigelassenen schalten und walten. Hauptsächlich durch solche Freigelassene, welche oft die intelligentesten und ehrlichsten Agenten waren, ließ er seine ausgedehnten Geschäfte im Auslande und in Rom betreiben.

Indeß ist er selbst es weniger, mit dem wir den Leser bekannt machen wollen, als eine andere Person in seinem Hause, die den prächtigen Luxus desselben mitgenießt und seinen Reichthum allein erben soll. Es ist das seine Tochter, welche nach römischer Sitte den Namen des Vaters trägt, jedoch in der zierlichern Diminutivform F a b i o l a.[1]) — Wie wir früher gethan, wollen wir gleich den Leser in ihr Gemach führen. Eine Marmortreppe führt von dem zweiten Hofe zu demselben hinauf; an den Seiten dieses Hofes zieht sich nämlich eine Reihe von Gemächern hin, die auf eine Terrasse gehen, welche durch einen zierlichen Springbrunnen erfrischt und geziert wird, und mit einer Menge der seltensten exotischen Pflanzen bedeckt ist. In diesen Gemächern finden sich die ausgesuchtesten und merkwürdigsten Werke der italienischen und ausländischen Kunst vereinigt; aus der Sammlung und Anordnung sieht man, daß der Besitzer einen feinen Geschmack hat, und daß er reiche Mittel und besonders günstige Gelegenheiten gehabt haben muß, das alles zusammen zu bringen.

Die Stunde der Mahlzeit ist nicht mehr fern, und wir sehen die Herrin dieses prächtigen Aufenthaltes mit den Vorbereitungen beschäftigt, um mit geziemendem Glanze dabei zu erscheinen. Sie sitzt auf einem Ruhebett von athenischer Arbeit, mit Silber eingelegt, in einem Gemache von cyzicensischer Form, d. h. in einem Gemache, welches Glasfenster hat, die bis auf den Boden herabreichen und so auf die mit Blumen bedeckte Terrasse

[1]) Der Ton ist auf dem i: F a b i ŏ l a.

gehen. An der Wand ihr gegenüber hängt ein Spiegel von polirtem Silber, groß genug, um eine ganze stehende Figur abzuspiegeln. Auf einem Porphyr-Tische daneben ist eine Sammlung der zahllosen seltenen Schönheitsmittel und Parfümerieen, welche bei den römischen Damen so beliebt geworden waren und wofür sie so ungeheuere Summen ausgaben;[1]) auf einem andern Tische von indischem Sandelholz liegt eine reiche Sammlung von Juwelen und Schmucksachen in kostbaren Etuis zur Auswahl für den Tag bereit.

Wir haben weder die Absicht, Personen oder Gesichtszüge zu beschreiben, noch das Geschick dazu; wir wollen uns mehr mit den Seelen beschäftigen. Wir begnügen uns darum mit der Bemerkung, daß Fabiola, jetzt zwanzig Jahr alt, in ihrem Aeußern hinter andern Damen von ihrem Stande, Alter und Vermögen nicht zurückstand, und daß sich Viele um ihre Hand bewarben. In ihrem Temperamente und Charakter aber war sie von ihrem Vater ganz verschieden. Stolz, hochfahrend, herrschsüchtig und reizbar, beherrschte sie wie eine Kaiserin ihre ganze Umgebung mit ein oder zwei Ausnahmen, und forderte demüthige Huldigung von Allen, die ihr naheten. Als einzige Tochter war sie von ihrem leichtsinnigen, gutmüthigen Vater — ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben — nachsichtig erzogen worden. Sie hatte die besten Lehrer gehabt, eine feine Bildung erhalten, und man hatte ihr alles gestattet, was sie begehrte; sie hatte nie gelernt, was das heiße, sich einen Wunsch zu versagen.

Da sie so viel sich selbst überlassen war, hatte sie viel gelesen, namentlich ernstere Bücher. So war sie eine vollständige Philosophin geworden, eine Anhängerin des verfeinerten, das heißt des ungläubigen und intellectuellen Epikuräismus, der seit lange in Rom Mode war. Vom Christenthum wußte sie nichts, dachte sich aber darunter etwas sehr Niedriges, Rohes und Gemeines; sie verachtete es übrigens zu sehr, als daß ihr je eingefallen wäre, sich mit demselben bekannt zu

[1]) Die Milch von 500 Eselinnen gebrauchte Poppäa, die Gattin Nero's, täglich zu einem solchen Mittel.

machen. Das Heidenthum mit seinen Göttern, seinen Lastern, seinen Fabeln und seinem Götzendienste verlachte sie, wiewohl sie äußerlich daran festhielt. Sie glaubte eigentlich an nichts jenseit dieses Lebens, und dachte an nichts, als an den verfeinerten Genuß dieses Lebens. Aber eben ihr Stolz war ein Schild für ihre Tugend. Die Versunkenheit der heidnischen Gesellschaft ekelte sie an, und sie verachtete die frivolen Jünglinge, welche ihr den Hof machten und ihr die Höflichkeiten erwiesen, auf denen sie strenge bestand, weil sie sich an ihren Narrheiten ergötzte. Man hielt sie für kalt und selbstsüchtig; aber in Hinsicht ihrer Sittlichkeit war sie tadellos.

Wenn wir uns beim Beginne unserer Erzählung auf lange Beschreibungen einlassen, so hoffen wir, der Leser wird uns glauben, daß sie nöthig sind, um ihn mit den materiellen und gesellschaftlichen Zuständen Rom's zur Zeit unserer Erzählung bekannt, und um diese selbst verständlicher zu machen. Und wenn er sich versucht fühlen sollte, zu meinen, wir beschrieben die Dinge zu glänzend und zu elegant für eine Periode des Verfalls der Künste und des Geschmackes, so erlauben wir uns, ihn zu erinnern, daß das Jahr, in welches wir unsern Besuch in Rom versetzen, nicht so entfernt ist von den bessern Perioden der römischen Kunst, z. B. der der Antonine, wie unsere Zeit von der Cellini's, Rafael's oder Donatello's. Und doch in wie vielen italienischen Palästen hat man noch jetzt Werke von diesen großen Meistern und schätzt sie hoch, wenn man sie auch nicht mehr nachahmen kann! So verhielt es sich auch ohne Zweifel mit den Häusern, welche den alten und reichen römischen Familien gehörten.

Wir finden also Fabiola auf ihrem Ruhebette. In der linken Hand hat sie einen silbernen Spiegel mit einem Griffe, in der andern ein Instrument, welches uns in einer so schönen Hand überraschen muß: ein Stilett mit einer scharfen Spitze, mit einem zierlich geschnitzten elfenbeinernen Griffe und einem goldenen Ringe, woran es gehalten wird. Es war das die Lieblingswaffe, womit die römischen Damen ihre Sklaven bestraften oder diese ihren Aerger fühlen ließen, wenn sie den

geringsten Fehler bemerkten, oder ungehalten über sie wurden. — Drei Sklavinnen sind jetzt um ihre Herrin beschäftigt. Sie gehören verschiedenen Volksstämmen an und haben eine große Summe gekostet, nicht bloß wegen ihrer äußern Gestalt, sondern wegen irgend einer seltenen Geschicklichkeit, die sie besitzen sollen. Die erste ist eine Schwarze, aber nicht von dem unglücklichen Negerstamme, sondern von einem der Stämme, welche, wie die Abyssinier und Numidier, eine eben so regelmäßige Gesichtsbildung haben wie die asiatischen Völker. Man glaubt von ihr, sie sei mit den Kräutern genau bekannt und mit ihren kosmetischen und heilenden Kräften, vielleicht auch mit ihrem Gebrauche zu schlimmern Dingen, zur Bereitung von Liebes- und Zaubertränken, und möglicherweise auch von Gift. Sie wird nach dem Lande, dem sie angehört, einfach Afra genannt. Die zweite Sklavin ist eine Griechin, an der ihr Geschmack hinsichtlich der Kleidung, so wie die Eleganz und Reinheit der Aussprache geschätzt wird; sie heißt Graja. Der Name, den die dritte führt, Syra, sagt uns, daß sie aus Asien stammt; sie zeichnet sich durch ihre große Geschicklichkeit im Sticken aus und durch ihren anhaltenden Fleiß. Sie ist ruhig und schweigsam, besorgt aber sehr fleißig und gewissenhaft die Arbeiten, welche ihr zufallen. Die beiden Andern sind geschwätzig und beweglich und machen viel Lärm bei jeder Kleinigkeit, die sie thuen. Jeden Augenblick sagen sie ihrer jungen Gebieterin die übertriebensten Schmeicheleien oder suchen die Bewerbung des einen oder andern unter den liederlichen Anbetern derselben, der sie am besten oder zuletzt dafür bezahlt hat, zu unterstützen.

„Wie entzückt würde ich sein, edelste Gebieterin," sprach die schwarze Sklavin, „könnte ich nur in dem Triclinium (Speisesaal) sein, wenn du heute Abend eintrittst, um zu sehen, welchen herrlichen Eindruck dieses neue Stibium [1]) auf die Gäste machen wird! Es hat mir viel Mühe gekostet, bis ich es in so ausgezeichneter Qualität erhalten konnte; ich bin überzeugt, in Rom ist nie ähnliches gesehen worden."

[1]) Schwarzer Spießglanz, womit die Augenlider gefärbt wurden.

„Was mich angeht,“ unterbrach die listige Griechin, „so möchte ich keinen Anspruch auf eine so hohe Ehre machen. Ich wäre zufrieden, könnte ich nur einmal von außen durch die Thüre sehen, welchen bezaubernden Eindruck diese wundervolle seidene Tunica machen muß, die mit der letzten Goldsendung aus Asien angekommen ist. Ihrer Schönheit kann nichts gleichkommen, und ihre Anordnung, darf ich wohl hinzufügen, das Resultat meines Studiums, ist auch des Stoffes nicht unwürdig.“

„Und du, Syra,“ warf die Gebieterin mit verächtlichem Lächeln dazwischen, „was möchtest du wünschen? Was hast du zu loben von deinem Thun?“

„Ich habe keinen Wunsch, edele Dame, als daß du stets glücklich sein mögest, und ich habe nichts zu loben von meinem Thun; denn ich wüßte nicht, daß ich mehr gethan als meine Pflicht“ — das war die bescheidene und aufrichtige Antwort der Sklavin.

Sie gefiel der stolzen Dame nicht, und diese sagte: „Mich dünkt, Sklavin, du bist nicht übermäßig geneigt zum Loben; man hört selten ein angenehmes Wort aus deinem Munde.“

„Und welchen Werth hätte denn mein Lob,“ antwortete Syra, „das Lob aus dem Munde einer armen Sklavin, für eine edele Dame, die gewohnt ist, es den ganzen Tag von beredten und gebildeten Lippen zu hören? Glaubst du es, wenn du es von ihnen hörst? Verachtest du es nicht, wenn du es von uns empfängst?“

Die beiden andern Sklavinnen sahen sie ärgerlich an; auch Fabiola war ungehalten über die Zurechtweisung, — denn so faßte sie die Worte auf. Hohe Gedanken für eine Sklavin!

„Mußt du denn noch lernen,“ antwortete sie stolz, „daß du mein bist und daß ich dich um einen hohen Preis gekauft habe, damit du mir dienest, wie ich will? Ich habe eben so gut ein Recht auf den Dienst deiner Zunge, wie auf den Dienst deiner Hände; und wenn ich von dir gelobt, geschmeichelt und besungen werden will, dann sollst du es thun, du magst wollen oder nicht. Das ist in der That eine neue Idee, daß eine

Sklavin einen Willen haben soll außer dem ihrer Gebieterin, der doch selbst ihr Leben gehört!"

„Freilich," antwortete die Sklavin ruhig, aber würdevoll, „mein Leben gehört dir und alles, was mit dem Leben endet — Zeit, Gesundheit, Kraft, Leib und Athem. Alles dieses hast du gekauft mit deinem Golde, und es ist dein Eigenthum geworden. Aber ich besitze noch als mein Eigenthum, was keines Kaisers Gold kaufen, was keine Sklavenkette fesseln kann, was mit dem Leben nicht endet."

„Und was ist denn das?"

„Eine Seele."

„Eine Seele!" wiederholte die erstaunte Fabiola, die nie zuvor gehört hatte, daß eine Sklavin auf ein solches Besitzthum Anspruch machte. „Erlaube mir doch die Frage, was meinst du mit dem Worte?"

„Ich kann nicht in philosophischen Sentenzen reden," antwortete die Sklavin; „aber ich meine damit das innerliche lebendige Bewußtsein in mir, wodurch ich erkenne, daß ich eine Existenz habe mit und unter bessern Dingen, als die mich umgeben, — ein Bewußtsein, welches vor der Vernichtung schaudert und instinctmäßig vor dem zurückweicht, was damit eben so enge verbündet ist, wie die Krankheit mit dem Tode. Darum verabscheut sie alle Schmeichelei und haßt eine Lüge. So lange ich diese unsichtbare Gabe habe — und sterben kann sie nicht — ist mir beides unmöglich."

Die beiden Andern verstanden von all diesem nur wenig; sie standen also da in dummer Verwunderung über die Anmaßung ihrer Gefährtin. Auch Fabiola staunte; aber ihr Stolz wurde bald wieder rege, und sie sprach mit unverkennbarer Ungeduld:

„Wo hast du all diese Narrheit gelernt? Wer hat dich so schwätzen gelehrt? Ich für meinen Theil, ich habe viele Jahre studirt und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß alle Ideen von geistigen Existenzen Träume von Dichtern oder Spitzfindigkeiten von Sophisten sind, und als solche verachte ich sie. Willst du, eine unwissende, ungebildete Sklavin, das besser wissen als deine Gebieterin? Oder bildest du dir wirklich ein, wenn

nach dem Tode dein Leichnam mit den Sklaven, die sich todt getrunken haben oder die man zu Tode gepeitscht hat, auf einen Haufen geworfen wird, um mit ihnen auf einem schmählichen Scheiterhaufen verbrannt zu werden, und wenn dann die Asche von euch Allen in eine gemeinsame Grube geschüttet wird, — bildest du dir ein, dann würdest du als ein selbstbewußtes Wesen fortleben und noch ein Leben der Freude und Freiheit zu hoffen haben?"

„Non omnis moriar,[1]) wie einer euerer Dichter sagt," antwortete die Sklavin bescheiden, aber mit einem innigen Blicke, der ihre Gebieterin in Staunen setzte, — „ja, ich hoffe, oder vielmehr ich glaube, daß ich alles das überleben werde. Noch mehr: ich glaube und weiß, daß es eine Hand gibt, welche aus jener Grube, die du so anschaulich beschrieben hast, alle verbrannten Theile meines Leibes heraussuchen wird! Es gibt eine Macht, welche die vier Winde des Himmels zur Rechenschaft ziehen und von jedem derselben jedes Theilchen meines Staubes, welches er zerstreut hat, zurückfordern wird; und ich werde in diesem meinem Leibe wiederhergestellt werden, nicht als deine oder irgend Jemandes Leibeigene, sondern frei, froh und glorreich, ewig liebend und geliebt. Diese sichere Hoffnung ruht in meinem Busen!"[2])

„Was sind das für wilde Ausgeburten einer orientalischen Phantasie, die dich zu jeder Pflicht unfähig machen? Davon mußt du geheilt werden. In welcher Schule hast du all diesen Unsinn gelernt? Ich habe nie in einem griechischen oder lateinischen Schriftsteller etwas der Art gelesen."

„Ich habe es in einer Schule gelernt, die meinem Vaterlande angehört, in einer Schule, die keinen Unterschied kennt und zuläßt zwischen Griechen und Barbaren, zwischen Freien und Sklaven."

„Was!" rief die stolze Dame in heftiger Aufregung, „du willst nicht einmal warten bis zu jener idealen zukünftigen Existenz nach dem Tode? Schon jetzt machst du Anspruch darauf, mir gleich zu sein, — ja, wer weiß, vielleicht gar

[1]) „Ich werde nicht ganz sterben." Horaz.
[2]) Job 19, 27.

höher zu sein, als ich? Komm, sage mir gleich und ohne Zweideutigkeit und Verstellung, thust du das oder nicht?" Dabei nahm sie eine erwartende Haltung an. Bei jedem Worte der ruhigen Antwort nahm ihre Aufregung zu, und heftige Leidenschaften schienen in ihr zu ringen, als Syra sagte:

„Edelste Gebieterin! du stehst hoch über mir an Rang und Macht, an Kenntnissen und Geist, und in allem, was das Leben reich und schön macht; in jeder Art der Schönheit der Gestalt und der Züge, und in allen Reizen des Benehmens und der Rede bist du hoch über alle Rivalität erhaben und sicher gegen neidische Gedanken von Seiten einer so niedrigen und unbedeutenden Person, wie ich bin. Aber wenn ich die einfache Wahrheit antworten muß auf deine entschiedene Frage," — sie stockte und hielt inne, aber ein gebieterischer Wink ihrer Herrin befahl ihr fortzufahren — „dann mögest du selbst darüber urtheilen, ob eine arme Sklavin, welche die unerschütterliche Ueberzeugung hat, in sich eine geistige und lebendige Intelligenz zu besitzen, deren Dauer die Ewigkeit, deren einziger wahrer Wohnort über den Wolken, deren einziges wahres Urbild die Gottheit ist, — ob eine Sklavin mit dieser festen Ueberzeugung sich für geringer an sittlicher Würde oder an hoher Einsicht halten kann, als eine Dame, welche bei all ihren Vorzügen eingesteht, daß sie auf keine höhere Bestimmung Anspruch macht, kein besseres Ende erwartet, als die schönen unvernünftigen Sänger, welche ohne Hoffnung auf Freiheit gegen die vergoldeten Stangen jenes Käfigs fliegen?" [1])

Fabiola's Augen flammten vor Wuth; sie sah sich zum ersten Male in ihrem Leben zurechtgewiesen, gedemüthigt von einer Sklavin. Sie ergriff das Stilett, welches sie in der Hand hatte, und stieß damit wie blind auf ihre Sklavin los, welche nicht zurückwich. Syra streckte instinctmäßig ihren Arm vor, um sich zu schützen, und fing damit den Stoß auf, welcher von dem Ruhebett aus, aufwärts gezielt, ihr eine tiefere Wunde

[1]) Man vergleiche die schöne Antwort, welche Evelpistus, ein Sklave des Kaisers, dem Richter gab, in den Acten des h. Justinus, bei Ruinart, Acta Martyrum sincera, ed. Aug. 1802. tom I.

beibrachte, als sie je zuvor empfangen. Die Thränen traten ihr bei dem ersten Schmerz in die Augen, und aus der Wunde brach das Blut hervor wie ein Strom. Fabiola schämte sich gleich im nächsten Augenblicke ihrer grausamen, wenn auch nicht beabsichtigten That und fühlte sich noch mehr gedemüthigt vor ihren Sklavinnen.

„Geh', geh'," sagte sie zu Syra, welche die Wunde mit einem Tuche zudrückte, „geh' zu Euphrosyne und laß dir die Wunde verbinden. Ich wollte dich nicht so schlimm verletzen. Aber warte einen Augenblick, ich muß es wieder gut machen." Sie griff nach den Schmucksachen auf dem Tische und fuhr fort: „Nimm diesen Ring, und heute Abend brauchst du nicht wieder hierher zu kommen."

Fabiola's Gewissen war damit beruhigt; sie meinte das Unrecht, welches sie gethan, reichlich wieder gut gemacht zu haben, indem sie einer gemeinen Sklavin ein kostbares Geschenk gab.

Am folgenden Sonntage fand man in der Kirche oder, wie man damals sagte, in dem Titel von Sanct Pastor, nicht weit von Fabiola's Hause, unter den für die Armen eingesammelten Gaben einen werthvollen Smaragdring. Der gute Priester Polykarpus meinte, er müsse die Gabe einer sehr reichen römischen Dame sein; aber Er, der mit strahlendem Auge den Almosenkasten von Jerusalem überwachte und auch das Scherflein der Witwe bemerkte, Er allein sah es, wie der verbundene Arm einer fremden Sklavin den Ring in den Opferstock fallen ließ.

Fünftes Capitel.

Der Besuch.

Während des letzten Theiles des eben erzählten Gespräches und während der Katastrophe, mit welcher dasselbe endete, war Jemand in Fabiola's Gemach eingetreten, und hätte Fabiola dies gesehen, so würde dadurch wahrscheinlich das Gespräch unterbrochen und die Katastrophe verhindert worden sein. Die innern Gemächer in einem römischen Hause waren gewöhnlicher durch

Vorhänge als durch Thüren von einander getrennt; und so war es möglich, namentlich während einer so aufgeregten Scene, wie sie eben stattgefunden, unbemerkt einzutreten. Dieses war jetzt der Fall, und als Syra das Gemach verlassen wollte, erschrack sie fast, als sie in hellem Glanze vor dem dunkelrothen Thür-Vorhange eine Figur stehen sah, welche sie gleich erkannte, welche wir aber kurz beschreiben müssen.

Es war eine Jungfrau oder eigentlich ein Kind von zwölf oder dreizehn Jahren, in reines und fleckenloses Weiß gekleidet, ohne alle Schmucksachen. In ihren Gesichtszügen sah man die Einfalt der Kindheit mit der Einsicht eines reifern Alters vereinigt. In ihren Augen wohnte nicht nur die taubengleiche Unschuld, welche der heilige Dichter beschreibt, [1]) sondern oft strahlte aus denselben eine Innigkeit reiner Liebe, als sähen sie über alle Gegenstände der Umgebung hinaus und ruhten auf Jemand, der für alle Andern unsichtbar, für sie aber wahrhaft gegenwärtig und ihr im höchsten Grade theuer wäre. Ihre Stirn war der Sitz der Aufrichtigkeit, offen und strahlend von Wahrhaftigkeit ohne alles Hehl; ein freundliches Lächeln spielte um ihre Lippen, und die frischen jugendlichen Züge drückten immer deutlich und sprechend und ohne Verstellung die wechselnden Empfindungen ihres warmen und zarten Herzens aus. Diejenigen, welche sie kannten, glaubten, sie denke nie an sich, sondern sei gleichsam ganz getheilt zwischen Güte gegen ihre Umgebung und Liebe zu ihrem unsichtbaren Geliebten.

Als Syra diese schöne Erscheinung, gleich der eines Engels, vor sich sah, blieb sie einen Augenblick stehen. Aber das Kind ergriff ihre Hand, küßte sie ehrfurchtvoll und sprach: „Ich habe alles gesehen; erwarte mich in dem kleinen Gemach neben dem Eingange, wenn ich hinausgehe."

Sie trat dann näher. Als Fabiola sie sah, überzog ein dunkeles Roth ihre Wangen; denn sie fürchtete, das Kind möchte Zeuge ihrer unwürdigen Leidenschaftlichkeit gewesen sein. Mit einem kalten Winke entließ sie ihre Dienerinnen und begrüßte dann ihre Verwandte — das war das Kind — mit großer

[1]) „Deine Augen sind Taubenaugen." Hohel. 1, 14.

Herzlichkeit. Wir haben oben gesagt, Fabiola habe mit den Ausbrüchen ihrer Laune und ihres Hochmuths einige wenige Personen aus ihrer Umgebung verschont. Dazu gehörte zunächst ihre alte Amme und Freigelassene Euphrosyne, welche alle ihre häuslichen Angelegenheiten besorgte und deren einziger Glaubensartikel war, Fabiola sei das vollkommenste Wesen, die klügste, liebenswürdigste, bewunderungswürdigste Dame in Rom. Dazu gehörte weiter ihre junge Verwandte, welche sie wahrhaft liebte, welche sie immer mit der größten Freundlichkeit behandelte und deren Gesellschaft ihr stets angenehm war.

„Das ist in der That freundlich von dir, liebe Agnes," sagte Fabiola ganz besänftigt, „daß du meiner plötzlichen Einladung, heute mit uns zu speisen, so willig nachgekommen bist. Mein Vater hat einen oder zwei neue Gäste eingeladen, und ich wollte gern Jemand bei mir haben, um mich nicht mit ihnen unterhalten zu müssen. Indeß bin ich doch etwas neugierig auf einen unserer neuen Gäste. Es ist Fulvius, von dessen Schönheit, Reichthum und Bildung ich so viel höre, wiewohl Niemand zu wissen scheint, wer oder was er ist und woher er stammt."

„Meine liebe Fabiola," antwortete Agnes, „du weißt, ich besuche dich immer sehr gern, und meine lieben Eltern erlauben es gern; sprich also nicht weiter davon."

„Und du bist wieder gekommen, wie gewöhnlich," sagte die Andere scherzend, „in deinem schneeweißen Gewande ohne Juwelen und Schmucksachen, als wärest du alle Tage eine Braut. Es ist mir immer, als wenn du eine ewige Hochzeit feiertest. Aber, gütiger Himmel, was ist das? Bist du verwundet? Oder weißt du, daß gerade vor der Brust auf deiner Tunica ein großer rother Flecken ist — er sieht aus, wie Blut. Ist das so, so will ich dir gleich eine andere Tunica geben?"

„Nicht um alles in der Welt, Fabiola; es ist das Juwel, der einzige Schmuck, den ich heute Abend tragen will. Es ist Blut, und das Blut einer Sklavin, aber in meinen Augen edeler als das, welches in deinen und meinen Adern fließt."

Fabiola erkannte nun die Wahrheit: Agnes hatte alles ge-

sehen. Auf's tiefste gedemüthigt, sagte sie etwas empfindlich: „Willst du denn aller Welt meine Heftigkeit kund machen, in der ich eine vorlaute Sklavin zu hart gezüchtigt habe?“

„Nein, liebe Nichte, das sei fern. Ich will nur für mich ein Beispiel von Seelenstärke und von Hochherzigkeit behalten, welches mir eine Sklavin gegeben hat, und wie es wenige patricische Philosophen uns geben können.“

„Was für eine wunderliche Idee! In der That, Agnes, ich habe schon oft gedacht, du machst zu viel aus dieser Klasse von Leuten. Was sind sie denn auch eigentlich?“

„Menschliche Wesen, so gut wie wir selbst, begabt mit derselben Vernunft, denselben Gefühlen und derselben Organisation. So viel wirst du jedenfalls zugeben, um nicht weiter zu gehen. Dann gehören sie mit uns zu derselben Familie, und wenn Gott, von dem unser Leben kommt, darum unser Vater ist, so ist Er eben so gut auch ihr Vater, und folglich sind sie unsere Brüder und Schwestern.“

„Ein Sklave mein Bruder und eine Sklavin meine Schwester, Agnes? Das mögen die Götter verhüten! Sie sind unser Eigenthum, und ich kann mir nicht denken, daß man sie sich bewegen, handeln, denken oder fühlen lassen sollte anders, als es ihren Herren gefällt und zu deren Vortheil ist.“

„Komm, komm,“ sagte Agnes mit der größten Milde, „wir wollen keine heftige Discussion anfangen. Du bist zu aufrichtig und zu edel, als daß du nicht fühlen und bereitwillig anerkennen solltest, daß du heute von einer Sklavin bist übertroffen worden in allem, was du am meisten bewunderst: an Geist, an Verstand, an Wahrhaftigkeit und an heroischer Stärke. Antworte mir nicht; ich lese das in dieser Thräne. Aber, liebste Nichte, ich will dich vor einer Wiederholung dieses Verdrusses schützen. Willst du mir eine Bitte gewähren?“

„Jede, wenn es in meiner Macht steht.“

„Dann laß mich Syra — ich meine, so heißt sie, — kaufen. Du wirst sie doch nicht gern um dich sehen.“

„Du irrst dich, Agnes. Ich will meinen Stolz einmal bändigen, und ich gestehe, ich werde sie jetzt achten, vielleicht

beinahe bewundern. Es ist das für mich ein ganz neues Gefühl gegenüber einer Person von ihrem Stande."

„Aber ich meine, Fabiola, ich könnte sie glücklicher machen, als sie jetzt ist."

„Ohne Zweifel, liebe Agnes; du bist im Stande, Jeden glücklich zu machen, der bei dir ist. Ich habe nie ein Haus gesehen, wie das euerige. Ihr scheint die wunderliche Philosophie im Leben durchzuführen, wovon Syra sprach, — die keinen Unterschied kennt zwischen Freien und Sklaven. Jeder in euerm Hause ist immer heiter und freudig besorgt, seine Pflicht zu thun. Und es scheint Niemand da zu sein, der an Befehlen denkt. Komm, sage mir dein Geheimniß." (Agnes lächelte.) „Ich glaube am Ende, du kleine Zauberin, in dem geheimnißvollen Gemache, welches du mir nie öffnen willst, bewahrst du deine Zaubermittel und Tränke, wodurch du bewirkst, daß alles dich liebt. Wärest du eine Christin und würdest in's Amphitheater gebracht, ich bin überzeugt, selbst die Leoparden würden sich zu deinen Füßen schmiegen. — Aber warum siehst du so ernst aus, Kind? Du weißt doch, daß ich nur scherze!"

Agnes schien ganz in Gedanken versunken; ihr Blick nahm den innigen und zärtlichen Ausdruck an, den wir erwähnt haben, als sähe sie Jemand, den sie glühend liebte, vor sich, ja als hörte sie ihn sprechen. Es ging vorüber, und sie sprach in heiterm Tone: „Nun ja, Fabiola, es haben sich schon sonderbarere Dinge ereignet; und jedenfalls, wenn etwas so Schreckliches eintreten sollte, so ist Syra gerade eine Person der Art, wie man sie dann bei sich sehen möchte. Du mußt sie mir wirklich abtreten."

„Um des Himmels willen, Agnes, nimm meine Worte nicht so ernsthaft! Ich versichere dich, ich habe sie nur im Scherz gesprochen. Ich habe eine zu hohe Meinung von deinem Verstande, als daß ich ein solches Unglück für möglich halten sollte. Was aber Syra's Treue und Anhänglichkeit angeht, so hast du Recht. Als du im vorigen Sommer abwesend warst und ich an einem ansteckenden Fieber so gefährlich

erkrankt war, da konnte nur die Peitsche die andern Sklavinnen bewegen, mir nahe zu kommen, während dieses arme Ding kaum von meiner Seite wich, bei mir wachte und mich Tag und Nacht pflegte; ich glaube wirklich, sie hat viel zu meiner Genesung beigetragen."

„Und liebtest du sie nicht dafür?"

„Sie lieben! Eine Sklavin lieben, Kind! Natürlich habe ich sie reichlich belohnt, — aber ich kann nicht dahinter kommen, was sie mit dem macht, was ich ihr gebe. Die Andern sagen, sie habe nichts aufbewahrt, und sie gibt sicher nichts für sich aus. Ja, ich habe sogar gehört, daß sie ihre tägliche Nahrung mit einem blinden Bettlermädchen theilt. Ein wunderlicher Einfall, wahrhaftig!"

„Liebste Fabiola," rief Agnes aus, „ich muß sie haben. Du hast mir die Erfüllung meiner Bitte versprochen. Nenne den Preis, und laß mich sie heute Abend mit nach Hause nehmen."

„Nun wohl, es sei, du Unwiderstehliche. Aber wir wollen nicht mit einander feilschen. Sende morgen Jemand her, um mit meines Vaters Haushalter zu sprechen, und die Sache wird schon in Ordnung kommen. — So, nachdem wir nun dieses große Geschäft abgemacht haben, laß uns zu unsern Gästen hinuntergehen."

„Aber du hast vergessen, deine Juwelen anzulegen!"

„Ach, das thut nichts; ich werde wohl einmal ohne sie fertig werden; ich bin heute nicht aufgelegt, sie zu tragen."

Sechstes Capitel.

Das Mahl.

Sie fanden, als sie herabkamen, alle Gäste in einer Halle versammelt. Es war nicht ein großes Festmahl, an dem sie Theil nehmen sollten, sondern die gewöhnliche Mahlzeit eines reichen Hauses, worin man immer für eine Anzahl Gäste beim

Mahle Vorbereitungen traf. Wir bemerken also nur, daß alles elegant und ausgesucht in jeder Hinsicht war, und beschränken uns ausschließlich auf das, was über unsere Geschichte Licht verbreiten kann.

Als die zwei Damen in die Exedra oder Halle traten, sprach Fabius, nachdem er seine Tochter begrüßt hatte: „Wie, mein Kind, du kommst so spät herunter, und doch kaum geziemend geschmückt! Du hast ja deine gewöhnlichen Schmucksachen vergessen.“

Fabiola wurde verlegen. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte; sie schämte sich ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit, und noch mehr der, wie es ihr jetzt vorkam, thörichten Weise, wie sie sich selbst dafür strafen wollte. Agnes half ihr aus der Verlegenheit, indem sie erröthend sagte: „Es ist meine Schuld, Vetter Fabius, sowohl daß sie so spät kommt, als daß sie so einfach gekleidet ist: ich habe sie mit meinem Plaudern aufgehalten, und ohne Zweifel will sie mich nicht beschämen, darum ist sie ohne Schmuck.“

„Du, liebe Agnes,“ entgegnete der Vater, „hast das Privilegium, zu thuen, was du willst. Aber im Ernst, ich meine, auch für dich mag das wohl passend gewesen sein, als du noch ein Kind warest; jetzt aber, da du in die Jahre trittst, wo du heirathen könntest, [1]) mußt du anfangen, etwas mehr Sorgfalt auf dein Aeußeres zu verwenden, und die Neigung eines schönen und für dich passenden jungen Mannes zu gewinnen suchen. Ein schönes Halsband zum Beispiel, wie ihr deren viele zu Hause habt, würde deine Reize nicht gerade vermindern. Aber du bist nicht aufmerksam auf meine Worte. Komm, komm, ich glaube, du hast schon Jemand in Aussicht.“

Während des größten Theiles dieser Worte, die eben so gutmüthig gemeint, wie durch und durch weltlich waren, schien Agnes wieder in ihrer schwärmerischen Stimmung zu sein: ihre bezaubernden Augen, wie Fabiola sie nannte, leuchteten in freudiger Verzückung, als wären sie auf sonst Jemand gerichtet.

[1]) Nach römischem Gesetze konnte ein Mädchen mit zwölf Jahren heirathen.

Dabei verlor sie aber nie den Faden des Gespräches und sagte nie etwas Unpassendes. Sie antwortete also dem Fabius gleich: „O ja, gewiß, Einen, der mich an Sich gekettet hat mit Seinem Verlobungsringe und mich geschmückt hat mit zahllosen Juwelen.“ [1])

„In der That?“ fragte Fabius. „Womit?“

„Ja,“ antwortete Agnes mit einem tief innigen Blicke und ungekünstelt einfachem Ausdrucke, „Er hat meine Hand und meinen Hals umgürtet mit kostbaren Edelsteinen und meine Ohren geschmückt mit unschätzbaren Perlen.“ [2])

„Himmel! Wer kann das sein? Komm, Agnes, du mußt mir später einmal dein Geheimniß sagen. Deine erste Liebe, ohne Zweifel; möge sie lange währen und dich glücklich machen!“

„Für immer!“ antwortete sie und wandte sich wieder zu Fabiola und trat mit ihr in das Speisezimmer. Es war gut, daß diese das Gespräch nicht gehört hatte; sie wäre auf's empfindlichste gekränkt gewesen bei dem Gedanken, daß Agnes mit ihrer liebsten Freundin über eine so wichtige Angelegenheit sich nicht sollte besprochen haben. Aber während Agnes sie vertheidigte, hatte Fabiola sich von ihrem Vater abgewandt und die Gäste begrüßt. Einer war ein schwerfälliger, dickhalsiger römischer Sophist oder Alleswisser, Namens Calpurnius; der Zweite, Proculus, war ein bloßer Liebhaber von guten Mahlzeiten, der oft im Hause zu finden war. Die beiden Andern verdienen eine genauere Beschreibung. Der Erste von ihnen, augenscheinlich sowohl von Fabiola wie von Agnes gern gesehen, war ein Tribun oder Oberoffizier der kaiserlichen oder prätorianischen Leibwache; wiewohl nicht über dreißig Jahre alt, hatte er sich schon durch seine Tapferkeit sehr ausgezeichnet und stand bei den Kaisern Diokletianus im Orient und Maximianus Herculeus in Rom hoch in Gnaden. Er war frei von allem affectirten Wesen im Benehmen und in der Kleidung, aber schön von

[1]) „Annulo fidei suae subarrhavit me et immensis monilibus ornavit me,“ heißt es im Officium der heiligen Agnes.

[2]) „Dexteram meam et collum meum cinxit lapidibus pretiosis, tradidit auribus meis inaestimabiles margaritas.“ Ebendaselbst.

Gestalt; und obwohl er sehr angenehm in der Unterhaltung war, verachtete er augenscheinlich die thörichten Dinge, womit man sich in Gesellschaft gewöhnlich beschäftigte. Kurz, er war ein vollkommenes Muster eines edeln jungen Mannes, voll von Ehrgefühl und hochherzigen Gedanken, kräftig und tapfer, und ohne eine Spur von Stolz und Eitelkeit.

Das gerade Gegentheil von ihm war der letzte Gast, von dem Fabiola schon gesprochen, der neue Stern der Gesellschaft, Fulvius. Jung, fast weibisch von Aussehen, mit der größten Zierlichkeit gekleidet, mit glänzenden Ringen an allen Fingern und Juwelen an dem Gewande, affectirt in seiner Sprache, an der man einen etwas fremden Accent bemerkte, übermäßig höflich in seinem Benehmen, aber anscheinend gutmüthig und gefällig, hatte er sich in kurzer Zeit Zutritt zu den vornehmsten Kreisen in Rom zu verschaffen gewußt. Es war ihm das zum Theil dadurch gelungen, daß man ihn am kaiserlichen Hofe gesehen hatte, zum Theil durch sein einnehmendes Auftreten. Er war in Rom angekommen in der Begleitung eines einzigen ältlichen Mannes, der anscheinend im höchsten Grade anhänglich an ihn war; ob es ein Sklave, ein Freigelassener oder ein Freund von ihm war, das wußte Niemand. Sie sprachen immer in einer fremden Sprache mit einander, und die dunkele Gesichtsfarbe, die scharfen feuerigen Augen und die abstoßenden Züge des Begleiters erfüllten seine Untergebenen mit Furcht; denn Fulvius hatte eine Wohnung in einer sogenannten Insula gemiethet, — das heißt, in einem Hause, welches in einzelnen Abtheilungen vermiethet wurde, — hatte dieselbe prächtig eingerichtet und eine Anzahl von Sklaven gekauft, welche für den Haushalt eines unverheiratheten Mannes genügte. In seiner ganzen häuslichen Einrichtung sah man eher Verschwendung als Reichthum; und in den verkommenen und verdorbenen Kreisen des heidnischen Rom vergaß man die Dunkelheit seiner Geschichte und das Unvermuthete seines Auftretens bald über den Beweisen seines Reichthums und dem Reize seiner frivolen Unterhaltung. Wer aber Charaktere zu beobachten versteht, der würde bald das rastlose Umherschweifen seiner

Blicke und seine lauschende Aufmerksamkeit auf alles, was es um ihn her zu sehen und zu hören gab, wahrgenommen und darin eine unersättliche Neugierde erkannt haben; in Augenblicken, wo er sich vergaß, bemerkte man auch einen finstern Blick seiner flammenden Augen, ein Stirnrunzeln und ein Zusammenziehen der Oberlippe, welches wohl geeignet war, ein Gefühl des Mißtrauens und den Verdacht rege zu machen, daß er unter seinem äußerlich sanften Wesen einen katzenartig boshaften Charakter verberge.

Die Gäste waren bald bei Tische, und da Frauen bei Tische saßen, während die Männer auf Polstern lagen, so nahmen Fabiola und Agnes zusammen die eine Seite des Tisches ein, die beiden zuletzt beschriebenen jüngern Gäste die gegenüberliegende, und der Hausherr mit seinen beiden ältern Freunden die mittlere Seite, wenn man diese Ausdrücke gebrauchen darf bei der Beschreibung eines runden Tisches, von welchem drei Seiten für die Gäste mit dem Sigma [1]) oder halbkreisförmigen Polster umgeben waren, während eine Seite für die aufwartenden Diener freigelassen wurde. Nebenbei bemerkt, waren Tischtücher, ein zu Horazens Zeiten unbekannter Luxus, jetzt allgemein in Gebrauch.

Als die ersten Ansprüche des Hungers oder des Gaumens befriedigt waren, wurde die Unterhaltung allgemeiner.

„Was gab es heute Neues in den Bädern?“ fragte Calpurnius. „Ich habe selbst keine Muße, mich um solche Kleinigkeiten zu kümmern.“

„Sehr interessante Neuigkeiten,“ antwortete Proculus. „Es scheint ganz sicher zu sein, daß von dem göttlichen Diokletianus der Befehl eingetroffen ist, seine Thermen in drei Jahren zu vollenden.“

„Unmöglich!“ rief Fabius aus. „Ich habe dieser Tage die Arbeiten besehen, als ich nach den Gärten des Sallust ging, und ich habe gefunden, daß sie in dem letzten Jahre wenig vorgerückt sind. Es sind noch unendlich viele schwierige Arbeiten

[1]) So genannt wegen der Aehnlichkeit seiner Form mit der ältern Form des griechischen Buchstabens Σ, Sigma, nämlich C.

zu thuen, wie zum Beispiel Marmorblöcke zu behauen und Säulen mit dem Meißel zu bearbeiten."

„Allerdings," unterbrach Fulvius; „aber ich weiß, daß nach allen Gegenden der Befehl geschickt worden ist, Gefangene hierher zu senden und Personen, die zu Arbeiten in den Bergwerken in Spanien und Sardinien und selbst auf dem Chersones verurtheilt sind; Alle, welche irgend zu entbehren sind, sollen hier an den Thermen arbeiten. Wenn man so ein paar tausend Christen daran arbeiten läßt, werden sie bald vollendet sein."

„Und warum sollten denn Christen sie eher vollenden, als andere Verbrecher?" fragte Fabiola etwas neugierig.

„In der That," sagte Fulvius mit seinem freundlichsten Lächeln, „ich kann eigentlich keinen Grund dafür angeben; aber es ist wirklich so. Unter fünfzig arbeitenden Verbrechern würde ich mich anheischig machen, einen einzigen Christen herauszufinden."

„Wirklich?" riefen Mehrere zugleich aus; „und wie denn?"

„Gewöhnliche Verbrecher," antwortete er, „arbeiten nicht gern; man hat bei jedem Schritte die Peitsche nöthig, um sie zum Arbeiten anzutreiben, und wenn der Aufseher nicht dabei ist, geschieht nichts. Dabei sind sie natürlich roh, plump, zanksüchtig und immer unzufrieden. Aber wenn die Christen zu solchen öffentlichen Arbeiten verurtheilt sind, scheinen sie im Gegentheil froh zu sein; sie sind immer heiter und gehorsam. Ich habe in Asien junge Patricier in dieser Lage gesehen, die nie in ihrem Leben eine Hacke in der Hand gehabt, deren schwache Schultern nie eine Last getragen hatten, und die doch fleißig arbeiteten und allem Anscheine nach so glücklich waren, als wenn sie zu Hause wären. Natürlich ist dafür der Aufseher mit der Peitsche und dem Stocke doch sehr freigebig gegen sie, und das mit Recht, denn es ist der Wille der göttlichen Kaiser, daß ihr Loos möglichst hart gemacht werden soll; aber dennoch klagen sie nie."

„Ich kann nicht sagen, daß ich diese Art von Gerechtigkeit bewundere," entgegnete Fabiola; „aber was für ein sonderbares Geschlecht müssen sie sein! Ich möchte gern wissen, was der

Beweggrund oder die Ursache dieser Dummheit oder unnatürlichen Empfindungslosigkeit bei den Christen sein mag."

Proculus sagte mit einem satyrischen Blicke: „Calpurnius hier kann es uns ohne Zweifel sagen; denn er ist ein Philosoph und er könnte, höre ich, eine Stunde lang über jeden beliebigen Gegenstand declamiren, von den Alpen bis zu einem Ameisenhaufen."

Calpurnius fühlte sich sehr geschmeichelt und schickte sich an, dieser Aufforderung nachzukommen: „Die Christen," begann er feierlich, „sind eine ausländische Secte, deren Stifter vor vielen Jahrhunderten in Chaldäa blühte. Seine Lehren wurden in Rom bekannt zur Zeit des Vespasianus durch zwei Brüder, Namens Petrus und Paulus. Einige meinen, es seien dieses dieselben Zwillingsbrüder, welche die Juden Moyses und Aaron nennen, und von denen der Zweite seinem Bruder das Erstgeburts-Recht für ein Ziegenlamm verkaufte, aus dessen Fell er sich Chirothecae (Handschuhe) machen wollte. Aber diese Identität gebe ich nicht zu, da in den mystischen Büchern der Juden erzählt wird, der Zweite dieser Brüder habe gesehen, daß die Opfer des Andern bessere Vorzeichen im Vogelflug zur Folge hatten, als seine eigenen, und er habe ihn darum auf ein Feld gelockt und erschlagen, wie unser Romulus den Remus, aber mit dem Kinnbacken eines Esels; dafür habe ihn der König Mardochäus von Macedonien auf die Bitte ihrer Schwester Judith an einem fünfzig Fuß hohen Galgen aufhängen lassen. Indeß Petrus und Paulus kamen, wie gesagt, nach Rom; es wurde entdeckt, daß Ersterer ein entlaufener Sklave des Pontius Pilatus war, und er wurde auf Befehl seines Herrn auf dem Janiculum gekreuzigt. Ihre zahlreichen Anhänger wählten nun das Kreuz zu ihrem Symbol und beten dasselbe an; auch halten sie es für die größte Ehre, Schläge zu bekommen und selbst einen schimpflichen Tod zu erleiden, weil sie das für das beste Mittel ansehen, ihren Lehrern gleich zu werden und, wie sie sich einbilden, zu ihnen zu kommen an einen Ort irgendwo zwischen den Wolken." [1])

[1]) Vgl. Lucian's Schrift: De morte Peregrini.

Diese lichtvolle Darstellung wurde von Allen mit Bewunderung angehört, mit Ausnahme von Zweien. Der junge Offizier sah Agnes mit einem mitleidigen Blicke an, als wollte er fragen: „Soll ich der Gans antworten, oder soll ich laut auflachen?“ Aber sie legte lächelnd den Finger an die Lippe und bat ihn mit einem flehenden Blicke, zu schweigen.

„Nun gut also, so viel steht fest,“ bemerkte Proculus, „die Thermen werden bald fertig werden und wir bekommen ein prächtiges Fest. Heißt es nicht, Fulvius, der göttliche Diokletianus werde selbst zur Einweihung hierher kommen?“

„Das ist ganz sicher, und dann werden glänzende Feste und prachtvolle Spiele stattfinden. Aber wir werden nicht so lange zu warten brauchen; denn schon ist zu andern Zwecken der Befehl nach Numidien geschickt, vor dem Winter so viele Löwen und Leoparden hierher zu schicken, als man bekommen könne.“ Dann wandte sich Fulvius zu seinem Nachbar und sagte, indem er ihn scharf ansah: „Ein tapferer Krieger wie du, Sebastianus, muß entzückt sein über die edeln Schauspiele des Amphitheaters, namentlich wenn dieselben gegen die Feinde der erhabenen Kaiser und des Staates gerichtet sind.“

Der Offizier richtete sich von dem Polster auf, sah Fulvius mit einem festen und majestätischen Blicke an und antwortete ruhig: „Fulvius, ich würde den Namen nicht verdienen, welchen du mir gibst, könnte ich mit Vergnügen und kaltblütig den Kampf ansehen, wenn man es so nennen darf, den Kampf zwischen einem wilden Thiere und einem hülflosen Kinde oder Weibe; denn der Art sind die Schauspiele, die du edel nennst. Nein, ich will gern mein Schwert ziehen gegen jeden Feind der Fürsten oder des Staates; aber ich möchte es eben so gern gegen den Löwen oder Leoparden ziehen, welcher — und wäre es auch auf kaiserlichen Befehl — auf die Unschuldigen und Wehrlosen anspringt.“

Fulvius fuhr auf; aber Sebastianus legte ihm seine starke Hand auf den Arm und fuhr fort: „Höre mich zu Ende! Ich bin nicht der erste Römer und nicht der edelste, der diese Gesinnung hat. Erinnere dich an die Worte Cicero's: ‚Groß-

artig sind diese Spiele ohne Zweifel; aber was kann es für einen gebildeten Mann für ein Vergnügen sein, wenn ein schwacher Mensch von einem starken Thiere zerrissen oder ein edeles Thier mit einem Speere durchbohrt wird?'[1]) Ich schäme mich nicht, mit dem größten der römischen Redner einer Meinung zu sein."

„Dann werden wir dich also nie im Amphitheater sehen, Sebastianus?" fragte Fulvius mit einem sanften aber hämischen Tone.

„Wenn du mich dort siehst," antwortete der Soldat, „darauf verlaß dich, — dann siehst du mich auf der Seite der Wehrlosen, nicht auf der Seite der Bestien, welche sie vernichten wollen."

„Sebastianus hat Recht," rief Fabiola aus, indem sie in die Hände klatschte, „und ich schließe die Discussion mit meinem Applaus. Ich habe Sebastianus noch nie etwas Anderes, als edele und hochherzige Gesinnungen aussprechen hören."

Fulvius biß sich auf die Lippe und schwieg, und Alle standen auf.

Siebentes Capitel.

Arm und Reich.

Während des letzten Theiles der oben erzählten Unterhaltung war Fabius ganz still gewesen; er dachte über sein Gespräch mit Agnes nach. Wie still hatte sie ihr Geheimniß für sich behalten! Aber wer mochte der Glückliche sein, der schon ihr Herz gewonnen hatte? Er dachte an Viele, aber er konnte keine Antwort auf diese Frage finden. Namentlich machte ihm das Geschenk von reichen Juwelen Schwierigkeiten. Er kannte keinen vornehmen jungen Römer, der sie wohl hätte besitzen können, und da er jeden Tag in die großen Kaufläden kam, so war er sicher, daß er davon hätte hören müssen, wenn Jemand einen so bedeutenden Kauf gemacht hätte. Plötzlich ging ihm der Gedanke durch den Sinn, Fulvius, welcher täg-

[1]) Magnificae, nemo negat; sed quae potest esse homini polito delectatio, quum aut homo imbecillus a valentissima bestia laniatur aut praeclara bestia venabulo transverberatur? — Ep. ad Fam. l. 7, ep. 1.

lich neue und werthvolle Edelsteine zur Schau trug, die er aus der Fremde mitgebracht, sei der Einzige, der ihr solche Geschenke hätte machen können. Er bemerkte zudem, wie der schöne Fremde dann und wann solche Blicke auf seine Nichte richtete, daß es ihm nicht zweifelhaft bleiben konnte, derselbe sei gründlich in sie verliebt; und wenn Agnes seine Bewunderung nicht zu bemerken schien, so gehörte das natürlich mit zu ihrem Plane. Nachdem er einmal zu diesem wichtigen Resultate gelangt war, beschloß er, die Wünsche der Beiden zu begünstigen und eines Tages seine Tochter mit seinem Scharfblicke in Erstaunen zu setzen.

Aber wir müssen unsere vornehmen Gäste verlassen und uns zu demüthigern Scenen wenden. Wir folgen Syra von der Zeit an, wo sie das Gemach ihrer jungen Gebieterin verließ. Als sie zu Euphrosyne kam, erschrack die gutmüthige Alte über die grausame Wunde und äußerte laut ihr Mitleid. Aber da sie gleich erkannte, daß Fabiola der Sklavin die Wunde beigebracht, schwankte sie zwischen zwei widersprechenden Gefühlen. „Armes Ding!“ sagte sie, indem sie die Wunde erst auswusch, dann zudrückte und verband; „es ist ein schrecklicher Schnitt. Womit hast du den verdient? Wie muß dich das geschmerzt haben, mein armes Mädchen! Aber wie böse mußt du gewesen sein, daß du dir das zugezogen hast! Es ist eine grausame Wunde, aber sie ist dir beigebracht von dem liebenswürdigsten Geschöpfe, — du mußt ganz schwach sein von dem Blutverluste; nimm diesen Trank, er wird dich stärken — und ohne Zweifel sah sie sich genöthigt, dich zu strafen.“

„Ohne Zweifel,“ sagte Syra lächelnd; „es ist ganz meine Schuld; ich hätte auch meiner Gebieterin nicht widersprechen sollen.“

„Ihr widersprechen? Widersprechen sagst du? Ihr Götter! wer hat je davon gehört, daß eine Sklavin ihrer Gebieterin widersprochen hätte, und noch dazu einer so gelehrten Gebieterin! Wie! selbst Calpurnius würde sich scheuen, mit ihr zu disputiren. Dann ist es freilich nicht zu verwundern, daß sie so — so aufgeregt wurde, daß sie, ohne es zu wissen, dich

verwundete. Aber das muß geheim gehalten werden; es darf nicht bekannt werden, daß du so böse gewesen bist. Hast du keine Schärpe oder keinen feinen Schleier, den wir um den Arm winden können, wie zum Zierrath? Alle die Andern, das weiß ich, haben mancherlei der Art, was sie geschenkt bekommen oder gekauft haben; aber du scheinst dich nie um solche hübsche Sachen zu bekümmern. Laß einmal sehen!"

Sie ging in den Schlafsaal der Sklavinnen, der an ihr Zimmer stieß, öffnete Syra's Capsa oder Kiste, und nachdem sie vergebens den geringen Inhalt derselben durchsucht hatte, zog sie vom Boden ein viereckiges Tuch von dem kostbarsten Stoffe hervor, prächtig gestickt und sogar mit Perlen geziert. Syra erröthete tief, und bat dringend, Euphrosyne möge sie nicht nöthigen, diesen für sie gar nicht passenden Schmuck zu tragen, zumal er ein Andenken aus bessern Tagen sei, das sie lange und sorgfältig aufbewahrt habe. Aber Euphrosyne lag viel daran, den Fehler ihrer Gebieterin zu verbergen, und sie blieb unerbittlich; und so wurde das kostbare Tuch zierlich um den verwundeten Arm befestigt.

Als diese Operation beendigt war, ging Syra in das kleine Gemach gegenüber dem Zimmer des Pförtners, wo die begünstigtern Sklaven Besuch von Bekannten annehmen durften. Sie trug in ihrer Hand ein mit einem Tuche bedecktes Körbchen. Als sie in die Thüre trat, kam ihr Jemand mit leichtem Schritt entgegen. Es war ein Mädchen von sechszehn oder siebenzehn Jahren, ganz ärmlich aber reinlich gekleidet, welches Syra mit so heiterm Gesichte und so herzlicher Fröhlichkeit umarmte, daß ein Zuschauer wohl kaum vermuthet hätte, daß seine blinden Augen nie mit der Außenwelt verkehrt hatten.

„Setze dich, liebe Cäcilia," sagte Syra mit dem liebevollsten Tone, indem sie die Blinde zu einem Sitze führte; „heute habe ich dir ein prächtiges Mahl gebracht; du wirst fürstlich speisen."

„Wie so? Ich meine, das thue ich alle Tage."

„Nein, aber heute hat mir meine Gebieterin ein leckeres Gericht von ihrem Tische herausgeschickt, und ich habe es für dich hierher gebracht."

„Wie gütig von ihr! und wie viel gütiger noch von dir, meine Schwester! Aber warum hast du es nicht selbst gegessen? Es war ja für dich bestimmt, nicht für mich."

„Nun, um die Wahrheit zu sagen: es ist ein viel größerer Genuß für mich, wenn ich sehe, daß dir etwas Freude macht, als wenn ich es selbst genieße."

„Nein, liebe Syra, nein; das darf nicht sein. Gott hat gewollt, daß ich arm sein soll, und ich muß mich bestreben, Seinen Willen zu thuen. Ich kann eben so wenig daran denken, die Speisen der Reichen zu genießen wie die Kleider der Reichen zu tragen, so lange ich die der Armen haben kann. Ich theile gern mit dir dein Pulmentum (Suppe); ich weiß, es wird mir aus christlicher Liebe gegeben von Einer, die arm ist, wie ich selbst. Ich verschaffe dir dadurch das Verdienst des Almosengebens, und du gibst mir das tröstliche Bewußtsein, daß ich vor Gott noch bloß ein armes, blindes Geschöpf bin. Ich glaube, Er wird mich so mehr lieben, als wenn ich leckere Speisen genieße. Ich will lieber bei Lazarus an der Thüre sein, als bei dem reichen Prasser an der Tafel."

„Wie viel besser und klüger bist du, als ich, mein gutes Kind! Ich will deinem Wunsche nachkommen. Ich gebe das kostbare Gericht den andern Sklavinnen und dir dein gewöhnliches geringes Mahl."

„Dank, Dank, liebe Schwester! Ich warte, bis du zurückkommst."

Syra ging in das Zimmer der Sklavinnen und gab ihren eifersüchtigen Gefährtinnen die silberne Schüssel. Da ihre Gebieterin ihnen mitunter solche kleine Beweise von Güte gab, so überraschte es sie nicht besonders, daß sie der Syra Speise von ihrem Tische geschickt hatte. Aber die arme Sklavin war schwach genug, sich zu schämen, vor ihren Gefährtinnen mit der kostbaren Binde um den Arm zu erscheinen. Sie nahm das Tuch ab, ehe sie eintrat; um aber Euphrosyne nicht ärgerlich zu machen, wand sie es, als sie heraus kam, wieder um den Arm, so gut dies mit Einer Hand anging. Sie war in dem Hofe, um zu ihrer blinden Freundin zurückzukehren,

als sie einen von den vornehmen Gästen ihrer Gebieterin allein und mit sehr verdrießlicher Miene auf die Thüre zukommen sah; sie trat hinter eine Säule, um möglichen und nicht ungewöhnlichen Rohheiten auszuweichen. — Es war Fulvius, und nicht sobald erblickte sie ihn, selbst ungesehen, als sie für einen Augenblick wie an den Boden gewurzelt stehen blieb. Ihr Herz klopfte heftig gegen den Busen und zitterte dann, als wollte es seine Thätigkeit einstellen; ihre Kniee schlugen wider einander, ein Schauder überlief ihren ganzen Leib und kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Ihre weitgeöffneten Augen schienen bezaubert, wie die des Vogels gegenüber der Schlange. Sie hob aber die Hand zur Brust empor, machte das Zeichen des Lebens und der Zauber war gebrochen. Sie floh eilig, noch unbemerkt, und war kaum geräuschlos hinter einen Vorhang getreten, der vor der Treppe hing, als Fulvius mit gesenktem Blicke auf den Platz kam, wo sie gestanden hatte. Er fuhr einen Schritt zurück, als erschräcke er vor etwas, das vor ihm lag. Er zitterte heftig; aber er faßte sich durch eine plötzliche Anstrengung, blickte rings um sich und sah, daß er allein war.

Kein Auge ruhete auf ihm, als Eines, welches er nicht achtete, welches aber in dieser Stunde sein böses Herz durchschauete. Er sah wieder auf den Gegenstand, vor dem er erschrocken war, und bückte sich, ihn aufzuheben; aber er zog die Hand wieder zurück, — und so that er mehr als ein Mal. Endlich hörte er Fußtritte; er erkannte den martialischen Gang des Sebastianus, und eilig raffte er vom Boden — das kostbare Tuch auf, welches von Syra's Arm gefallen war. Er schauderte, als er es zusammenfaltete; und als er darauf Flecken von frischem Blute bemerkte, welches durch den Verband durchgedrungen war, taumelte er vor Entsetzen wie ein Betrunkener aus der Thüre und eilte nach seiner Wohnung.

Bleich, halb ohnmächtig und taumelnd trat er in sein Gemach, wies unfreundlich die geschäftige Dienstfertigkeit seiner Sklaven zurück und winkte nur seinem treuen Begleiter, ihm zu folgen. Er gab diesem ein Zeichen, die Thüre zu verriegeln. Eine Lampe brannte hell auf dem Tische, auf welchen Fulvius

das gestickte Tuch hinwarf, indem er schweigend auf die Blutflecken hinwies. Der düstere Begleiter sagte nichts; aber sein schwärzliches Gesicht wurde bleich, während das seines Herrn fast aschenfarbig aussah.

„Es ist das nämliche, ohne Zweifel," sprach endlich der Begleiter in ihrer fremden Sprache; „aber sie ist sicher todt."

„Bist du dessen ganz gewiß, Eurotas?" fragte der Herr mit einem durchdringenden Blicke.

„So gewiß, wie ein Mensch dessen sein kann, was er nicht selbst gesehen hat. Wo hast du dies gefunden? Und woher das Blut?"

„Ich will dir morgen alles sagen; heute Abend bin ich zu elend dazu. Das Blut war noch naß, als ich das Tuch fand; ich weiß nicht, woher die Flecken sind, wenn es nicht Ankündigungen der Rache sind, oder selbst eine Rache, tief einschneidend und grausam, wie die Furien sie nur ersinnen können. Das Blut ist nicht jetzt vergossen worden."

„Pst, pst! Es ist jetzt keine Zeit zum Träumen und Phantasiren. Hat es Jemand gesehen, als du das — das Ding aufnahmst?"

„Nein, Niemand, davon bin ich überzeugt."

„Dann sind wir sicher. Es ist besser in unsern, als in andern Händen. Ueber Nacht wird besserer Rath kommen."

„Allerdings, Eurotas; aber schlafe diese Nacht in meinem Gemache."

Beide warfen sich auf ihr Lager, Fulvius auf ein prächtiges Bett, Eurotas auf ein gewöhnliches Polster, von welchem aus er lange, den Kopf auf den Arm gestützt, mit finsterm, aber scharfem Auge bei dem Lichte der Lampe den unruhigen Schlaf des jungen Mannes bewachte, — sein treuer Hüter zugleich und sein böser Genius. Fulvius wälzte sich auf dem Bette hin und her und stöhnte im Schlafe; denn seine Träume waren ängstlich und schwer. Erst sieht er vor sich eine schöne Stadt in einem fernen Lande, durch die ein Strom mit krystallhellen Wogen fließt. Auf diesem ist ein Schiff, welches die Anker lichtet, und vom Verdecke aus winkt ihm Jemand mit einem gestickten Tuche Lebewohl.

Die Scene ändert sich: das Schiff ist auf hoher See und kämpft mit einem furchtbaren Sturme; auf der Spitze des Mastes weht wie ein Wimpel, von den Winden nicht gekräuselt und nicht zerfetzt, das nämliche Tuch. Das Schiff stößt jetzt auf einen Felsen, und Alle werden mit einem furchtbaren Schrei in der Tiefe begraben. Aber der Hauptmast ragt über die Wogen empor mit seinem ruhigen und glänzenden Wimpel, bis inmitten der Seevögel, die kreischend umherfliegen, eine Gestalt mit einer Fackel in der Hand und mit schwarzen Flügeln herbeifliegt, ihn von dem Flaggenstock herabreißt und mit einer grimmigen Miene entfaltet, wie sie auf ihrem Fluge vor ihm innehält. Er liest darauf in feuerigen Buchstaben geschrieben: Nemesis.[1])

Aber es ist Zeit, daß wir zu den andern Personen zurückkehren, die wir im Hause des Fabius kennen gelernt haben.

Nachdem Syra die Thüre hinter Fulvius sich hatte schließen hören, wartete sie noch einen Augenblick, um ihre Fassung wiederzugewinnen, sprach im Herzen ein Gebet und kehrte zu ihrer blinden Freundin zurück. Diese hatte ihr ärmliches Mahl beendigt und wartete geduldig auf die Rückkehr der Sklavin. Syra begann nun ihre tägliche Uebung der Pflicht der Nächstenliebe und Gastfreundschaft; sie brachte Wasser herbei und wusch der Blinden, der christlichen Sitte gemäß, Hände und Füße, und kämmte und ordnete ihr Haar, als wäre sie ihr eigenes Kind. In der That, wiewohl Syra nicht viel älter war als Cäcilia, war doch, als sie mit ihrer armen Freundin beschäftigt war, ihr Blick so liebevoll, der Ton ihrer Stimme so sanft, und ihr ganzes Benehmen so mütterlich, daß man sie eher für eine Mutter, die ihr Kind — als für eine Sklavin, die eine Bettlerin pflegte, hätte halten sollen. Und zudem sah diese Bettlerin so zufrieden aus, sprach so heiter und sagte so schöne Dinge, daß Syra bei ihrem Geschäfte zögerte, um ihr zuzuhören und sie zu betrachten.

In diesem Augenblicke kam Agnes, um Syra, wie sie mit ihr abgesprochen, zu treffen. Fabiola hatte darauf bestanden, sie bis

[1]) Rache.

zur Thüre zu begleiten. Als nun Agnes sanft den Vorhang emporhob und der Scene vor ihr ansichtig wurde, winkte sie Fabiola, auch hinein zu sehen, aber zu schweigen. Das blinde Mädchen saß ihnen gerade gegenüber; seine freiwillige Dienerin kniete zu seiner Seite, ohne zu ahnen, daß sie beobachtet wurde. Fabiola's Herz wurde gerührt; sie hatte nie gedacht, daß es etwas der Art, wie uneigennützige Liebe, hier auf Erden unter Fremden geben könne; zur Bezeichnung der wahren Nächstenliebe hatten ja Griechen und Römer nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache. Sie trat still zurück mit Thränen in den Augen, und sagte zu Agnes, als sie Abschied nahm:

„Ich muß gehen. Dieses Mädchen hat mir, wie du weißt, heute gezeigt, daß eine Sklavin Verstand haben kann; es hat mir jetzt gezeigt, daß sie auch ein Herz haben kann. Ich war erstaunt, als du mich vor einigen Stunden fragtest, ob ich eine Sklavin nicht liebe. Ich glaube jetzt, ich könnte Syra fast lieben. Ich bereue es nun halb und halb, darein gewilligt zu haben, daß sie mich verläßt."

Während sie in den Hof zurückging, trat Agnes in das Zimmer und sagte lachend: „So, Cäcilia, jetzt habe ich endlich dein Geheimniß entdeckt; das ist also die Freundin, deren Speisen, wie du immer sagst, so viel besser sind, als die meinigen, daß du nie in meinem Hause essen willst. Nun ja, wenn die Mahlzeit nicht besser ist, — ich gestehe, die Wirthin ist jedenfalls besser."

„O, sage das nicht, süße Dame[1]) Agnes," antwortete das blinde Mädchen; „in der That die Mahlzeit ist es, die besser ist. Du hast Gelegenheit in Fülle, die Nächstenliebe zu üben; aber eine arme Sklavin kann das nur, wenn sie Jemand findet, der, wie ich, noch ärmer und hülfloser ist, als sie. Dieser Gedanke macht ihre Speisen so süß."

„Nun ja, du hast Recht," sagte Agnes, „und es freut mich, daß du hier bist und nun gleich die guten Nachrichten hören kannst, die ich Syra bringe. Sie werden auch dich freuen. Fabiola hat mir erlaubt, deine Gebieterin zu werden, Syra,

[1]) „Dame" entspricht wohl am ersten dem lateinischen Domina; im englischen Originale wird immer „Lady" gebraucht. D. Uebers.

und dich mit mir zu nehmen. Morgen sollst du frei sein und mir eine liebe Schwester."

Cäcilia klatschte vor Freude in die Hände, schlang ihre Arme um Syra's Nacken und rief aus: „O, wie schön! Wie glücklich wirst du jetzt sein, Syra!"

Aber Syra war sehr verlegen und antwortete mit bebender Stimme: „O gute und freundliche Dame, du bist in der That gütig gewesen, daß du so an mich gedacht hast. Aber verzeihe mir, wenn ich dich bitte, mich zu lassen, wo ich bin. — Ich versichere dich, liebe Cäcilia, ich bin ganz glücklich hier."

„Aber warum wünschest du zu bleiben?" fragte Agnes.

„Weil es am vollkommensten ist," antwortete Syra, „zu verbleiben bei Gott in dem Stande, wozu ein Jeder berufen ist.[1]) Ich gestehe, mein jetziger Stand ist nicht der, worin ich geboren bin; ich bin darein gebracht worden durch Andere." Ein Strom von Thränen unterbrach sie einen Augenblick; dann fuhr sie fort: „Aber um so viel deutlicher ist es mir, daß Gott gewollt hat, ich solle Ihm in diesem Stande dienen. Wie kann ich nun wünschen, ihn zu verlassen?"

„Nun gut denn," sagte Agnes noch eifriger, „das läßt sich leicht abmachen. Ich will dich nicht freilassen und du sollst meine Sklavin sein. Dann bleibst du in deinem Stande."

„Nein, nein," sagte Syra lächelnd, „das geht nicht. Unser großer Apostel lehrt uns: ‚Ihr Sklaven, seid gehorsam euern Herren in aller Furcht, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den schlimmen.'[2]) Ich bin gewiß weit davon entfernt, zu sagen, meine Gebieterin gehöre zu den letztern; aber du, edele Dame Agnes, bist zu gütig und gelinde für mich. Wo sollte mein Kreuz sein, wäre ich bei dir? Du weißt nicht, wie sehr ich von Natur zu Stolz und Eigensinn geneigt bin; und ich würde für mich selbst fürchten, hätte ich nicht etwas Schmerz und Demüthigung zu ertragen."

Agnes war fast besiegt; aber es war ihr mehr als je darum zu thun, einen solchen Schatz von Tugend zu besitzen,

[1]) 1. Kor. 7, 24.
[2]) 1. Petr. 2, 18.

und sie sagte: „Ich sehe, Syra, daß dich die Hinweisung auf deinen eigenen Vortheil nicht bewegen kann; ich muß darum einen selbstsüchtigern Grund vorbringen. Ich muß dich bei mir haben, um selbst durch deinen Rath und dein Beispiel besser zu werden. Komm, du wirst mir eine solche Bitte nicht abschlagen.“

„Selbstsüchtig,“ entgegnete die Sklavin, „kannst du nie sein, und darum appellire ich von deiner Bitte an dich selbst. Du kennst Fabiola und liebst sie. Welch eine edele Seele und welch einen glänzenden Geist besitzt sie! welch ausgezeichnete Eigenschaften und schöne Kenntnisse! — würden sie nur durch das Licht der Wahrheit erleuchtet! Und wie eifersüchtig bewacht sie in sich die Perle der Tugenden, die nur wir zu schätzen wissen! Welch eine wahrhaft ausgezeichnete Christin könnte aus ihr werden!“

„Fahre fort, um Gottes Willen, liebe Syra,“ rief Agnes ganz ergriffen aus; „und hoffst du das?“

„Ich bete darum Tag und Nacht; es ist mein wichtigster Gedanke und mein höchstes Ziel; es ist die Aufgabe meines Lebens. Ich will mich bestreben, sie zu gewinnen durch Geduld, durch Fleiß, selbst durch solche ungewöhnliche Gespräche, wie wir sie heute zusammen hatten. Und wenn alle Mittel erschöpft sind, habe ich noch eines.“

„Welches?“ fragten Beide.

„Mein Leben für ihre Bekehrung dahin zu geben. Ich weiß, eine arme Sklavin, wie ich bin, hat nicht viele Aussicht auf das Martyrthum. Aber eine härtere Verfolgung, als die frühern, sagt man, stehe uns bevor, und die wird vielleicht so geringe Opfer nicht verschmähen. Aber das möge kommen, wie Gott will; ich habe mein Leben für ihre Seele in Seine Hand gegeben. Und nun, theuerste, beste Herrin,“ rief sie aus, indem sie vor Agnes niederkniete und ihre Hand mit Thränen benetzte, „tritt nicht du zwischen mich und meinen Preis!“

„Du hast gesiegt, Schwester Syra — ach, nenne mich nie mehr Herrin!“ — sagte Agnes. „Bleibe auf deinem Posten. Eine so aufrichtige, hochherzige Tugend muß triumphiren.

Sie ist zu erhaben für eine so gewöhnliche Sphäre, wie mein Haus."

„Und ich für meinen Theil sage," fügte Cäcilie mit einer schalkhaft ernsten Miene bei, „sie hat heute Abend ein sehr böses Wort gesagt und ein großes Märchen erzählt."

„Was ist das, mein Schatz?" fragte Syra lachend.

„Wie? Du hast gesagt, ich sei klüger und besser als du, weil ich eine erbärmliche Leckerei nicht essen wollte, die meinem Gaumen einige Augenblicke angenehm gewesen wäre, auf die Gefahr hin, daß ich mich durch Leckerhaftigkeit verfehlt hätte; und du selbst hast Freiheit und Glück und die ungehinderte Uebung deiner Religion ausgeschlagen und selbst dein Leben zum Opfer angeboten für die Rettung einer Dame, die dich tyrannisirt und quält. Pfui, wie konntest du mir so etwas sagen!"

Der Diener meldete jetzt, Agnes' Sänfte warte an der Thüre; und Jeder, der den liebevollen Abschied der Drei gesehen hätte, — der vornehmen Dame, der Sklavin und der Bettlerin — hätte wohl ausrufen können, wie man oftmals zuvor ausgerufen hatte: „Seht, wie diese Christen einander lieben!"

Achtes Capitel.

Schluß des ersten Tages.

Wir bleiben erst noch einige Augenblicke an der Thüre und sehen, wie Agnes in ihre Sänfte steigt, und hören ihre muntere Unterhaltung mit Cäcilia an: Agnes bittet sie, zu gestatten, daß einer ihrer Diener sie nach Hause begleite, da es dunkel geworden sei; Cäcilia lacht darüber, daß die Dame vergißt, daß ihr Tag und Nacht ganz gleich sind, und daß sie ja gerade deshalb zur Führerin in den Irrgängen der Katakomben bestellt ist, welche ihr so bekannt sind, wie die Straßen von Rom, in denen sie zu allen Stunden sicher umhergeht. Wenn wir nun nach diesem kleinen Aufenthalte wieder in das Haus kommen, um zu sehen, was die Gebieterin drinnen anfängt nach den Ereignissen des Tages, so finden wir alles in der größten

Verwirrung. Sklaven mit Lampen und Fackeln rennen hin und her und suchen etwas, das vermißt wird, an allen möglichen und unmöglichen Stellen; Euphrosyne besteht darauf, es müsse sich wiederfinden, bis man endlich hoffnungslos das Suchen aufgibt. Der Leser wird wahrscheinlich die Lösung des Räthsels schon gefunden haben. Syra war, wie ihr befohlen worden, gekommen, um ihre Wunde neu verbinden zu lassen, und das Tuch, womit der Arm umwunden gewesen, war nicht mehr da. Sie konnte nichts weiter darüber sagen, als sie habe es abgenommen und wieder umgebunden, freilich gewiß nicht so gut, wie Euphrosyne es gemacht hatte; und sie fügte auch den Grund bei, weshalb sie das gethan; denn sie mochte nicht lügen. Sie hatte auch wirklich das Tuch bis jetzt nicht vermißt. Die gutmüthige alte Freigelassene war sehr ärgerlich über den Verlust, welcher, meinte sie, für ein armes Sklavenmädchen hart sein müsse, da es das Tuch wahrscheinlich aufbewahrt habe, um den Werth desselben zur Erkaufung seiner Freiheit zu verwenden. Auch Syra war betrübt darüber, aber aus Gründen, die sie der guten Haushälterin nicht hätte begreiflich machen können.

Euphrosyne fragte alle Dienstboten, und viele derselben durchsuchte sie sogar zu Syra's großem Verdruß; dann ordnete sie ein großes allgemeines Nachsuchen in allen Theilen des Hauses an, wo Syra gewesen war. Wer hätte auch auf den Gedanken kommen können, daß ein vornehmer Gast des Hausherrn irgend einen Gegenstand, werthvoll oder nicht werthvoll, hätte mitnehmen sollen? Die alte Dame gelangte also zu der Ueberzeugung, das Tuch müsse irgendwie weggezaubert worden sein, und sie argwöhnte sehr stark, daß die schwarze Sklavin Afra, welche, wie sie wußte, Syra nicht ausstehen konnte, irgend eine Hexerei angerichtet, um das arme Mädchen zu quälen. Denn sie hielt die Mohrin für eine wahre Canidia,[1]) da sie derselben gestatten mußte, des Nachts allein auszugehen, unter dem Vorwande, sie sammele bei Vollmondschein Pflanzen für

[1]) Canidia war eine berüchtigte Zauberin zur Zeit des Augustus, bekannt aus Horazens Gedichten.

ihre Schönheitsmittel, als ob dieselben, zu einer andern Zeit gepflückt, nicht die nämliche Kraft hätten. Euphrosyne argwöhnte, sie bereite Gift auf diesen nächtlichen Ausgängen; in der That benutzte Afra dieselben aber, um mit Andern aus ihrem Volke an den scheußlichen Orgieen des Fetischismus Theil zu nehmen, oder zu Zusammenkünften mit solchen, welche sie als Zauberin um Rath fragten.

Erst als man das Suchen eingestellt hatte, und als Syra allein war und ruhiger über die Vorfälle des Tages nachdachte, fiel ihr ein, daß Fulvius auf seinem Gange über den Hof gerade auf der Stelle, wo sie gestanden hatte, stehen geblieben und dann mit hastigen Schritten nach der Thüre geeilt war. Es wurde ihr nun klar, daß sie dort ihr Tuch fallen gelassen und daß er es aufgenommen haben müsse. Daß er gleichgültig daran hätte vorbeigehen sollen, schien ihr unmöglich; sie war also überzeugt, daß es jetzt in seinem Besitze sei. Nachdem sie einige Zeit über die möglichen Folgen dieses unglücklichen Zufalles nachgedacht hatte, ohne zu einem zufriedenstellenden Resultate zu gelangen, beschloß sie, die Sache ganz Gott anheimzugeben, und suchte die Ruhe, welche ein gutes Gewissen sicher süß und erquickend machte.

Fabiola zog sich, nachdem sie sich von Agnes verabschiedet, in ihr Gemach zurück, und nachdem ihr die beiden andern Sklavinnen und Euphrosyne die gewöhnlichen Dienste geleistet, entließ sie dieselben freundlicher, als je zuvor. Sobald sich diese entfernt hatten, setzte sie sich auf das Ruhebett, wo wir sie zuerst getroffen haben. Zu ihrem großen Verdrusse sah sie das Stilett darauf liegen, womit sie Syra verwundet hatte. Sie öffnete ein Kästchen und warf es mit Entsetzen darein. Nie hat sie wieder eine solche Waffe gebraucht.

Sie nahm das Buch in die Hand, worin sie zuletzt gelesen, und welches sie sehr interessirt hatte; aber es kam ihr jetzt ganz albern und höchst frivol vor. Sie legte es wieder hin und ließ ihren Gedanken über alles, was vorgefallen war, freien Lauf. Zuerst fiel ihr ein, was für ein wunderbares Kind doch ihre Nichte Agnes sei, — so frei von Selbstsucht, so rein, so einfach, so verständig dabei, ja, sogar weise! Sie nahm

sich vor, ihre Beschützerin, gleichsam eine ältere Schwester für sie zu sein in allen Dingen. Auch sie hatte, so gut wie ihr Vater, bemerkt, daß Fulvius' Blicke oft auf Agnes ruhten, aber nicht die lüsternen Blicke, die sie selbst oft mit Widerwillen ertragen hatte, sondern arglistige, böswillige Blicke, die ihr irgend einen hinterlistigen Plan gegen Agnes zu verrathen schienen. Sie faßte den Entschluß, diesen Plan, welcher er auch sein möge, zu vereiteln, und gelangte zu einem ganz andern Resultate hinsichtlich des Fulvius, wie ihr Vater. Sie wollte zunächst dahin wirken, daß er sich Agnes nicht nähern könne, wenigstens nicht in ihrem Hause; sie machte sich sogar Vorwürfe darüber, daß sie ein so junges Mädchen in die wunderliche Gesellschaft eingeführt, die sich oft an ihres Vaters Tische zusammenfand, zumal sie jetzt erkannte, daß sie dieses aus entschieden selbstsüchtigen Motiven gethan. — Ungefähr in demselben Augenblicke kam Fulvius, der sich unruhig auf seinem Lager wälzte, zu dem Entschlusse, wo möglich das Haus des Fabius nicht mehr zu betreten und seinen Einladungen auszuweichen oder sie abzulehnen.

Fabiola hatte seinen Charakter durchschauet; sie hatte mit ihrem durchdringenden Auge das Affectirte in seinem Wesen und die Bosheit, welche sein Blick verrieth, erkannt, und unwillkürlich stellte sie einen Vergleich an zwischen ihm und dem offenen und hochherzigen Sebastianus: „Welch ein edeler Mensch ist dieser Sebastianus!" dachte sie. „Wie verschieden von all den andern jungen Leuten, die zu uns kommen! Nie kommt ein albernes Wort über seine Lippen, nie ein böser Blick aus seinen hellen und fröhlichen Augen. Wie mäßig ist er, wie es einem Soldaten ziemt, bei Tische; wie bescheiden, wie es sich für einen Helden paßt, hinsichtlich seiner Kraft und seiner tapfern Kriegsthaten, wovon Andere so viel reden! Ja, wenn er für mich die Gefühle hegte, welche Andere vorgeben" — Sie vollendete den Satz nicht; aber eine tiefe Melancholie schien sich in ihr Herz einzuschleichen.

Dann dachte sie wieder an Syra's Worte und was darauf gefolgt war; der Gedanke war peinlich für sie, und doch mußte

sie dabei verweilen. Es war ihr, als wäre dieser Tag ein Wendepunkt in ihrem Leben. Ihr Stolz war gedemüthigt worden durch eine Sklavin, und ihr Gemüth war sanfter geworden, sie wußte nicht wie. Wären ihr in dieser Stunde die Augen geöffnet worden, wäre sie im Stande gewesen, über diese Welt hinauszuschauen, sie hätte gesehen, wie eine feine Wolke, wie Weihrauchduft, aber röthlich gefärbt, — das Gebet und das freiwillige Opfer des Lebens zugleich, — aus dem Gemache aufstieg, wo eine Sklavin vor ihrem Bette kniete; wie die Wolke bis zu dem krystallenen Fuße eines Gnadenstuhles im Himmel kam und dann als Thau der Gnade auf ihr dürres Herz herabfiel.

Sie sah das freilich nicht; aber es war doch so. Ermüdet suchte sie endlich den Schlaf. Auch sie hatte einen beängstigenden Traum. Sie sah einen schönen Platz in einem lieblichen Garten, herrlich erleuchtet von einem Lichte, hell wie der Mittag, aber unaussprechlich milde, während alles ringsum dunkel war. Schöne Blumen bildeten den Rasen, Schlingpflanzen mit den reichsten Blüthen zogen sich wie eine Guirlande von Baum zu Baum, und auf den Bäumen glühten goldene Früchte. Mitten auf diesem Platze sah sie das arme blinde Mädchen auf dem Boden sitzen, mit seinem fröhlichen zufriedenen Gesichte; auf der einen Seite stand Agnes mit ihren süßesten unschuldigen Blicken, auf der andern Syra mit ihrem ruhigen geduldigen Lächeln; Beide beugten sich zu der Blinden herab und liebkosten sie. Fabiola fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, bei ihnen zu sein; es schien ihr, als genössen sie ein Glück, wie sie selbst es nie gekannt oder gesehen; und sie meinte auch, die Drei winkten ihr, zu ihnen zu kommen. Sie eilte auf sie zu, kam aber zu ihrem Schrecken an einen weiten, schwarzen und tiefen Abgrund, durch welchen tief unten ein Strom brauste. Allmälig wuchs sein Wasser, bis es den obern Rand des Abgrundes erreichte, und es floß nun, wiewohl so tief, hell und glänzend und sehr lieblich. O, wenn sie doch den Muth hätte, sich in den Strom hinein zu stürzen, durch den allein sie über den Abgrund auf die andere Seite

gelangen konnte! Die Andern winkten ihr fortwährend zu, es zu wagen. Aber während sie, in Verzweiflung die Hände ringend, am Ufer stand, sah sie Calpurnius aus dem Dunkel hervortreten mit einem dichten Vorhang, worauf allerlei mißgestaltete und scheußliche Chimären gemalt waren, die in der wunderlichsten Weise in einander übergingen und mit einander verwebt waren; und dieser dunkele Vorhang wuchs und wuchs, bis er ihr das schöne Bild ganz verhüllte. Sie war ganz trostlos; da sah sie, wie ein strahlender Genius — so nannte sie die Erscheinung — dessen Züge, wie sie meinte, denen des Sebastianus glichen, nur vergeistigt waren, und den sie mit traurigem Blicke in einiger Entfernung hatte stehen sehen, jetzt ihr näher kam und lächelnd ihrem fieberglühenden Gesichte mit seinen goldenen und purpurnen Flügeln Kühlung zufächelte. Nun verschwand die Erscheinung und sie fiel in einen ruhigen und erquickenden Schlaf.

Neuntes Capitel.

Zusammenkünfte.

Von allen römischen Hügeln bietet sich ohne Zweifel der Palatinische von jeder Seite dem Beschauer in den deutlichsten Umrissen dar. Augustus hatte dort seine Wohnung gewählt; mehrere Kaiser nach ihm folgten seinem Beispiele, verwandelten aber allmälig sein bescheidenes Haus in einen Palast,[1]) der den ganzen Hügel bedeckte. Nero, mit den Dimensionen desselben nicht zufrieden, steckte das Stadtviertel in Brand und dehnte dann seine kaiserliche Residenz bis auf den nahen Esquilinischen Hügel aus, so daß sie den ganzen Raum zwischen den beiden Hügeln umschloß, den jetzt das Coliseum einnimmt. Vespasianus brach dieses „goldene Haus" des Nero ab, von welchem noch die prächtigen, mit schönen Malereien bedeckten Gewölbe übrig sind, und baute mit dem Material das eben erwähnte Amphitheater (das Coliseum) und andere Gebäude.

[1]) Das Wort „Palast" kommt von dem Namen dieses Hügels her.

Der Eingang zu dem Palaste war bald nach dieser Zeit auf der Via Sacra, der heiligen Straße, nahe bei dem Triumphbogen des Titus. Nachdem man durch eine Vorhalle gegangen, kam man auf einen prächtigen Hof, dessen Lage noch jetzt genau zu erkennen ist. Von diesem kam man links auf einen großen viereckigen Platz, den Domitianus angelegt und dem Adonis geweiht hatte, und der mit Bäumen, Sträuchern und Blumen bepflanzt war. Weiter kam man auf der linken Seite zu einer Reihe von Gemächern, welche Alexander Severus für seine Mutter Mammäa hatte bauen lassen, deren Namen sie trugen. Sie hatten die Aussicht auf den Cölischen Hügel und zwar gerade auf die Ecke desselben, welcher an den spätern Triumphbogen Constantin's und an den unter dem Namen Meta sudans[1]) bekannten Springbrunnen stößt.

Hier hatte Sebastianus als Tribun oder Oberoffizier der kaiserlichen Leibwache seine Wohnung. Sie bestand aus einigen Gemächern, die ganz einfach eingerichtet waren, wie es sich für einen Soldaten und einen Christen schickte. Seine Bedienung bildeten einige Freigelassene und eine ehrwürdige Matrone, welche seine Amme gewesen war und ihn wie ein Kind liebte. Sie waren Christen, wie auch alle Soldaten seiner Cohorte; diese waren theils zum Christenthume bekehrt, zum Theil als Christen eingetreten, da Sebastianus darauf bei der Rekrutirung sah.

Einige Abende nach den in den letzten Capiteln beschriebenen Scenen stieg Sebastianus, wenige Stunden nach dem Einbruch der Dunkelheit, die Treppe der eben beschriebenen Vorhalle hinauf, von einem Jünglinge begleitet, den wir auch schon kennen. Pankratius bewunderte und liebte den Sebastianus mit der Art von Zuneigung, wie sie ein eifriger junger Offizier für einen ältern tapfern Soldaten fühlen mag, der ihn seiner Freundschaft würdigt; aber nicht den Soldaten des Kaisers,

[1]) „Die schwitzende Säule." Es war ein Obelisk von Ziegelsteinen (der noch steht), mit Marmor bekleidet, aus dessen Spitze Wasser hervorquoll, welches rings um den Obelisk wie ein Ueberzug von Glas herabfloß und unten in einem Bassin gesammelt wurde.

sondern den Streiter Christi achtete der Jüngling in dem jungen Tribun, dessen Hochherzigkeit, edele Gesinnung und Tapferkeit in einem so milden und einfachen Benehmen gleichsam verhüllt und mit einer solchen Klugheit und Ueberlegung verbunden waren, daß er Allen Vertrauen und Liebe einflößte, welche mit ihm in Berührung kamen. Sebastianus liebte den Pankratius nicht minder wegen seines aufrichtigen Eifers und seines unschuldigen und lautern Gemüthes; aber er kannte wohl die Gefahren, welche seine jugendliche Wärme und sein Ungestüm ihm bereiten konnte, und er sah es darum gern, daß der Jüngling sich enge an ihn schloß, damit er ihn leiten und vielleicht mitunter zurückhalten könnte.

Als sie in den Theil des Palastes traten, wo des Sebastianus Cohorte die Wache hatte, sprach er zu seinem Begleiter: „Jedes Mal wenn ich hierher komme, muß ich daran denken, wie schön die göttliche Vorsehung es so gefügt hat, daß fast an dem Thore des kaiserlichen Palastes der Triumphbogen steht, welcher zugleich an den Sturz der ersten unter den großen, dem Christenthume feindlichen Mächte erinnert und an die Erfüllung der größten Weissagung des Evangeliums: die Zerstörung Jerusalem's durch die Römer.[1]) Ich kann mich des Glaubens nicht erwehren, daß sich dereinst auch noch ein anderer Triumphbogen erheben wird zum Andenken an einen nicht geringern Sieg: über den zweiten Feind unserer Religion, über das heidnische römische Reich selbst."

„Wie? Hältst du denn den Sturz dieses ungeheuern Reichs für ein Mittel zur Begründung des Christenthums?"

„Gott behüte! Ich bin bereit, für die Erhaltung des Reiches meinen letzten Blutstropfen zu vergießen, so gut ich den ersten dafür vergossen habe. Und verlaß dich darauf, wenn das Reich bekehrt wird, so wird diese Bekehrung nicht so allmälig stattfinden, wie jetzt, sondern auf eine so übermenschliche, so göttliche Weise, wie wir sie in unsern glühendsten Hoffnungen

[1]) Der Triumphbogen des Titus, welcher zum Andenken an die Ueberwindung der Juden errichtet wurde und worauf auch die im Tempel zu Jerusalem erbeuteten heiligen Geräthe abgebildet sind.

nicht ahnen, so daß Alle ausrufen werden: ‚Diese Umwandlung hat die Rechte des Allerhöchsten bewirkt.'" [1])

„Ohne Zweifel; aber wenn du von einem christlichen Triumphbogen sprichst, mußt du doch an ein menschliches Werkzeug denken; und wo meinst du, daß dieses sei?"

„Ich gestehe, Pankratius, ich denke an die Familie eines der Kaiser, in welcher ich einen kleinen Keim von bessern Gesinnungen zu entdecken glaube: ich meine den Constantius Chlorus."

„Aber, Sebastianus, wie viele von unsern gelehrtesten und besten Männern werden sagen, wenn du ihnen davon sprichst, oder sagen wirklich: man habe ähnliche Hoffnungen gehegt unter der Regierung des Alexander, des Gordianus und des Aurelianus; die Hoffnungen hätten sich aber nie verwirklicht. Welchen Grund, fragen sie, haben wir jetzt, etwas Besseres zu erwarten?"

„Ich weiß das nur zu wohl, mein lieber Pankratius; und bitter habe ich oft diese trübe Auffassung, welche unsern Muth so sehr niederbeugt, und die dieser Auffassung zu Grunde liegende Vorstellung beklagt, als wäre die Rache ewig, die Gnade nur von kurzer Dauer, als hätten das Blut der Martyrer und die Gebete der Jungfrauen keine Macht, Zeiten der Heimsuchung abzukürzen und Stunden der Gnade zu beschleunigen."

Unterdessen waren sie in Sebastianus' Wohnung angekommen. Das größte Zimmer derselben war erhellt und offenbar für eine Versammlung eingerichtet. Der Thüre gegenüber war ein bis auf den Boden gehendes Fenster, welches auf eine Terrasse führte, die sich längs dieser Seite des Gebäudes hinzog. Es stand offen und die Nacht blickte so freundlich durch dasselbe herein, daß sie Beide unwillkürlich durch das Zimmer hindurch gingen und auf die Terrasse traten. Ein lieblicher und herrlicher Anblick bot sich ihnen dar. Der Mond stand — oder schwamm vielmehr, wie der italienische Mond thut — hoch am Himmel, nicht eine flache Scheibe, sondern eine runde, volle Kugel, ringsum gebadet in seiner eigenen, glänzenden Atmosphäre.

[1]) Ps. 76, 11.

Er machte allerdings die Sterne in seiner Nähe unsichtbar; aber sie schienen in um so dichtern und glänzendern Gruppen in die entferntern Ecken des azurnen Himmels zurückgewichen zu sein. Es war ein Abend, wie ihn viele Jahre später Monica und Augustinus genossen, als sie an einem Fenster zu Ostia saßen und von himmlischen Dingen redeten.[1])

Unter ihnen und um sie herum war alles schön und großartig. Das Coliseum oder Flavianische Amphitheater erhob sich auf der einen Seite in seiner ganzen Majestät, und von derselben Seite hörte man das sanfte Plätschern des Springbrunnens, dessen Wasser wie eine silberne Säule glänzte, gleich der Meereswoge, welche von einem schrägen Felsen in das Meer zurückgleitet. Auf der andern Seite sah man ein hohes Gebäude, das sogenannte Septizonium des Severus, und geradeaus auf dem Cölischen Hügel die prachtvollen Bäder des Caracalla, in deren marmornen Mauern und stattlichen Pfeilern sich der herbstliche Mond spiegelte. Aber alle diese großartigen Denkmale irdischer Herrlichkeit erhoben sich unbeachtet vor den beiden christlichen Jünglingen. Sie standen schweigend da; der Aeltere hatte seinen rechten Arm um den Nacken des Jüngern geschlungen und auf dessen Schulter gelegt. Nach einer langen Pause nahm er den Faden des letzten Gesprächs wieder auf und sagte mit sanftem Tone: „Ich wollte dir, als wir hierher kamen, den Platz hier zu unsern Füßen zeigen, wo ich mir oft gedacht habe, daß der Triumphbogen stehen müßte, von dem ich eben sprach.[2]) Aber wer kann an solche erbärmliche Dinge hienieden denken, wenn er das prachtvolle Gebäude dort oben sieht, so glänzend erhellt, als wäre es dazu da, Augen und Herzen nach oben zu ziehen?"

„Freilich, Sebastianus; und mir ist mitunter der Gedanke gekommen: wenn die untere Seite des Himmelsgewölbes, welche das Auge jedes Menschen, auch des elendesten und sündhaftesten, anschauen darf, schon so schön und herrlich ist, wie muß dann die obere Seite sein, auf welche das Auge der unendlichen

[1]) Aug. Conf. 9, 10, 23.
[2]) Der Triumphbogen Constantin's steht gerade an der angegebenen Stelle.

Herrlichkeit sich würdigt herab zu blicken! Ich stelle sie mir vor wie einen reich gestickten Schleier, durch dessen Gewebe einige kleine Theile der Goldfäden hindurch scheinen; und nur diese schauen wir. Wie überaus herrlich muß jene obere Seite sein, welche die lichten Füße der Engel und der vollendeten Gerechten betreten!"

„Der Gedanke ist schön, Pankratius, aber auch wahr. So erscheint uns auch der Schleier, welcher uns, die wir hier streiten, von der triumphirenden Kirche dort oben scheidet, als dünn und leicht zu durchdringen."

„Und verzeihe mir, Sebastianus," sprach der Jüngling, indem er mit demselben Blicke seinen Freund ansah, womit er einige Abende vorher in das begeisterte Antlitz seiner Mutter geschaut hatte, „verzeihe mir, wenn ich, während du an einen Bogen denkst, welcher in Zukunft an den Triumph des Christenthums erinnern soll, — wenn ich schon den Bogen vollendet und offen sehe, durch welchen wir, so schwach wir auch sind, die Kirche schnell zu dem Triumphe der Glorie führen und selbst in die Seligkeit eingehen können."

„Wo ist er denn, mein lieber Knabe?"

Pankratius wies mit seiner Hand nach links hin und sprach: „Dort, edeler Sebastianus; jeder dieser offenen Bogen des Flavianischen Amphitheaters, welche auf die Arena führen; über dieser ist der Schleier, von welchem du eben sprachst, nicht dichter als die Leinwand, welche ausgespannt wird, um die Zuschauer zu beschatten. — Aber horch!"

„Das war das Brüllen eines Löwen unter dem Cölischen Hügel," rief Sebastianus überrascht aus. „Es müssen heute wilde Thiere in das Vivarium[1]) des Amphitheaters gebracht worden sein; denn ich weiß, gestern waren noch keine da."

„Ja, horch!" fuhr Pankratius fort, ohne die Unterbrechung zu beachten. „Das sind die Trompetenstöße, die uns rufen; das ist die Musik, welche uns zum Siege geleitet!"

Beide schwiegen eine Zeit lang; dann sprach Pankratius

[1]) Der Ort, wo die wilden Thiere für die Spiele im Amphitheater aufbewahrt wurden.

wieder: „Dies erinnert mich an etwas, worüber ich dich befragen wollte, mein treuer Rathgeber. Kommt die Gesellschaft, die du erwartest, bald zusammen?“

„Noch nicht gleich; sie kommen auch jedenfalls Einer nach dem Andern. Bis sie zusammen sind, komm in mein Schlafgemach, wo uns Niemand stören wird.“

Sie gingen die Terrasse entlang und traten in das letzte Gemach ein. Es lag auf der Ecke des Hügels, dem Springbrunnen gerade gegenüber, und es war nur durch die Strahlen des Mondes erleuchtet, welche durch das offene Fenster von jener Seite einströmten. Der Soldat stellte sich neben das Fenster und Pankratius setzte sich auf das Feldbett.

„Was hast du denn Wichtiges, Pankratius,“ fragte der Offizier lächelnd, „worüber du meinen weisen Rath zu vernehmen wünschest?“

„O, es ist eigentlich etwas Geringfügiges,“ entgegnete der Jüngling schüchtern, „für einen kühnen und hochherzigen Mann, wie du bist; aber etwas Wichtiges für einen unerfahrenen und schwachen Knaben, wie ich bin.“

„Daß es etwas Gutes und Tugendhaftes ist, daran zweifle ich nicht. Laß mich hören, und ich verspreche dir jede Unterstützung.“

„Nun denn also, Sebastianus, — aber du mußt mich nicht für thöricht halten,“ fuhr Pankratius fort, bei jedem Worte zögernd und erröthend. „Du weißt, ich habe zu Hause eine Menge nutzloser Silbersachen, — bei unserer Lebensweise sind sie für uns ganz und gar überflüssig; und meine liebe Mutter wird auch, glaube ich, die vielen altmodischen Schmucksachen nie tragen, welche eingeschlossen da liegen und Niemand nützen. Ich habe Niemand, auf den ich alles das vererben könnte. Ich bin der Letzte meines Stammes. Du hast mir nun oft gesagt, wer in diesem Falle die natürlichen Erben des Christen seien: die Witwen und Waisen, die Hülflosen und Dürftigen. Warum sollen diese nun auf meinen Tod warten, um das zu erhalten, was ihnen zukommt?“ Und wenn eine Verfolgung kommt, laufen wir zudem Gefahr, daß die Sachen, wenn man

unser Leben verlangt, confiscirt oder von plündernden Lictoren gestohlen werden, und daß sie so für die rechtmäßigen Erben verloren gehen."

„Pankratius," sagte Sebastianus, „ich habe deinem schönen Plane zugehört, ohne dich zu unterbrechen. Ich wollte dir das ganze Verdienst lassen, ihn selbst auszusprechen. Aber nun sage mir, was für ein Bedenken hast du noch bei dem, was du, wie ich sehe, thun willst?"

„Nun, um die Wahrheit zu sagen, — ich fürchtete, es möchte sehr anmaßend und unpassend für Jemand in meinem Alter sein, sich zu etwas zu erbieten, was die Leute gewiß für etwas Großes oder Edelmüthiges halten werden, während es doch — ich kann dich dessen versichern, lieber Sebastianus, — durchaus nichts Großes ist. Denn ich werde diese Dinge gar nicht vermissen; sie sind für mich ohne allen und jeden Werth. Aber für die Armen werden sie von Werth sein, namentlich in den harten Zeiten, welche bevorstehen."

„Natürlich ist Lucina damit einverstanden?"

„Darüber sei unbesorgt! Ich würde kein Körnchen Goldstaub anrühren ohne ihren Willen. Aber deinen Beistand bedarf ich hauptsächlich zu Folgendem: es wäre mir unerträglich, wenn es bekannt würde, daß ich mir etwas hätte einfallen lassen, was man, namentlich bei einem Knaben, als ungewöhnlich und absonderlich ansehen könnte. Du verstehst mich? Ich wollte dich also bitten, dafür zu sorgen, daß die Vertheilung in einem andern Hause vorgenommen wird, und daß man nur sagt, die Gaben kämen von Einem, welcher — ja sage so: von Einem, welcher der Gebete der Gläubigen, besonders der Armen, sehr bedürftig sei und welcher unbekannt zu bleiben wünsche."

„Ich will mit Freuden dafür sorgen, mein lieber, edeler Knabe! — Still! hörtest du nicht eben den Namen der Dame Fabiola aussprechen? — Da höre ich den Namen wieder und mit einem Beiworte, das keine gute Absichten verräth."

Pankratius trat an's Fenster. Man hörte zwei Personen mit einander sprechen, so nahe unter ihnen, daß das Karnies

es unmöglich machte, sie zu sehen. Es waren aber augenscheinlich ein Mann und ein Weib. Nach einigen Minuten traten sie hervor in das Mondlicht, welches fast so hell war, wie der Tag.

„Ich kenne die Mohrin," sagte Sebastianus; „es ist Fabiola's schwarze Sklavin Afra."

„Und der Mann," fügte Pankratius bei, „ist mein früherer Mitschüler Corvinus."

Sie hielten es für ihre Pflicht, wo möglich den Faden des Complots — denn um ein solches schien es sich zu handeln — zu erhaschen; aber da die Beiden beim Sprechen auf- und abgingen, konnten sie nur hier und da einen Satz verstehen. — Wir wollen uns jedoch nicht auf diese Bruchstücke beschränken, sondern das Gespräch vollständig mittheilen. Zuvor aber ein Wort über die redenden Personen.

Von der Sklavin wissen wir bereits für jetzt genug. Corvinus war, wie gesagt, der Sohn des Tertullus, der früher Präfect des Prätoriums gewesen war. In diesem Amte, welches in den Zeiten der Republik noch nicht existirte und erst von den Kaisern geschaffen worden war, hatte sich seit der Regierung des Tiberius allmälig fast die ganze Civil- und Militairgewalt vereinigt, und der Inhaber desselben versah oft die Functionen des obersten Criminalrichters in Rom. Es gehörten starke Nerven dazu, um diesen Posten zur Zufriedenheit despotischer und grausamer Herrscher zu verwalten. Den ganzen Tag auf dem Richterstuhle zu sitzen, umgeben von scheußlichen Folterwerkzeugen, ungerührt von dem Seufzen und Schreien von Greisen, Jünglingen oder Frauen, bei welchen dieselben angewandt wurden, — ruhig und kalt den Einen zu inquiriren, der auf der einen Seite auf die Folter gespannt war und in Todesangst zitterte, während auf der andern Seite an einem Andern das Urtheil vollstreckt wurde, mit Geißeln zu Tode gepeitscht zu werden, — nach solchen Scenen ruhig zu schlafen, und am nächsten Tage noch Lust zu haben, sie sich wiederholen zu sehen, dazu hatte nicht jeder Jurist Anlage und Neigung. Tertullus war zur Uebernahme dieses Amtes aus

Sicilien nach Rom berufen worden, nicht weil er ein grausamer, sondern weil er ein kaltblütiger und weder zu Mitleid noch zu Parteilichkeit geneigter Mann war. — Sein Gerichtsplatz war des Corvinus erste Schule gewesen; dieser konnte, als er noch ein Knabe war, Stunden lang zu den Füßen seines Vaters sitzen, sich an den grausamen Schauspielen weidend und sich ärgernd, wenn Einer freigesprochen wurde. So wuchs er auf, stumpf, roh und brutal; und noch ehe er zu einem Manne herangewachsen war, verriethen schon sein aufgedunsenes häßliches Gesicht und seine trüben Augen, von denen eins halb geschlossen war, einen verkommenen und verthierten Menschen. Ohne Geschmack für alles Gebildete, ohne Talent zum Lernen, vereinigte er in sich eine gewisse Quantität von thierischem Muthe und Stärke und ein bedeutendes Maß von gemeiner Verschlagenheit. Er hatte nie ein hochherziges Gefühl empfunden, nie eine böse Leidenschaft gebändigt. Nie hatte ihn Jemand beleidigt, den er nicht gehaßt und rachsüchtig verfolgt hätte. Zweien hatte er vor Allen ewigen Haß zugeschworen, dem Schulmeister, der ihn oft wegen seiner hartnäckigen Trägheit gezüchtigt, und dem Mitschüler, der ihm für seine brutale Beschimpfung Segen gewünscht hatte. Gerechtigkeit und Liebe, empfangene Wohlthaten und Beleidigungen waren ihm gleich verhaßt.

Tertullus konnte ihm kein Vermögen hinterlassen, und er schien wenig Geschick zu haben, sich selbst etwas zu erwerben. Reich zu werden war aber doch sein sehnlichster Wunsch; denn Reichthum, als das Mittel, seine Wünsche zu befriedigen, war für ihn gleichbedeutend mit der höchsten Seligkeit. Eine reiche Erbin oder vielmehr ihr Vermögen erschien ihm also als das natürlichste Ziel seines Strebens. Zu unbeholfen, zu scheu und zu dumm, sich Zutritt zu vornehmen Gesellschaften zu verschaffen, suchte er andere, seinem Geiste besser zusagende Mittel, um seine ehrgeizigen oder habsüchtigen Absichten zu erreichen. Welche Mittel dieses waren, wird seine Unterhaltung mit der schwarzen Sklavin am besten zeigen.

„Nun bin ich zum vierten Male zu dieser unbequemen

Stunde an die Meta sudans gekommen, um dich zu treffen. Was bringst du für Nachrichten?"

„Keine, außer, daß übermorgen meine Gebieterin nach ihrer Villa bei Cajeta[1]) reist, und natürlich reise ich mit. Ich brauche Geld, um meine Operationen zu deinen Gunsten fortzusetzen."

„Noch mehr? Du hast alles erhalten, was ich seit Monaten von meinem Vater bekommen habe."

„Wie, weißt du auch, was Fabiola ist?"

„Gewiß, — die reichste Partie in Rom."

„Die stolze und kalte Fabiola ist nicht so leicht zu gewinnen."

„Aber du hast mir ja versprochen, deine Zaubertränke sollten mir ihre Hand oder jedenfalls ihr Vermögen verschaffen. Was können dich denn diese Dinge kosten?"

„Sehr viel. Es gehören dazu die kostbarsten Ingredienzien, und die wollen bezahlt sein. Und meinst du, ich sollte ohne billige Vergütung in einer Stunde, wie diese, unter den Gräbern der Appischen Straße umhergehen, um meine Kräuter zu sammeln? Aber wie denkst du mich bei meinen Bemühungen zu unterstützen? Ich habe dir ja gesagt, das würde ihren Erfolg beschleunigen."

„Wie kann ich das denn? Du weißt, ich habe von der Natur eben nichts erhalten und mir selbst auch nichts anzueignen gewußt, was mir Jemandes Liebe gewinnen könnte. Ich möchte lieber auf die Macht deiner schwarzen Kunst mein Vertrauen setzen."

„Dann will ich dir einen Rath geben. Wenn du keine Gaben und Eigenschaften hast, um Fabiola's Herz zu gewinnen —"

„Fabiola's Geld, meinst du."

„Beides ist nicht zu trennen; — verlaß dich darauf, Eines kannst du bringen, was unwiderstehlich ist."

„Was ist das?"

„Gold."

„Und wo soll ich das bekommen? Das suche ich ja gerade!"

[1]) Jetzt Gaëta.

Die schwarze Sklavin lächelte boshaft und sagte: „Warum solltest du nicht ebenso Gold bekommen können, wie es Fulvius bekommt?“

„Wie bekommt er es denn?“

„Durch Blut.“

„Wie weißt du das?“

„Ich habe einen alten Begleiter von ihm kennen gelernt, — wenn seine Haut nicht ganz so schwarz ist, wie die meinige, sein Herz ist schwärzer; — seine Sprache und die meinige sind sich ähnlich genug, daß wir uns unterhalten können. Er hat mich viel über Gifte befragt, und davon gesprochen, er wolle mir die Freiheit erkaufen und mich als sein Weib mit in die Heimath nehmen; aber ich denke, ich habe bessere Aussichten, als diese. Jedoch habe ich alles von ihm erfahren, was ich wissen wollte.“

„Und was war das?“

„Nun, daß Fulvius eine große Verschwörung gegen Diokletianus entdeckt hat, — und aus dem Blicke der furchtbaren Augen des alten Mannes konnte ich errathen, daß er zuerst die Verschwörung selbst ausgebrütet hatte. Danach ist er mit dringenden Empfehlungsschreiben nach Rom geschickt worden, um hier in ähnlichen Geschäften verwendet zu werden.“

„Aber ich habe weder Geschick dazu, Verschwörungen zu machen, noch sie zu entdecken; vielleicht eher, sie zu bestrafen.“

„Auf eine Weise ist es aber doch leicht.“

„Wie denn?“

„In meinem Vaterlande gibt es große Vögel, denen du vergebens mit den schnellfüßigsten Pferden nachjagen würdest, die sich aber, wenn man ruhig nach ihnen sucht, selbst am ersten verrathen; denn sie verstecken nur den Kopf.“

„Und wen meinst du mit diesem Vergleiche?“

„Die Christen. Soll nicht bald eine Verfolgung gegen sie beginnen?“

„Ja, und zwar eine sehr heftige, wie nie zuvor.“

„Dann folge meinem Rathe. Mühe dich nicht ab, sie zu erjagen, um am Ende doch nur geringes Wild zu fangen;

halte deine Augen offen und suche dir ein oder zwei fette Stücke Wild aus, die halb und halb sich zu verbergen suchen; packe sie fest, verschaffe dir einen guten Theil von ihrem confiscirten Vermögen, und komm mit einer guten Hand voll Gold, um zwei dafür zu erhalten."

„Dank dir, Dank dir! ich verstehe dich. Du liebst also diese Christen nicht?"

„Sie lieben? Ich hasse das ganze Gezücht. Die Geister, welche ich verehre, sind die Todfeinde sogar ihres Namens." Und mit einem widerlichen, grinsenden Lachen fügte sie bei: „Ich vermuthe, eine meiner Mit-Sklavinnen ist eine Christin; ha, wie ich sie hasse!"

„Warum vermuthest du das?"

„Erstens würde sie keine Lüge sagen für alles in der Welt, und durch ihre abgeschmackte Wahrhaftigkeit bringt sie uns Alle oft in schreckliche Verlegenheiten."

„Gut! was weiter?"

„Dann macht sie sich nichts aus Geld oder Geschenken, und so ist sie Schuld, daß auch uns nichts angeboten wird."

„Noch besser!"

„Und ferner ist sie —." Das letzte Wort flüsterte sie Corvinus in's Ohr; und dieser entgegnete:

„Schön, in der That! — Heute bin ich vor dem Thore gewesen, um einer Karawane von Landsleuten von dir entgegenzugehen; aber du übertriffst sie doch alle."

„Wirklich?" rief Afra entzückt aus; „wer war es denn?"

„Nun ja, Afrikaner,"[1]) antwortete Corvinus lachend — „Löwen, Panther, Leoparden."

„Schurke! So verhöhnst du mich!"

„Nun, nun, gib dich zufrieden! Sie sind eigens hierher gebracht worden, daß du deine verhaßten Christen los wirst. Laß uns als Freunde scheiden. Da hast du Geld; aber es muß das letzte sein; und laß es mich wissen, wenn die Liebestränke zu wirken anfangen. Deinen Wink wegen des

[1]) So nannte man die wilden Thiere, die aus jenem Welttheile kamen, im Gegensatze zu den Bären und andern aus dem Norden.

Christengeldes will ich nicht vergessen; er ist ganz nach meinem Geschmack.“

Er ging auf der heiligen Straße weg. Sie stellte sich, als ginge sie über die Carinae, die Straße zwischen dem Palatinischen und dem Cölischen Hügel; dann wandte sie sich um, sah ihm nach und sagte: „Narr, daß du meinst, ich würde mich um deinetwillen an eine Person wie Fabiola wagen!“

Sie folgte ihm von ferne, trat aber dann, wie Sebastianus zu seinem Erstaunen zu bemerken glaubte, in die Vorhalle des Palastes. Er nahm sich gleich vor, Fabiola vor diesem Complot zu warnen; aber das konnte erst geschehen, nachdem sie vom Lande zurückgekehrt war.

Zehntes Capitel.

Andere Zusammenkünfte.

Als die beiden jungen Leute in das Zimmer zurückkehrten, welches sie zuerst betreten hatten, fanden sie die erwartete Gesellschaft versammelt. Ein frugales Mahl stand auf dem Tische, hauptsächlich als Vorwand für den Fall, daß ein ungebetener Gast unvermuthet eintreten sollte. Die Versammlung war zahlreich und sehr gemischt; es waren Geistliche und Laien, Männer und Frauen da. Man war zusammengekommen, um sich über Maßregeln zu besprechen, welche durch einen Vorfall, der sich kürzlich im Palaste zugetragen, nöthig geworden waren. Wir müssen zunächst über diesen Vorfall kurz berichten.

Sebastianus genoß das unbeschränkte Vertrauen des Kaisers, und er benutzte all seinen Einfluß dazu, den christlichen Glauben im Palaste auszubreiten. Es hatten vor und nach zahlreiche einzelne Bekehrungen stattgefunden; aber kurz vor dieser Zeit war eine größere Zahl von Heiden auf einmal zum Christenthum übergetreten. Die Geschichte dieser Bekehrung wird in den echten Acten dieses glorreichen Martyrers ausführlich erzählt. — Kraft früherer Gesetze wurden viele Christen ver-

haftet und vor Gericht gestellt, und manche zum Tode verurtheilt. Zwei Brüder, Marcus und Marcellianus, waren auf diese Weise angeklagt worden und sahen ihrer Hinrichtung entgegen. Ihre Verwandten, denen gestattet wurde, sie zu besuchen, baten sie mit Thränen, ihr Leben durch Abfall vom Glauben zu retten. Sie schienen zu wanken und versprachen, sich zu bedenken. Sebastianus hörte davon und eilte hin, sie zu retten. Er war zu bekannt, als daß man ihm den Zutritt verweigert hätte, und er trat wie ein Engel des Lichtes in ihr finsteres Gefängniß. Es war ein wohl verwahrtes Gemach in dem Hause des Beamten, dem ihre Bewachung anvertraut war. Diesem Beamten wurde nämlich gewöhnlich anheimgestellt, wo er die Gefangenen unterbringen wollte. Tranquillinus, der Vater der beiden jungen Leute, hatte für sie einen Aufschub von dreißig Tagen erwirkt, um den Versuch zu machen, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern; um ihm dieses zu erleichtern, hatte Nikostratus, der Beamte, sie in seinem eigenen Hause eingesperrt. Sebastianus that also einen kühnen und gefährlichen Schritt. Außer den beiden christlichen Gefangenen waren in dem Gefängnisse sechszehn heidnische Gefangene, ferner die Eltern der beiden jungen Leute, weinend und ihnen zuredend, um sie zum Abfall zu bewegen, endlich der Gefangenwärter Claudius und der Beamte Nikostratus mit seiner Frau Zoe, welche der mitleidige Wunsch, die beiden jungen Leute vom Tode gerettet zu sehen, dorthin geführt hatte. Durfte Sebastianus hoffen, daß sich unter allen diesen Keiner finden würde, welcher mit Rücksicht auf die Pflicht seines Amtes oder in der Hoffnung auf Begnadigung oder aus Haß gegen das Christenthum ihn verrathen würde, wenn er sich als Christ zu erkennen gäbe? Und wußte er nicht, daß ihn dieser Verrath das Leben kosten müsse?

Er wußte das wohl; aber was fragte er danach? Wenn Gott drei Opfer dargebracht werden sollten statt zwei, um so besser; er fürchtete nur, es möge keines da sein. Das Gefängniß war ein Speisesaal, der aber bei Tage selten gebraucht wurde und darum nicht sehr hell war; das Licht fiel, wie im Pantheon, nur durch eine Oeffnung in der Decke ein.

Sebastianus stellte sich, um von Allen gesehen zu werden, gerade in die Sonnenstrahlen, welche jetzt dadurch eindrangen und eine kleine Stelle hell erleuchteten, während der übrige Theil des Saales fast dunkel blieb. Das Licht brach sich in dem Golde und den Juwelen der prächtigen Waffenrüstung des Tribunen und sprühte, wie er sich bewegte, in Funken von glänzenden Farben bis in die dunkelsten Winkel des Gemachs, während es heiter und ruhig sein entblößtes Haupt beschien und seine edeln Gesichtszüge deutlich erkennen ließ, deren strenger Ernst durch den Ausdruck liebevollen Kummers gemildert wurde, als er auf die beiden wankenden Bekenner sah. Es dauerte einige Augenblicke, bis er für seinen tiefen Schmerz Worte finden konnte. Endlich machte sich derselbe in bittern Klagen Luft.

„Heilige und ehrwürdige Brüder," rief er aus, „die ihr Zeugniß abgelegt habt für Christus, die ihr für Ihn eingekerkert seid, deren Glieder die Spuren der Ketten noch zeigen, welche ihr für Ihn getragen, die ihr mit Ihm den Schmerz gekostet habt, — ich sollte euch zu Füßen fallen und euch verehren und um euere Fürbitte anflehen, statt vor euch zu stehen, um euch zu ermahnen oder gar um euch zu tadeln. Kann das wahr sein, was ich gehört habe, daß ihr, während die Engel die letzte Blume euern Kränzen beifügten, ihnen geboten habt, inne zu halten, ja, gar daran gedacht habt, ihnen zu sagen, sie möchten die Kränze wieder auflösen und ihre Blumen in die Winde streuen? Darf ich das glauben, daß ihr, die ihr schon den Fuß auf die Schwelle des Paradieses gesetzt habt, daran denkt, ihn zurück zu ziehen, um wieder in dem Thale der Verbannung und der Thränen zu wandeln?"

Die beiden Jünglinge senkten den Kopf und gestanden durch ihre Thränen demüthig ihre Schwachheit ein. Sebastianus fuhr fort: „Ihr könnt den Blick eines armen Soldaten nicht ertragen, wie ich bin, der geringste unter den Dienern Christi: wie werdet ihr dann den zornigen Blick des Herrn ertragen, den ihr vor den Menschen zu verleugnen im Begriffe steht, — im Herzen könnt ihr Ihn nicht verleugnen — an jenem schreck-

lichen Tage, wo Er euch auch verleugnen wird vor Seinen Engeln? Ihr könntet morgen kühn vor Ihn hintreten als gute und getreue Knechte, — und ihr wollt statt dessen vor Ihn hintreten, nachdem ihr erst noch ein paar Jahre voll Schande durch's Leben gekrochen seid, ausgestoßen von der Kirche, verachtet von ihren Feinden und, was schlimmer ist, gequält von einem Wurme, der nicht stirbt, von unaufhörlichen Gewissensbissen?"

„Höre auf; ich beschwöre dich, höre auf, junger Mann, wer du auch bist!" rief Tranquillinus aus, der Vater der jungen Leute. „Rede meine Söhne nicht so strenge an: den Thränen ihrer Mutter und meinen Bitten hatten sie angefangen nachzugeben, nicht den Foltern, die sie so heldenmüthig erduldet haben. Warum sollen sie ihre armen Eltern in Elend und Kummer stürzen? Befiehlt das deine Religion und nennst du das heilig?"

„Warte in Geduld, guter alter Mann," sagte Sebastianus mit dem liebevollsten Blick und Ausdruck, „und laß mich erst mit deinen Söhnen reden. Sie verstehen mich; du kannst mich jetzt noch nicht verstehen, aber mit Gottes Gnade wirst du es bald können. — Euer Vater hat in der That Recht, wenn er sagt, ihr hättet um seinetwillen und um euerer Mutter willen euch bedacht, ob ihr sie nicht Dem vorziehen solltet, der gesagt hat: ‚Wer Vater und Mutter mehr liebt als Mich, der ist Meiner nicht werth.' Ihr könnt nicht hoffen, für diese euere alten Eltern das ewige Leben dadurch zu erkaufen, daß ihr selbst es verliert. Wollt ihr sie dadurch zu Christen machen, daß ihr selbst vom Christenthum abfallt? Wollt ihr sie dadurch zu Streitern des Kreuzes machen, daß ihr selbst seine Fahne verlaßt? Wollt ihr sie dadurch lehren, daß die Lehren Christi kostbarer sind als das Leben, daß ihr das Leben denselben vorzieht? Wollt ihr für sie — nicht das sterbliche Leben des vergänglichen Leibes, sondern das ewige Leben der Seele gewinnen, so beeilt euch, es selbst zu erlangen; legt zu den Füßen eueres Erlösers die Kronen nieder, die ihr erhalten werdet, und bittet für die Rettung euerer Eltern."

„Genug, genug, Sebastianus, wir sind entschlossen," riefen beide Brüder zugleich.

„Claudius," sagte der Eine, „lege mir die Ketten wieder an, die du mir abgenommen."

„Nikostratus," fügte der Andere bei, „ertheile Befehl, daß das Urtheil vollstreckt werde."

Aber weder Claudius noch Nikostratus rührten sich.

„Lebe wohl, lieber Vater; lebe wohl, theuerste Mutter," sagten sie, indem sie ihre Eltern umarmten.

„Nein," antwortete der Vater; „wir trennen uns nicht mehr. Nikostratus, geh', sage dem Chromatius, ich sei jetzt auch ein Christ, wie meine Söhne; ich will mit ihnen sterben für eine Religion, welche so aus Knaben Helden machen kann."

„Und ich," fügte die Mutter bei, „lasse mich nicht trennen von meinem Gatten und von meinen Kindern."

Der Auftritt, welcher nun folgte, ist nicht zu beschreiben. Alle waren gerührt, Alle weinten; auch die andern Gefangenen waren von denselben Gefühlen bewegt; und Sebastianus sah sich von einer Gruppe von Männern und Frauen umgeben, welche von der Gnade ergriffen, durch ihren Einfluß gerührt und durch ihre Macht überwältigt waren. Aber alles war verloren, wenn Einer zurück blieb. Er sah die Gefahr, nicht die Gefahr, welche ihm selbst, sondern die, welche der Kirche und diesen Seelen, die an der Grenze des Lebens standen, drohte, wenn die Sache entdeckt wurde. Einige hingen sich an seine Arme; Andere umfaßten seine Kniee; Andere küßten seine Füße, als wäre er ein Geist des Friedens gewesen, wie der, welcher den Petrus in seinem Kerker zu Jerusalem besuchte. Nur Zwei schwiegen. Nikostratus war ergriffen, aber noch keineswegs gewonnen; sein Herz war gerührt, aber seine Ueberzeugung nicht erschüttert. Seine Gattin Zoe kniete vor Sebastianus mit flehendem Blicke und ausgestreckten Armen, aber sie sagte kein Wort.

„Komm, Sebastianus," sagte der Primiscrinius, denn das war das Amt des Nikostratus. „Es ist Zeit, daß du gehst. Ich kann allerdings nicht umhin, den festen Glauben und die

Hochherzigkeit zu bewundern, welche du bei dieser Handlung an den Tag gelegt hast, und welche diese jungen Männer antreibt, in den Tod zu gehen. Aber meine Pflicht ist gebieterisch und muß meinen persönlichen Gefühlen vorgehen."

„Und glaubst du denn nicht, wie die Andern?"

„Nein, Sebastianus; so leicht bin ich nicht zu überreden; ich muß stärkere Beweise haben, als selbst deine Tugend."

„O, so sprich denn du zu ihm," sagte Sebastianus zu Zoe; „sprich, gläubiges Weib, sprich zum Herzen deines Gatten; denn ich müßte mich sehr irren, wenn nicht diese deine Blicke mir sagten, daß du wenigstens glaubst."

Zoe bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Du hast sie empfindlich verwundet, Sebastianus," sagte ihr Gatte; „weißt du nicht, daß sie stumm ist?"

„Ich wußte das nicht, edeler Nikostratus; denn als ich sie zuletzt in Asien sah, konnte sie reden."

„Seit sechs Jahren," entgegnete der Andere mit zitternder Stimme, „ist ihre einst beredte Zunge gelähmt und hat sie kein Wort mehr gesprochen."

Sebastianus schwieg einen Augenblick; dann streckte er plötzlich die Arme aus, — wie die Christen immer thaten, wenn sie beteten, — erhob seine Augen zum Himmel und sprach folgende Worte:

„O Gott, Vater unseres Herrn Jesu Christi! Der Beginn dieses Werkes ist Dein, möge auch die Vollendung desselben Dein allein sein! Zeige Deine Macht; denn es thut Noth. Vertraue sie einmal dem schwächsten und ärmsten Werkzeuge an. Laß mich trotz meiner Unwürdigkeit so das Schwert Deines siegreichen Kreuzes schwingen, daß die Geister der Finsterniß davor fliehen, und möge Dein Heil uns Alle umfassen! — Zoe, sieh' mich noch einmal an!"

Alle lauschten athemlos, als Sebastianus nach einem kurzen, stummen Gebete mit der rechten Hand über ihren Mund das Zeichen des Kreuzes machte und sagte: „Zoe, sprich: glaubst du?"

„Ich glaube an den Herrn Jesus Christus," antwortete sie mit klarer und fester Stimme und fiel dem Sebastianus zu Füßen.

Nikostratus schrie laut auf, warf sich auf die Kniee und benetzte Sebastianus' rechte Hand mit Thränen.

Der Sieg war vollständig. Alle waren gewonnen, und man traf gleich Vorkehrungen, um eine Entdeckung zu verhüten. Der Beamte, welcher für die Gefangenen verantwortlich war, durfte sie, wie gesagt, unterbringen, wo er wollte. Nikostratus nahm sie also alle nebst Tranquillinus und seiner Gattin als Gäste in seine Wohnung auf. Sebastianus verlor keine Zeit, sie unter die Leitung des heiligen Priesters Polykarpus von dem Titel Sanct Pastor zu stellen. Es war ein so eigenthümlicher Fall, es kam so viel auf Geheimhaltung der Sache an, die Zeitumstände waren so drohend und man mußte alle neue Aufreizung der Heiden so sorgfältig vermeiden, daß der Unterricht beschleunigt, Tag und Nacht fortgesetzt, und den Bekehrten schon bald die Taufe gespendet wurde.

Die Neubekehrten wurden durch ein weiteres Wunder ermuthigt und getröstet. Tranquillinus, welcher sehr heftig an der Gicht litt, wurde durch die Taufe plötzlich und vollständig geheilt. Chromatius war der Stadtpräfect, dem Nikostratus für seine Gefangenen verantwortlich war, und ihm konnte das, was vorgefallen war, nicht lange verborgen gehalten werden. Dieses hätte ihnen allen das Leben kosten können; aber jetzt waren sie, durch den Glauben gestärkt, auf alles gefaßt. Chromatius war ein Mann von aufrichtigem Charakter und nicht verfolgungssüchtig. Er hörte den Bericht über das Vorgefallene mit Theilnahme an; was er aber von der Heilung des Tranquillinus hörte, machte tiefen Eindruck auf ihn. Er litt an der nämlichen Krankheit und stand furchtbare Schmerzen aus: „Wenn das wahr ist," sagte er, „was du erzählst, und wenn ich selbst an mir diese Heilkraft erfahren kann, dann will ich gewiß einem solchen Beweise für euere Religion nicht widerstehen."

Man rief den Sebastianus. Die Taufe ohne vorhergehenden Glauben zu ertheilen, um ihre Heilkraft zu erproben, wäre

Aberglauben gewesen. Sebastianus schlug einen andern Weg ein, welchen wir später beschreiben werden, und Chromatius wurde völlig geheilt. Er empfing bald nachher mit seinem Sohne Tiburtius die Taufe.

Chromatius konnte nun natürlich sein Amt nicht ferner bekleiden, und er legte also dasselbe nieder. Der Kaiser ernannte den Tertullus, den Vater des hoffnungsvollen Corvinus und Präfecten des Prätoriums, zu seinem Nachfolger. Der Leser sieht also, daß diese Ereignisse, welche wir hier nach den Acten des heiligen Sebastianus erzählt haben, etwas vor der Zeit sich zugetragen hatten, in welcher unsere Erzählung beginnt; denn in einem frühern Capitel haben wir den Vater des Corvinus bereits als Stadtpräfecten erwähnt.

Kehren wir jetzt zu dem Abend zurück, an welchem Sebastianus und Pankratius die meisten der eben genannten Personen in der Wohnung des Offiziers versammelt fanden. Viele von ihnen wohnten in dem Palaste oder in der Nähe desselben; außer ihnen war auch Castulus zugegen, der ein hohes Amt am Hofe [1]) bekleidete, und seine Gattin Irene. Es waren bereits früher einige Versammlungen gehalten worden, um darüber zu berathen, wie man den Bekehrten einen vollständigern Unterricht verschaffen und zugleich der Aufmerksamkeit des Publicums so viele Personen entziehen könnte, deren veränderte Lebensweise und Zurückgezogenheit gewiß Verwunderung und Nachfragen veranlassen mußte. Sebastianus hatte von dem Kaiser für Chromatius die Erlaubniß ausgewirkt, sich auf ein Landgut in Campanien zurückzuziehen; und man hatte abgesprochen, daß eine bedeutende Anzahl der Neophyten eben dahin gehen und als Eine Familie den Unterricht in der Religion fortsetzen und gemeinsam fromme Uebungen machen sollte. Es war gerade die Jahreszeit gekommen, wo Jedermann auf's Land ging; auch der Kaiser wollte nach der Seeküste bei Neapel gehen und von dort aus eine Reise durch das südliche Italien machen. Es war also ein günstiger Augenblick für die Ausführung des entworfenen Planes. An dem Sonntage nach

[1]) Es wird nicht näher bezeichnet.

dieser Bekehrung, so wird berichtet, feierte der Papst die göttlichen Geheimnisse in dem Hause des Nikostratus und brachte diese Entfernung aus der Stadt in Vorschlag.

In der Versammlung bei Sebastianus wurde die Ausführung näher besprochen. Im Laufe der nächsten Tage sollten verschiedene Partieen auf verschiedenen Wegen abreisen, einige direct auf der Appischen Straße, andere auf der Latinischen Straße, noch andere über Tibur und auf einem Gebirgswege durch Arpinum; Alle aber sollten auf der Villa nicht weit von Capua zusammentreffen. Während der Besprechung dieser Einzelheiten des Reiseplanes, die sich etwas in die Länge zog, benahm sich Torquatus, einer der durch Sebastianus' Besuch bekehrten frühern Gefangenen, etwas vorlaut, ungeduldig und ungestüm. Er hatte an jedem Vorschlage etwas auszusetzen, schien unzufrieden mit den ihm gegebenen Weisungen, sprach fast verächtlich von diesem Fliehen vor der Gefahr, wie er es nannte, und rühmte sich, er für seinen Theil sei bereit, morgen auf das Forum zu gehen und irgend einen Altar zu zerstören oder sich irgend einem Richter als Christ vorzustellen. Man versuchte auf jede Weise ihn zu beruhigen und zurückzuhalten, und erkannte wohl, daß alles darauf ankomme, daß er mit den Andern auf's Land gehe. Er bestand jedoch darauf, er werde seinen eigenen Weg gehen.

Es war nun noch ein Punkt zu erledigen, die Frage nämlich, wer an die Spitze der kleinen Colonie treten und sie leiten sollte. Es kam dabei zu einem liebevollen Streite zwischen dem heiligen Priester Polykarpus und Sebastianus: Jeder von ihnen wollte in Rom bleiben und die nächste Aussicht auf das Martyrthum haben. Der Streit wurde aber geschlichtet, als ein Brief des Papstes an seinen „geliebten Sohn Polykarpus, Priester des Titels Sanct Pastor," gebracht wurde, worin dieser den Befehl erhielt, die Bekehrten zu begleiten und den Sebastianus zurückzulassen, um die Bekenner zu ermuthigen und die Christen in Rom zu beschützen. Natürlich fügte sich nun der Priester gleich, und die Versammlung wurde mit einem Dankgebete geschlossen.

Sebastianus nahm von seinen Freunden freundlich Abschied und bestand dann darauf, den Pankratius nach Hause zu bringen. Als sie das Zimmer verließen, bemerkte dieser: „Sebastianus, dieser Torquatus gefällt mir nicht; ich fürchte, er wird uns noch Verdruß machen.“

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll,“ antwortete der Soldat, „so möchte ich auch wünschen, er wäre anders. Aber wir müssen bedenken, daß er ein Neubekehrter ist und mit der Zeit und mit der Gnade Gottes besser werden kann.“

Als sie auf den vordersten Hof des Palastes traten, hörten sie ein wahres Babel von rauhen Stimmen, dazwischen rohes Lachen und mitunter einen lauten Schrei; der Lärm war in dem anstoßenden Hofe, wo die mauritanischen Bogenschützen ihre Quartiere hatten. In der Mitte desselben schien ein Feuer zu lodern; denn Rauch und Funken stiegen über die den Hof umgebenden Säulenhallen empor.

Sebastianus ging auf den Soldaten zu, der in dem Hofe, worüber sie gingen, auf Wache stand, und fragte ihn: „Freund, was ist denn da bei unsern Nachbaren los?“

„Die schwarze Sklavin,“ antwortete dieser, „welche ihre Priesterin ist, und die der Führer der Bogenschützen heirathen will, wenn sie sich die Freiheit kaufen kann, ist zu ihnen gekommen zu irgend einer mitternächtlichen religiösen Ceremonie; diesen schrecklichen Lärm hört man jedes Mal, wenn sie da ist.“

„So?“ sagte Sebastianus; „und kannst du mir vielleicht sagen, was für eine Religion denn diese Afrikaner haben?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete der Soldat, „wenn sie nicht vielleicht zu den sogenannten Christen gehören.“

„Warum meinst du das?“

„Nun, ich habe gehört, die Christen kämen des Nachts zusammen, sängen abscheuliche Lieder und begingen allerlei Verbrechen; sie kochten und äßen das Fleisch eines zu dem Ende gemordeten Kindes,[1]) — und etwas der Art mag da drinnen auch geschehen.“

[1]) Diese Vorstellungen von dem christlichen Gottesdienste waren unter dem Volke sehr verbreitet.

„Gute Nacht, Kamerad!“ sagte Sebastianus, und dann, als sie aus der Vorhalle traten, sprach er zu Pankratius: „Ist es nicht auffallend, daß trotz all unsern Bemühungen wir, die wir wissen, daß wir nur den Einen lebendigen Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, — die wir wissen, wie sorgfältig wir uns vor jeder Makel der Sünde hüten müssen, — die wir lieber sterben würden, als ein unreines Wort reden, daß wir trotzdem noch nach dreihundert Jahren von dem Volke mit den Anhängern des schrecklichsten Aberglaubens verwechselt werden, und daß unser Gottesdienst gerade mit dem Götzendienste zusammengestellt wird, den wir vor allem verabscheuen? ‚Wie lange, o Herr, wie lange?‘“

„So lange,“ sagte Pankratius, indem er auf der Treppe der Vorhalle stehen blieb und nach dem Monde blickte, der sich jetzt zum Untergehen neigte, „so lange, als wir in diesem matten Lichte wandeln, und bis die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht über dieses Land in ihrer ganzen Schönheit und es erleuchtet mit ihrem Glanze! — Sebastianus, sage mir, von wo aus siehst du am liebsten die Sonne aufgehen?“

„Den schönsten Sonnenaufgang, den ich je gesehen,“ antwortete der Soldat, auf die wunderliche Frage seines Begleiters eingehend, „sah ich auf der Spitze des Latialischen Berges[1]) neben dem Tempel des Jupiter. Die Sonne ging hinter dem Berge auf und warf dessen ungeheuern Schatten wie eine Pyramide über die Ebene und weit über die See; so wie sie aber höher stieg, wurde der Schatten kleiner und wich zurück, und jeden Augenblick wurde ein neuer Gegenstand von dem Lichte berührt: erst die Schiffe und Nachen auf dem Wasser, dann das Gestade mit seinen tanzenden Wellen; allmälig erglänzte ein weißes Gebäude nach dem andern in den frischen Strahlen, bis zuletzt das majestätische Rom selbst mit seinen hohen Zinnen von der Morgensonne bestrahlt wurde. Es war in der That ein herrlicher Anblick, von dem die nichts ahnen konnten, welche unten waren.“

[1]) Jetzt Monte Cavo bei Albano.

„Ganz so, wie ich es erwartete, Sebastianus," bemerkte Pankratius; „gerade so wird es auch sein, wenn jene noch herrlichere Sonne über dieses umnachtete Land aufgeht. Wie herrlich wird es dann anzuschauen sein, wie die Schatten fliehen, wie jeden Augenblick eine neue von den jetzt verborgenen Schönheiten unseres heiligen Glaubens und Cultus in's Licht tritt, bis die Kaiserstadt selbst erglänzt als ein heiliges Vorbild der Stadt Gottes! Werden die, welche in diesen Zeiten leben, diese Schönheiten sehen können und recht würdigen? Oder werden sie nur auf den engen Raum rings um sie herum sehen und die Hand vor die Augen halten, um von dem plötzlichen Glanze nicht geblendet zu werden? Ich weiß nicht, Sebastianus, aber ich hoffe, du und ich, wir werden von einem Standpunkte auf dieses großartige Schauspiel herabsehen, von wo aus allein es recht gewürdigt werden kann, — von einem Berge, der höher ist, als ein Berg Jupiter's, als der Albaner Berg und der Olymp, — von dem heiligen Berge, worauf das Lamm steht, unter dessen Füßen die Ströme des Lebens quellen." [1])

Sie setzten schweigend ihren Weg durch die hell erleuchteten Straßen[2]) fort. Als sie vor das Haus der Lucina gekommen waren und sich liebevoll gute Nacht gewünscht hatten, schien Pankratius einen Augenblick zu zögern; dann sprach er:

„Sebastianus, du hast heute Abend etwas gesagt, was ich gern näher erklärt hören möchte."

„Was denn?"

„Als du mit Polykarpus darüber strittest, wer nach Campanien gehen und wer in Rom bleiben solle, da versprachest du, wenn du bliebest, würdest du ganz vorsichtig sein und dich keinen unnöthigen Gefahren aussetzen. Dann fügtest du bei, du habest noch einen Zweck vor Augen, welcher dich in Schranken

[1]) Vidi supra montem Agnum stantem, de sub cujus pede fons vivus emanat (Ich sah auf dem Berge das Lamm stehen, unter dessen Füßen ein lebendiger Quell entspringt), heißt es im Officium des heiligen Clemens.

[2]) Ammianus Marcellinus erzählt, daß in den letzten Zeiten des Kaiserreiches die Straßen bei Nacht hell erleuchtet waren: »Et haec confidenter agebat (Gallus), ubi pernoctantium luminum claritudo dierum solet imitari fulgorem.« l. 14, c. 1.

halten würde; hättest du diesen aber erreicht, so würde es dir schwer fallen, deinem Verlangen, für Christus das Leben hinzugeben, zu widerstehen."

„Und warum, Pankratius, wünschest du so sehr, diesen thörichten Gedanken zu erfahren?"

„Weil ich wirklich neugierig bin, ich gestehe es, zu hören, welcher Zweck erhaben genug sein kann, in dir das Verlangen nach dem zu zügeln, was du, wie ich weiß, als das allerhöchste Ziel eines Christen ansiehst."

„Ich bedauere, mein lieber Junge, daß ich nicht im Stande bin, dir das jetzt zu sagen. Aber du sollst es später einmal erfahren."

„Versprichst du mir das?"

„Ja, ganz sicher. Gott behüte dich."

Elftes Capitel.

Der Verfasser an den Leser.

Wir wollen die Ferien benutzen, welche Rom genießt, nachdem es seine Bewohner nach den nahen Hügeln oder nach der Seeküste von Genua bis Pästum gesandt hat, um sich zu Lande und zu Wasser zu erholen. Wir wollen sie dazu benutzen, unserm Leser etwas vorzutragen, was uns geeignet scheint, über das, was wir schon geschrieben haben, Licht zu verbreiten und ihn auf das Folgende vorzubereiten.

Die sehr gedrängte Form, in welcher wir die älteste Kirchengeschichte gewöhnlich kennen lernen, und die unchronologische Ordnung der Leben der Heiligen, wie wir sie gewöhnlich lesen, kann leicht eine irrige Vorstellung von dem Zustande unserer ersten christlichen Voreltern veranlassen, und zwar auf eine doppelte Weise.

Wir können zu der Vorstellung kommen, in den ersten drei Jahrhunderten hätte die Kirche ohne Unterbrechung harte Verfolgungen zu leiden gehabt; die Gläubigen hätten in Furcht und Zittern in den Katakomben ihren Gottesdienst gehalten und bei-

nahe in denselben ihr Leben zugebracht; die Religion hätte eben nur existiren können und kaum eine Gelegenheit gehabt, sich äußerlich auszubreiten oder innerlich zu organisiren, geschweige denn irgend welchen Glanz zu entfalten; kurz, jene Periode sei eine Periode des Kampfes und der Bedrängniß gewesen, ohne irgend eine Zeit des Friedens oder Trostes. — Auf der andern Seite könnte man glauben, diese drei Jahrhunderte würden in Epochen getheilt durch zehn bestimmte Verfolgungen, von denen die einen kürzere, die andern längere Zeit gedauert, die aber ganz scharf von einander getrennt gewesen seien durch Zeiten, in denen volle Ruhe herrschte.

Beide Auffassungen sind irrig, und wir wollen den wirklichen Zustand der christlichen Kirche unter den verschiedenen Umständen dieser ereignißvollen Periode ihrer Geschichte genauer darstellen.

Als einmal die Verfolgung gegen die Christen ausgebrochen war, hat dieselbe nie ganz aufgehört, bis der Kirche unter Constantinus endlich der Friede wiedergegeben wurde. Wenn ein Kaiser einmal ein Verfolgungs-Edict erlassen hatte, so wurde dasselbe selten zurückgenommen; und wenn die strenge Ausführung desselben auch allmälig nachlassen oder aufhören mochte, nachdem ein milderer Herrscher den Thron bestiegen, so wurde es doch nie vollständig ein todter Buchstabe, sondern blieb immer eine gefährliche Waffe in den Händen grausamer oder unduldsamer Statthalter von Provinzen oder Städten. Daher finden wir in den Jahren zwischen den durch ein neues Decret angeordneten größern allgemeinen Verfolgungen viele Martyrer, welche ihre Kronen entweder der Volkswuth oder dem Christenhaß einzelner Beamten zu verdanken hatten. Darum lesen wir auch davon, daß eine bittere Verfolgung in einem Theile des Reiches fortwüthete, während andere Theile völligen Frieden genossen.

Einige Beispiele von den verschiedenen Phasen der Verfolgung werden vielleicht das wahre Verhältniß der alten Kirche zum Staate besser klar machen, als eine bloße Beschreibung. Der gelehrte Leser mag diese Digression überschlagen oder er

muß sich gefallen lassen, wiederholen zu hören, was ihm so bekannt ist, daß es ihm als Gemeinplatz erscheinen wird.

Trajanus war keineswegs einer der grausamen Kaiser, im Gegentheil war er im Ganzen gerecht und milde. Und dennoch, wiewohl er keine neuen Edicte gegen die Christen veröffentlichte, verherrlichten unter seiner Regierung viele berühmte Martyrer den Herrn, darunter der heilige Ignatius, Bischof von Antiochien, zu Rom und der heilige Simeon zu Jerusalem. Als Plinius der Jüngere, Statthalter von Bithynien, bei dem Kaiser anfragte, was er mit den Christen anfangen solle, welche vor ihn geführt würden, gab ihm der Kaiser eine Verhaltungsregel, welche einen sehr geringen Grad von Gerechtigkeitssinn verräth: die Christen sollten nicht aufgesucht, aber, wenn sie angeklagt würden, bestraft werden. — Hadrianus, welcher kein Verfolgungs-Decret erließ, gab eine ähnliche Antwort auf eine ähnliche Anfrage des Serenius Granianus, des Proconsuls von Asien. Auch unter ihm, ja, auf seinen eigenen Befehl erlitten Christen ein grausames Martyrthum, nämlich die unerschrockene Symphorosa und ihre sieben Söhne zu Tibur oder Tivoli. Eine schöne Inschrift, welche in den Katakomben gefunden wurde, erwähnt den Marius, einen jungen Offizier, welcher gleichfalls unter diesem Kaiser für Christus sein Blut vergoß.[1]) Und der heilige Justinus der Martyrer, der große Apologet des Christenthums, erzählt, er habe seine Bekehrung der Standhaftigkeit der Martyrer unter diesem Kaiser zu danken.

In gleicher Weise erlitten unter Septimius Severus viele Christen Folter und Tod, noch ehe derselbe seine Verfolgungs-Edicte veröffentlicht hatte; so die berühmten Martyrer von Scillita in Afrika und die heiligen Perpetua und Felicitas mit ihren Genossen. Die Acten des Martyrthums dieser Letztern enthalten das Tagebuch der erstgenannten zwanzigjährigen edeln Frau, welches sie selbst bis zum Tage vor ihrem Tode fortgeführt hat; sie bilden eines der rührendsten und schönsten Denkmäler, welche uns aus der alten Kirche erhalten sind.

Aus diesen geschichtlichen Thatsachen ergibt sich Folgendes:

[1]) **Roma Subterranea l. 3. c. 22.**

Von Zeit zu Zeit fand eine thätigere, strengere und allgemeinere Verfolgung des christlichen Namens im ganzen Reiche Statt; es gab aber Zeiten, wo dieselbe theilweise und an einzelnen Orten nachließ und mitunter selbst allgemein unterbrochen wurde. Ein Vorfall der Art ist Anlaß gewesen, daß uns sehr interessante Nachrichten hinterlassen sind, welche auf unsern Gegenstand Bezug haben. Nachdem nämlich die Verfolgung des Severus in andern Gegenden nachgelassen hatte, setzte sie Scapula, Proconsul in Afrika, in seiner Provinz mit ungeminderter Grausamkeit fort; er hatte unter Andern den Mavilus von Adrumetum verurtheilt, von den wilden Thieren zerrissen zu werden, — als er schwer erkrankte. Tertullian, der älteste lateinische Kirchenschriftsteller, richtete ein Schreiben an ihn, worin er ihn bittet, sich durch diese Heimsuchung warnen zu lassen und seine Verbrechen zu bereuen. Er erinnert ihn dabei an die vielen Strafgerichte, welche grausame Richter der Christen in verschiedenen Theilen der Welt getroffen hätten. Und dabei war doch die Liebe und Versöhnlichkeit dieser heiligen Männer so groß, daß sie, wie Tertullian erwähnt, für die Genesung ihres Feindes inständig beteten. Tertullian sagt dann dem Proconsul weiter, er könne ganz gut seine Pflichten erfüllen, ohne grausam zu sein, wenn er so handeln wolle, wie andere Beamte. Cincius Severus z. B. gab den Angeklagten selbst an, was sie antworten sollten, um freigesprochen zu werden; Vespronius Candidus entließ einen Christen auf den Grund hin, daß seine Verurtheilung Tumulte befördern könnte; Asper wollte einem Christen, welchen er geneigt sah, bei der Anwendung leichter Foltern nachzugeben, nicht weiter zusetzen und äußerte sein Bedauern darüber, daß ein solcher Fall vor ihn gebracht worden sei; Pudens erklärte, als er eine Anklageschrift las, in dem Titel sei ein Formfehler, weil er verleumderisch sei, und darauf zerriß er sie.[1])

Wir sehen also, wie viel auf den Charakter und vielleicht auf die Absichten der Statthalter und Richter bei der Ausführung der kaiserlichen Verfolgungs-Edicte ankam; und der

[1]) Tert. adv. Scapulam c. 4.

heilige Ambrosius erzählt, einige Statthalter hätten sich gerühmt, daß sie ihr Schwert, ohne es mit Blut befleckt zu haben (incruentos enses), aus den Provinzen wieder mitgebracht hätten.

Auch erklärt es sich hieraus leicht, wie zu Zeiten in Gallien oder Afrika oder Asien eine heftige Verfolgung wüthen konnte, während der größte Theil der Kirche Frieden hatte. Rom aber war ohne Zweifel der Ort, wo Ausbrüche der Feindseligkeit am häufigsten vorkamen, so daß man es wohl als das Privilegium seiner Oberhirten in den ersten drei Jahrhunderten bezeichnen könnte, für den Glauben, welchen sie lehrten, mit ihrem Blute Zeugniß abzulegen. Zum Papste gewählt werden, war gleichbedeutend mit: zum Martyrthum befördert werden.

Unsere Erzählung fällt in eine dieser längern Perioden, in denen die Kirche vergleichungsweise Frieden genoß und sich freier entwickeln konnte. Seit dem Tode des Valerianus im Jahre 268 hatte keine neue förmliche Verfolgung stattgefunden, wiewohl diese Zwischenzeit durch manches edele Martyrthum verherrlicht wurde. In solchen Perioden konnten die Christen ihre Religion vollständig, sogar mit Glanz üben. Die Stadt war in Districte oder Pfarreien getheilt, deren jede ihren „Titel“, d. h. ihre Pfarrkirche hatte, welche von Priestern, Diakonen und niedern Klerikern bedient wurde. Die Armen wurden unterstützt, die Kranken besucht, Katechumenen unterrichtet; die Sacramente wurden gespendet, es wurde täglich Gottesdienst gehalten, die Bußcanones wurden von den Geistlichen jedes Titels ausgeführt, und es wurden Sammlungen für diese und andere Zwecke veranstaltet, welche auf die kirchliche Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft Bezug hatten. Es wird gemeldet, im Jahre 250 während des Pontificats des Cornelius habe Rom 46 Priester und 108 niedere Kleriker gehabt, welche nebst mehr als 1500 Witwen und Armen von den Almosen der Gläubigen lebten.[1] Die Zahl der Priester stimmt ziemlich genau mit der Zahl der römischen Titel überein, wie der heilige Optatus sie angibt.

Wiewohl die Gräber der Martyrer in den Katakomben in diesen friedlichern Zeiten Gegenstände der Verehrung blieben,

[1]) Eus. hist. eccl. 6, 43.

und wiewohl diese Zufluchtstätten der Verfolgten in Ordnung und in baulichem Zustande erhalten wurden, so waren sie doch dann nicht die gewöhnlichen Orte für den Gottesdienst. Die Kirchen, welche wir bereits erwähnt haben, waren oft öffentlich, geräumig und sogar prächtig, und Heiden pflegten den dort gehaltenen Predigten und den Theilen der Liturgie beizuwohnen, zu welchen die Katechumenen zugelassen wurden. In der Regel waren aber die Kirchen in Privathäusern; wahrscheinlich wurden die großen Hallen oder Triclinia dazu eingerichtet, welche sich in den vornehmen Häusern fanden; so wissen wir, daß viele der römischen Titel ursprünglich dieser Art waren. — Tertullian erwähnt auch christliche Begräbnißplätze mit einem Namen und in einer Weise, daß man sieht, daß dieselben über der Erde waren; er vergleicht sie nämlich mit Dreschtennen, die jedenfalls unter freiem Himmel waren.[1])

Eine alte römische Sitte beseitigt ein Bedenken, welches man vielleicht hegen könnte, daß sich nämlich nicht wohl eine große Zahl von Personen an diesen Orten hätte versammeln können, ohne Aufsehen und damit eine Verfolgung zu erregen. Es war nämlich Sitte, daß die Reichen jeden Morgen eine Art von Lever hielten, wie wir es nennen würden; Clienten oder Leute, die von ihnen abhängig waren, und Boten von ihren Freunden, Sklaven oder Freigelassene, fanden sich dabei ein. Einige davon wurden zu dem innern Hofe zugelassen, wo sich der Herr aufhielt; Andere meldeten sich bloß und wurden entlassen. So konnten außer den Haussklaven, Handelsleuten und dergleichen noch Hunderte durch den Haupteingang oder die Hinterthüre aus- und eingehen, ohne daß dieses besonderes Aufsehen erregte.

Es findet sich noch eine andere bemerkenswerthe Erscheinung in dem gesellschaftlichen Leben der alten Christen, die man kaum glauben sollte, fänden sich nicht Beweise dafür in den zuverlässigsten Martyrer-Acten und in der Kirchengeschichte, — ich meine die geschickte Verheimlichung ihres Glaubens. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich Personen in den vornehmsten Gesellschaften bewegten, hohe Staatsämter bekleideten und der

[1]) Tert. adv. Scapulam c. 3.

Person der Kaiser nahe standen, welche Christen waren, ohne daß ihre intimsten heidnischen Freunde es ahnten. Ja, es kamen Fälle vor, wo selbst die nächsten Verwandten nicht das Mindeste davon erfuhren. Man erlaubte sich allerdings keine Lüge, keine Verstellung und namentlich keine Handlung, welche mit der christlichen Sittlichkeit oder der christlichen Wahrheit unvereinbar gewesen wäre, um dieses Geheimniß zu bewahren; aber man wandte alle mit der vollsten Wahrhaftigkeit verträgliche Vorsicht an, um das Christenthum vor den Augen der Menge zu verheimlichen.[1])

So nothwendig diese Vorsicht aber auch sein mochte, um muthwilligen Verfolgungen vorzubeugen, so schlimme Folgen hatte sie oft für diejenigen, welche sie beobachteten. Die heidnische Welt, die Welt der Macht, des Einflusses und des Staates, die Welt, welche die Gesetze nach ihrem Gutdünken machte und sie ausführte, die Welt, welche irdisches Glück liebte und den Glauben haßte, fühlte sich umgeben, erfüllt, durchdrungen von einer geheimnißvollen Macht, welche sich ausbreitete — Niemand konnte sehen, wie — und welche einen Einfluß übte, — Niemand wußte, wodurch. Familien wurden in Staunen versetzt, indem sie fanden, daß ein Sohn oder eine Tochter sich diesem neuen Gesetze angeschlossen hatte, von dem sie nicht ahnten, daß dieselben damit in Berührung gekommen, und welches sie in ihrer erhitzten Phantasie und nach den weitverbreiteten Vorurtheilen für dumm, erniedrigend und antisocial hielten. Darum war der Haß gegen das Christenthum ebensowohl politisch wie

[1]) Es war gewiß nichts schwerer, als wenn eine Frau ihre Religion vor ihrem Manne verheimlichen wollte; und doch setzt Tertullian voraus, daß dieses nicht ungewöhnlich war. Denn wo er davon spricht, daß eine Frau sich selbst zu Hause die heilige Communion reichte, wie das in diesen Zeiten der Verfolgung Gebrauch war, sagte er: „Dein Mann wird nicht wissen, was du heimlich vor jeder andern Speise genießest; und wenn er von dem Brode erfährt, wird er nicht glauben, daß es das sei, als was es bezeichnet wird.“ [Non sciet maritus, quid secreto ante omnem cibum gustes; et si sciverit panem, non illum credit esse, qui dicitur.] Ad uxorem l. 2. c. 5. Dagegen spricht er an einer andern Stelle von einem katholischen Manne und Weibe, welche einander die Communion reichten. De monogamia c. 11.

religiös; die christliche Religion wurde als unrömisch angesehen; man meinte, die Christen hätten ein Interesse, welches mit der Ausbreitung und Wohlfahrt des Reichs im Widerspruch stehe und sie gehorchten einer unsichtbaren und geistigen Gewalt. Man bezeichnete die Christen als irreligiosi in Caesares, als illoyal gegen die Kaiser, — und das war genug. Darum hing ihre Sicherheit und Ruhe viel von der Stimmung des Volkes ab: wenn es irgend einem Demagogen oder Fanatiker gelang, das Volk aufzuhetzen, so konnten weder die Betheuerungen der Christen, die gegen sie vorgebrachten Klagen seien falsch, noch ihr friedfertiges Leben, noch die Regeln des civilisirten Lebens sie gegen die Verfolgungs-Maßregeln schützen, welche man ungestraft durchführen konnte.

Nach dieser Abschweifung wollen wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Wolf und der Fuchs.

Die Andeutungen der afrikanischen Sklavin blieben nicht ohne Wirkung auf das schmutzige Gemüth des Corvinus. Ihr Haß gegen das Christenthum hatte seinen Grund darin, daß eine ihrer frühern Gebieterinnen Christin geworden war und alle ihre andern Sklaven freigelassen, die Afra aber (oder Jubala, wie sie eigentlich hieß) einem andern Herrn übergeben hatte, weil sie es nicht für Recht hielt, einer Person von so gefährlichem Charakter die Freiheit zu geben.

Corvinus hatte den Fulvius oft in den Bädern und an andern öffentlichen Vergnügungsorten gesehen und ihn wegen seiner äußern Erscheinung, seiner Kleidung und seiner Unterhaltung bewundert und beneidet. Aber bei seinem unbeholfenen, scheuen und mürrischen Wesen würde er nie den Muth gehabt haben, ihn anzureden, hätte er nicht jetzt entdeckt, daß derselbe, wenn auch ein raffinirterer, doch ein eben so gründlicher Schurke sei, wie er selbst. In Fulvius' Witz und Gewandtheit sah er

eine willkommene Ergänzung seines eigenen plumpen Wesens, dem diese Eigenschaften ganz abgingen; auf der andern Seite aber konnten für diese höhern Gaben, meinte er, seine eigene brutale Kraft und seine gefühllose Verwegenheit willkommene Bundesgenossen sein. Er hatte den jungen Fremden in seiner Gewalt, nachdem er auf solche Weise seinen wahren Charakter durchschaut hatte; er entschloß sich also, den Versuch zu machen, ein Bündniß mit einem Manne einzugehen, der sonst ein gefährlicher Nebenbuhler für ihn werden könnte.

Etwa zehn Tage nach der zuletzt beschriebenen Scene schlenderte Corvinus in den Gärten des Pompejus umher. Diese Gärten bedeckten den Raum um das Theater des Pompejus herum, in der Nähe der jetzigen Piazza Farnese. Eine Feuersbrunst unter der Regierung des Carinus hatte die sogenannte Scene des Gebäudes zerstört und Diokletianus hatte dieselbe prächtig wiederherstellen lassen. Die Gärten unterschieden sich von andern durch Reihen von Platanen, welche angenehme schattige Spaziergänge bildeten. Sie wurden außerdem durch viele Statuen von wilden Thieren, durch Springbrunnen und künstliche Wasserleitungen verschönert. Beim Umherschlendern bemerkte Corvinus den Fulvius und ging gleich auf ihn zu.

„Was willst du?“ fragte der Fremde mit einem verwunderten und verächtlichen Blicke auf die nachlässige und ärmliche Kleidung des Corvinus.

„Ein Gespräch mit dir, welches für dich vortheilhaft sein kann — und für mich.“

„Letzteres bezweifle ich nicht; aber was kannst du mir zu sagen haben, was mir von Nutzen sein könnte?“

„Fulvius, ich bin ein Mensch, der gerade heraus sagt, was er denkt; ich mache keinen Anspruch auf deine Bildung und Eleganz; aber wir Beide treiben ein und dasselbe Gewerbe und haben darum auch dieselbe Gesinnung.“

Fulvius stutzte und erröthete tief; dann sagte er mit verächtlicher Miene: „Was meinst du, Mensch?“

„Wenn du die Faust ballst,“ entgegnete Corvinus, „um mich deine schönen Ringe an deinen zarten Fingern sehen zu

lassen, so ist das ganz hübsch. Aber wenn du mir damit drohen willst, so kannst du deine Hand nur wieder in die Falten deiner Toga stecken, das sieht graziöser aus."

„Mach' es kurz, Mensch, ich frage nochmals, was meinst du?"

„Ich meine, Fulvius," flüsterte er ihm in's Ohr, „du bist ein Spion und ein Angeber."

Fulvius erschrack, faßte sich aber bald wieder und sagte: „Was für ein Recht hast du, eine so gehässige Beschuldigung gegen mich auszusprechen?"

„Du entdecktest, sagte Corvinus, indem er dieses Wort scharf betonte," du entdecktest eine Verschwörung im Morgenlande, und Diokletianus —"

Fulvius ließ ihn nicht weiter reden und fragte: „Wie heißest du und wer bist du?"

„Ich bin Corvinus, der Sohn des Stadtpräfecten Tertullus."

Dies schien alles aufzuklären, und Fulvius sagte mit gedämpfter Stimme: „Sage hier nichts mehr; ich sehe Bekannte herbeikommen. Triff mich morgen bei Tagesanbruch verkleidet auf der Patricischen Straße [1]) unter der Halle der Bäder des Novatus. Wir können dann weiter darüber sprechen."

Corvinus kehrte nach Hause zurück, nicht übel zufrieden mit seinem ersten Versuche in der Diplomatie. Er verschaffte sich von einem der Sklaven seines Vaters ein noch schlechteres Gewand, als er sonst trug, und war bei dem ersten Grauen des nächsten Tages an dem bestimmten Platze. Er mußte lange warten und hatte fast die Geduld verloren, als er seinen neuen Freund herankommen sah.

Fulvius war in ein Obergewand eingehüllt, welches er auch über das Gesicht gezogen hatte. So grüßte er den Corvinus:

„Guten Morgen, Kamerad; ich fürchte, ich habe dich warten lassen in der kalten Morgenluft, und zudem bist du dünn gekleidet."

[1]) Vicus Patricius.

„Ich gestehe," antwortete Corvinus, „ich würde Langeweile bekommen haben, hätte ich mich nicht ungeheuer ergötzt und doch auch verwundert über etwas, das ich mittlerweile angesehen habe."

„Was ist das denn?"

„Nun, schon seit sehr frühe — ich glaube, schon lange, ehe ich hierher gekommen — kommt da von allen Seiten die seltenste Sammlung von erbärmlichen Subjecten, die man nur sehen kann: Blinde, Lahme, Krüppel, Greise und Häßliche von allen möglichen Formen; sie gehen alle durch die Hinterthüre in jenes Haus dort in der engen Straße. Durch die vordere Thüre sind mehrere Personen eingetreten, die offenbar zu einer andern Klasse gehören."

„Wer wohnt denn dort? Es scheint ein großes altes Haus zu sein, aber etwas verfallen."

„Es gehört einem sehr reichen und, wie es heißt, sehr geizigen alten Patricier. Aber sieh'! da kommen wieder Einige."

In diesem Augenblicke kam ein sehr schwacher, vom Alter niedergebeugter Greis vorbei, geführt von einem heitern, jungen Mädchen, welches freundlich und fröhlich mit ihm plauderte.

„Wir sind gleich da," sagte sie zu ihm; „noch ein paar Schritte, und du kannst dich niedersetzen und ausruhen."

„Ich danke dir, mein Kind," antwortete der arme alte Mann; „wie gut bist du, daß du so früh zu mir gekommen bist!"

„Ich wußte," sagte sie, „daß du der Hülfe bedurftest, und da ich im Hause am allerüberflüssigsten bin, so dachte ich, ich wollte gehen und dich holen."

„Ich habe immer gehört, blinde Leute seien selbstsüchtig, und das wäre auch erklärlich; aber du, Cäcilia, bildest sicher eine Ausnahme."

„Ganz und gar nicht; das ist nur so meine Weise, selbstsüchtig zu sein."

„Wie meinst du das?"

„Nun, erstens benutze ich deine Augen und zweitens habe

ich die Freude, dich zu führen. ‚Ich war ein Auge für den Blinden,‘ — das bist du; und ‚ein Fuß für den Lahmen‘[1]) — das bin ich.“

Bei diesen Worten kamen sie an der Thüre an.

„Das Mädchen ist blind,“ sagte Fulvius zu Corvinus. „Siehst du nicht, wie geradeaus sie geht, ohne nach rechts oder links zu blicken?“

„Ja,“ antwortete der Andere. „Aber dies ist doch wohl nicht der Ort, wovon so oft gesprochen wird, wo die Bettler zusammenkommen und die Blinden sehen und die Lahmen gehen und Alle zusammen schmausen? Ich meine, diese Leute sind ganz anders, wie die Bettler auf der Aricianischen Brücke.[2]) Sie sehen ganz anständig, sogar heiter aus, und Keiner hat mich im Vorübergehen um ein Almosen angesprochen.“

„Die Sache ist sehr sonderbar, und ich möchte gern das Geheimniß entdecken. Es gäbe vielleicht Gelegenheit zu einem guten Geschäfte. Der alte Patricier, sagst du, ist sehr reich?“

„Ungeheuer reich!“

„Hm! Wie wäre denn wohl hineinzukommen?“

„Ich habe es! Ich ziehe meine Schuhe aus, hinke mit einem Fuße, wie ein Krüppel, schließe mich an die nächste Gruppe dieser wunderlichen Menschen an, gehe mit ihnen hinein und thue, wie sie thun.“

„Das wird kaum angehen; verlaß dich darauf, diese Leute sind alle im Hause bekannt.“

„Ganz gewiß nicht, denn mehrere von ihnen fragten mich, ob dieses das Haus der Dame Agnes sei.“

„Wessen Haus?“ fragte Fulvius zusammenfahrend.

„Warum siehst du mich so sonderbar an?“ sagte Corvinus. „Es ist das Haus ihrer Eltern; aber Agnes ist besser bekannt, als diese, da sie eine junge Erbin ist, fast eben so reich, wie ihre Nichte Fabiola.“

Fulvius dachte einen Augenblick nach. Ein starker Verdacht

[1]) Job 29, 15.

[2]) Dieser Ort war als Aufenthalt klagender und zudringlicher Bettler in Rom verrufen.

ging ihm durch den Sinn, der aber zu schlau und zu wichtig war, als daß er ihn seinem rohen Gefährten hätte mittheilen mögen. Er sagte also zu Corvinus:

„Wenn du dessen gewiß bist, daß diese Leute nicht im Hause bekannt sind, so versuche deinen Plan. Ich habe die Dame schon einmal getroffen, und will es mit der vordern Thüre versuchen. So haben wir einen doppelten Weg, um zum Ziele zu gelangen."

„Weißt du, was ich denke, Fulvius?"

„Ohne Zweifel etwas sehr Schönes."

„Ich denke, wenn wir Beide uns zu einem Unternehmen vereinigen, haben wir immer zwei Wege zum Ziele."

„Welche denn?"

„Den Weg des Fuchses und den des Wolfes, wenn sie sich verschwören, in eine Heerde einzubrechen."

Fulvius warf ihm einen unwilligen Blick zu, den Corvinus mit einem häßlichen Schielen erwiderte. Sie trennten sich und gingen auf ihren Posten.

Dreizehntes Capitel.

Wohlthätigkeit.

Wir möchten in das Haus der Agnes weder mit dem Wolfe noch mit dem Fuchse eintreten, und wollen uns also im Geiste gleich in das Innere desselben versetzen.

Die Eltern der Agnes gehörten einem alten vornehmen Geschlechte an; ihre Familie war auch nicht erst in der letzten Zeit zum Christenthume bekehrt worden, sondern hatte sich schon einige Generationen hindurch zum Glauben bekannt. Wie in heidnischen Familien das Andenken an Vorfahren werth gehalten wurde, welche einen Triumph gefeiert oder hohe Staatsämter bekleidet hatten, so wurde in diesem und in andern christlichen Häusern mit frommer Ehrfurcht und liebevollem Stolze das Andenken an die Angehörigen heilig gehalten, welche in den

letzten hundertundfünfzig oder mehr Jahren die Palme des Martyrthums errungen oder hohe kirchliche Aemter bekleidet hatten. So war diese Familie geadelt und ein ununterbrochener Strom von Blut, für Christus vergossen, lief neben den schwankenden Zweigen des Stammbaumes her; aber der Stamm selbst war nie abgehauen worden, sondern hatte wiederholte Stürme überdauert. Das könnte auffallend erscheinen; aber wenn wir bedenken, wie mancher Soldat einen ganzen schlachtenreichen Feldzug mitmacht, ohne verwundet zu werden, oder wie manche Familie ungemindert eine Pest überlebt, so können wir uns nicht darüber wundern, wenn die Vorsehung, die über die Kirche wachte, in ihr durch alte Familien lange ununterbrochene Ketten der Tradition erhielt, so daß die Gläubigen sagen konnten: ,Wenn nicht der Herr der Heerschaaren uns einen Samen gelassen hätte, wir wären wie Sodoma gewesen und würden Gomorrha gleich geworden sein.' [1])

Alle Ehren und Hoffnungen dieser Familie trafen jetzt in Einer zusammen, deren Name unsern Lesern schon bekannt ist, in Agnes, dem einzigen Kinde dieses alten Hauses. Sie war ihren Eltern zu einer Zeit geschenkt worden, wo die Hoffnung auf eine Fortdauer ihrer Familie schon zu schwinden begann. Von Kindheit an zeigte sie ein so zartes Gemüth, einen so gelehrigen und verständigen Geist, eine so einfache und unschuldige Seele, daß sie als Gegenstand der Liebe und fast der Bewunderung des ganzen Hauses aufwuchs, von den Eltern an bis zu dem geringsten Sklaven. Und nichts schien ihre tief gottselige Natur zu beflecken oder zu verderben, sondern ihre guten Eigenschaften entwickelten sich in einem schönen Ebenmaße, und waren in dem jugendlichen Alter, worin wir sie jetzt kennen gelernt haben, zu einem herrlichen Verein von Anmuth und Weisheit erblüht. Sie theilte ganz den frommen Sinn ihrer Eltern und kümmerte sich eben so wenig um die Welt, wie diese. Sie lebte mit ihnen in einem kleinen Theile des Hauses, welcher schön, aber nicht prächtig eingerichtet war, und ihre Haushaltung entsprach allen ihren Bedürfnissen. Hier

[1]) Isaias 1, 9.

empfingen sie die Bekannten, mit welchen sie in freundschaftlichen Beziehungen geblieben waren. Die Zahl derselben war klein, da sie weder Feste gaben noch an solchen Theil nahmen. Fabiola kam zu Zeiten in das Haus, wiewohl Agnes dieselbe lieber in ihrer Wohnung besuchte; sie äußerte bei ihrer jungen Freundin oft, wie sehr sie sich auf den Tag freue, wo dieselbe eine passende Ehe eingehen und dann das ganze prächtige Haus wieder verschönern und öffnen würde. Denn trotz dem Voconianischen Gesetze „wider das Erben der Frauen,"[1]) welches jetzt ganz veraltet war, hatte Agnes von andern Verwandten zu ihrem elterlichen Vermögen noch Bedeutendes hinzu geerbt.

Natürlich schrieben durchgängig die heidnischen Besucher des Hauses die einfache Einrichtung und Lebensweise der Besitzer ihrem Geize zu und berechneten, wie sehr die kargen Eltern das Vermögen vermehrt haben müßten. Sie meinten, jenseit der starken Bretterwand, welche den zweiten Hof abschloß, sei das ganze Haus unbenutzt und verfallen. Dem war aber nicht so. Der innere Theil des Hauses, welcher aus einem geräumigen Hofe und dem Garten mit einem daranstoßenden Speisesaale oder Triclinium bestand, welches in eine Kirche verwandelt war, und der obere Theil des Hauses, zu dem man von dort aus gelangte, waren den Werken der Wohlthätigkeit gewidmet, welche die Kirche als einen wesentlichen Theil ihrer Wirksamkeit ansah. Sie standen unter der Aufsicht und Leitung des Diakons Reparatus und seines Exorcisten Secundus, welchen von dem Papste amtlich die Sorge für die Kranken, Armen und Fremdlinge in dieser Region übertragen war. Fünf Jahre vorher hatte nämlich Papst Cajus zu diesem Zwecke die Stadt in sieben Regionen eingetheilt und eine jede derselben einem der sieben Diakonen der römischen Kirche überwiesen.

Es waren eigene Gemächer für Fremde bestimmt, welche mit Empfehlungsschreiben von andern Kirchen aus der Ferne nach Rom kamen; und diese wurden dort auch gespeist. Oben

[1]) Ne quis haeredem virginem neque mulierem faceret — Niemand soll eine Jungfrau oder ein Weib zur Erbin machen. Cicero in Verrem 1.

waren die Räumlichkeiten eines Hospitals für die Bettlägerigen, Altersschwachen und Kranken, welche von den Diakonissinnen und den Gläubigen, die sich bei diesem Werke der christlichen Nächstenliebe betheiligen wollten, verpflegt wurden. Dort hatte auch das blinde Mädchen seine Zelle, wiewohl es, wie wir gesehen haben, nicht im Hause essen wollte. Das Tablinum oder Archiv, welches sich in den römischen Häusern gewöhnlich mitten in dem Verbindungsgange zwischen den innern Höfen befand, diente als Bureau und Archiv für die Geschäfte dieser Wohlthätigkeitsanstalt und zur Aufbewahrung von Urkunden, wie die Martyrer-Acten, welche von dem dieser Region zugewiesenen Notar aufgezeichnet wurden. Solcher Notare hatte der heilige Papst Clemens I. sieben für die sieben Regionen ernannt.

Eine Thüre verband die Wohnung der Familie mit diesen Wohlthätigkeitsanstalten. Agnes war von Kindheit an gewohnt, oftmals im Tage aus- und einzugehen und ganze Stunden dort zuzubringen; wie ein Engel des Lichts verbreitete sie Trost und Freude unter den Kranken und Leidenden, wo sie erschien. Dieses Haus konnte man also wohl als das Armen- und Krankenhaus der Region oder des Wohlthätigkeits- und Gastfreundschafts-Districts bezeichnen, in welchem es lag. Es war zu dem Zwecke zugänglich durch das Posticum oder die Hinterthüre, welche auf eine enge, wenig betretene Gasse ging. Kein Wunder, daß bei dieser Einrichtung die Besitzer des Hauses nicht in Verlegenheit waren, was sie mit ihrem Vermögen anfangen sollten.

Wir haben gehört, wie Pankratius den Sebastianus ersuchte, die Vertheilung seiner Silbersachen und Juwelen unter die Armen zu besorgen, ohne daß es bekannt würde, wem sie gehörten. Sebastianus hatte den Auftrag nicht vergessen und das Haus der Agnes als das zu diesem Zwecke geeignetste ausersehen. An dem Morgen, den wir beschrieben haben, sollte die Vertheilung stattfinden; andere Regionen hatten ihre Armen, begleitet von ihren Diakonen, hingesandt, während Sebastianus, Pankratius und andere Personen von höherm Stande durch die vordere Thüre eingetreten waren, um bei der Vertheilung

zugegen zu sein. Einige von diesen waren es, welche Corvinus hatte hineingehen sehen.

Vierzehntes Capitel.

Extreme berühren sich.

Zur gelegenen Zeit kam eine Gruppe von Armen herbei, an die Corvinus sich anschloß; mit Ausnahme ihrer bescheidenen Haltung machte er ihnen alles mit großem Geschicke nach. Er hielt sich nahe genug bei ihnen, um zu hören, wie Jeder beim Eintritte »Deo gratias« — „Gott sei Dank" — sprach. Es war dieses nicht nur ein christliches, sondern ein katholisches Losungswort; denn der heilige Augustinus erzählt, daß die Ketzer die Katholiken wegen des Gebrauches dieses Wortes verspotteten, da dasselbe kein Gruß, sondern vielmehr eine Antwort sei, daß aber die Katholiken das Wort doch, als durch einen frommen Gebrauch geheiligt, beibehielten.[1]) Man hört das Wort bei ähnlichen Gelegenheiten noch jetzt in Italien.

Corvinus sprach das mystische Wort aus und trat ungehindert ein. Er ging den Andern nach, indem er ihre Bewegungen und Geberden genau nachahmte, und kam auf den innern Hof des Hauses, der schon von Armen und Schwachen gefüllt war. Die Männer standen auf der einen Seite, die Weiber auf der andern. Unter der Säulenhalle am Ende des Hofes standen mehrere Tische voll kostbarer silberner Geräthschaften und daneben ein Tisch mit prächtigen Juwelen. Zwei Goldarbeiter wogen und schätzten diese Kostbarkeiten sorgfältig ab; daneben lag das Geld, welches sie dafür geben wollten und welches unter die Armen vertheilt werden sollte.

[1]) Aug. in Ps. 132, 6: Hi etiam insultare nobis audent, quia fratres, cum vident homines, D e o g r a t i a s dicunt... Vide, si non debet frater Deo gratias agere, quando videt fratrem suum. Num enim non est locus gratulationis, quando se invicem vident, qui habitant in Christo? Et vos D e o g r a t i a s nostrum ridetis, D e o l a u d e s vestrum plorant homines. Die Häretiker, von denen Augustinus hier spricht, die Donatisten, sagten Deo laudes. Der Uebers.

Corvinus verschlang die Schätze mit gierigen Augen. Er hätte gern alles bekommen und fühlte sich beinahe versucht, hinzu zu springen, etwas zu greifen und hinaus zu rennen. Aber er sah gleich, daß das wahnsinnig sein würde, und entschloß sich also, zu warten, bis er seinen Theil bekäme, und unterdessen für Fulvius alles genau zu beobachten. Indeß erkannte er bald, daß seine Lage bedenklich werden könne. Die Armen verkehrten alle vertraut mit einander und bewegten sich auf und ab; von ihm nahm Niemand Notiz. Bald sah er einige junge Leute sehr freundlich, aber sehr geschäftig umhergehen, welche augenscheinlich irgend ein Amt hatten. Sie trugen das Gewand, welches er unter dem Namen Dalmatika kannte — es hieß so von seinem dalmatischen Ursprunge — das heißt, sie trugen über die Tunica statt der Toga eine eng anschließende kürzere Tunica mit weiten, aber nicht sehr langen oder bauschigen Aermeln. Es war dieses das Gewand, welches die Diakonen nicht nur bei ihren feierlichern Verrichtungen in der Kirche trugen, sondern auch bei der Wahrnehmung ihrer zweiten Amtspflicht, bei der Sorge für die Kranken und Armen.

Diese Beamten stellten die Leute in Ordnung; ein Jeder kannte offenbar diejenigen, welche zu seinem Districte gehörten, und führte sie an einen besondern Platz unter den Hallen. Da aber Keiner den Corvinus als einen seiner Armen anerkannte, so blieb er endlich ganz allein mitten in dem Hofe stehen. Selbst ein so stumpfer Geist, wie der seinige, mußte die eigenthümliche Lage erkennen, in die er sich versetzt hatte. Da stand er, der Sohn des Stadtpräfecten, dessen Pflicht es war, solche Verletzer des Hausrechts zu strafen, als Eindringling in dem innersten Theile eines vornehmen Hauses; durch Betrug hatte er sich Zutritt verschafft; er war gekleidet wie ein Bettler und hatte sich zu solchen Leuten gesellt; man mußte also natürlich irgend einen schlimmen oder wenigstens gesetzwidrigen Zweck bei ihm vermuthen. Er blickte nach der Thüre hin und dachte an Entfliehen; aber er sah, daß sie von einem alten Manne Namens Diogenes und dessen beiden stämmigen Söhnen bewacht wurde, die ihren Zorn über diese Frechheit kaum bemeistern konnten,

wiewohl sie ihn nur durch finstere Blicke und dadurch, daß sie sich auf die Lippen bissen, an den Tag legten. Er sah, daß die jungen Diakonen mit einander über ihn sprachen und dann und wann nach ihm hinblickten; er meinte, selbst die Blinden starrten ihn an und die Krüppel ständen bereit, ihre Krücken wie Streitäxte gegen ihn zu schwingen. Er hatte nur einen Trost: augenscheinlich kannte ihn Niemand, und er hoffte, noch irgend eine Entschuldigung aussinnen zu können, um sich aus der Klemme zu ziehen.

Endlich kam der Diakon Reparatus auf ihn zu und redete ihn höflich an: „Freund, du gehörst wahrscheinlich zu keiner der Regionen, die heute hierher eingeladen sind. Wo wohnst du?"

„In der Region der Alta Semita." [1])

Diese Antwort gab die bürgerliche, nicht die kirchliche Eintheilung von Rom an; indeß fuhr Reparatus fort: „Die Alta Semita gehört zu meiner Region; ich erinnere mich aber nicht, dich je gesehen zu haben."

Während er diese Worte sprach, sah der Diakon zu seinem Erstaunen, wie der Fremde todtenblaß wurde, wankte und niederzusinken drohte, während seine Augen auf die Thüre gerichtet waren, welche von dem Hofe zu der Wohnung der Eltern der Agnes führte. Reparatus blickte nach derselben Richtung und sah den Pankratius, welcher eben eingetreten war und den Secundus hastig nach etwas fragte. Corvinus' letzte Hoffnung war nun geschwunden. Im nächsten Augenblicke stand der Jüngling vor ihm und bat den Reparatus, zurück zu treten. Die Beiden standen sich jetzt in ähnlicher Weise gegenüber, wie das letzte Mal, wo sie sich gesprochen hatten; nur sah sich jetzt Corvinus nicht von einem Kreise von Knaben umgeben, die ihm Beifall zujauchzten, sondern von einer Menge Menschen, welche offenbar seinen Gegner mit freundlichern Blicken ansahen. Es entging dem Corvinus auch nicht, wie schön sein früherer Mitschüler in ein paar Wochen sich entwickelt und wie er eine männliche Haltung angenommen hatte. Er erwartete einen Strom

[1]) Es ist dieses der obere Theil des Quirinals, der zu dem Nomentanischen Thore, der Porta Pia, führt.

von heftigen Vorwürfen und vielleicht eine Züchtigung, wie er selbst sie unter ähnlichen Umständen sicher ertheilt haben würde. Wie groß war sein Erstaunen, als Pankratius ihn in dem sanftesten Tone also anredete:

„Corvinus, bist du denn wirklich arm und lahm geworden? Oder wie ist es zugegangen, daß du das Haus deines Vaters verlassen hast?“

„So weit ist es denn doch noch nicht gekommen,“ antwortete der Freche, durch diese sanfte Anrede kühn gemacht, „wiewohl du ohne Zweifel von Herzen froh darüber sein würdest.“

„Keineswegs, das glaube mir. Ich habe keinen Haß gegen dich. Wenn du also Unterstützung bedarfst, so sage es; und wiewohl es nicht recht ist, daß du hier bist, so kann ich doch mit dir in ein anderes Gemach gehen und dir insgeheim etwas geben.“

„Dann will ich dir die Wahrheit sagen: ich bin bloß zum Spaß hierher gekommen, und ich würde froh sein, wenn du mir von hier ruhig wieder forthelfen könntest.“

„Corvinus,“ sagte der Jüngling mit einiger Strenge, „das ist sehr unrecht von dir. Was würde dein Vater sagen, wenn ich diesen jungen Männern, welche unverzüglich gehorchen würden, befehlen wollte, dich, so wie du bist, — barfüßig, wie ein Sklave gekleidet, dich als Krüppel stellend — auf das Forum vor seinen Richterstuhl zu führen und öffentlich dich eines Vergehens anzuklagen, welches jeder Römer ahnden würde, — daß du dich gewaltsam in das Innere des Hauses eines Patriciers eingedrängt?“

„Um der Götter willen, guter Pankratius, strafe mich nicht so schrecklich!“

„Du weißt, Corvinus, dein eigener Vater müßte wie Junius Brutus gegen dich handeln, oder sein Amt verlieren.“

„Ich bitte dich bei allem, was du liebst, bei allem, was dir heilig ist, entehre nicht mich und die Meinigen so grausam! Mein Vater und sein Haus, nicht ich, würde ruinirt und zu Grunde gerichtet sein für immer. Ich will auf den Knieen dich um Verzeihung bitten wegen meiner frühern Beleidigungen, wenn du nur Mitleid haben willst.“

„Still, still, Corvinus; ich habe dir ja gesagt, das ist lange vergessen. Aber nun höre mich. Alle rings um uns außer den Blinden sind Zeugen deines Vergehens gewesen; ich könnte es hundertfach beweisen. Wenn du nun jemals von dieser Versammlung sprichst, oder wenn du es gar wagst, irgend Jemand deshalb zu belästigen, so haben wir es noch in unserer Hand, dich vor den Richterstuhl deines eigenen Vaters zu bringen. Verstehst du mich, Corvinus?“

„Ja, gewiß,“ antwortete der Gefangene mit weinerlichem Tone. „Nie in meinem Leben will ich einem Sterblichen etwas davon sagen, daß ich an diesem schrecklichen Orte gewesen bin. Das schwöre ich bei den —“

„Pst, pst! wir brauchen hier solche Schwüre nicht. Nimm meinen Arm und komme mit mir.“ Dann fuhr er zu den Andern gewendet fort: „Ich kenne diesen Menschen; er ist durch ein Versehen hierher gekommen.“

Die Zuschauer, welche die flehenden Geberden und Worte des Schurken für Bitten um Unterstützung gehalten hatten, riefen laut: „Pankratius, du willst ihn doch nicht hungrig und ohne Almosen entlassen?“

„Ueberlaßt das mir,“ war die Antwort. Die Männer, welche das Amt der Pförtner übernommen hatten, machten dem Pankratius Platz, und dieser führte den Corvinus, der sich noch immer hinkend stellte, auf die Straße und entließ ihn mit den Worten: „Corvinus, wir sind jetzt quitt; aber denke an dein Versprechen.“

Fulvius wollte, wie wir gesehen haben, sein Glück an der vordern Thüre versuchen. Er fand sie nach römischer Sitte nicht verschlossen; es konnte auch Niemand ahnen, daß ein Fremder zu einer solchen Stunde eintreten würde. Statt eines Pförtners fand er an der Thüre nur ein einfältig aussehendes Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren in ländlicher Kleidung. Sonst war Niemand in der Nähe, und er glaubte eine vortreffliche Gelegenheit gefunden zu haben, sich über den starken Verdacht, der in ihm aufgestiegen war, Gewißheit zu verschaffen. Er

fragte also die kleine Pförtnerin: „Wie heißest du, mein Kind, und wer bist du?"

„Ich bin Emerentiana," antwortete das Mädchen, „der Dame Agnes Milchschwester."

„Bist du eine Christin?" fragte er scharf.

Das arme Bauernmädchen machte große Augen und antwortete: „Nein, Herr." Ihre Aufrichtigkeit und Unwissenheit war gar nicht zu verkennen, und Fulvius war überzeugt, daß er sich geirrt habe. Die Sache verhielt sich aber also: Emerentiana war die Tochter einer Bäuerin, welche Agnes' Amme gewesen war. Die Mutter war vor Kurzem gestorben, und Agnes hatte das verwaiste Mädchen kommen lassen, damit es unterrichtet und getauft würde. Es war erst einen oder zwei Tage vorher angekommen und wußte in der That vom Christenthume noch nichts.

Fulvius stand verwirrt da und überlegte, was er thun solle. Er fühlte sich in der Einsamkeit eben so unbehaglich, wie Corvinus unter den Schaaren der Armen. Er dachte daran, zurückzukehren; damit hätte er jedoch alle seine Hoffnungen zerstört: er wollte vorangehen, aber er bedachte, daß er dadurch in Unannehmlichkeiten gerathen könne. In diesem kritischen Augenblicke sah er mit leichtem Schritte über den Hof kommen — Niemand anders, als die jugendliche Herrin des Hauses, vor Freude und Heiterkeit strahlend, wie lauter Frühling und Sonnenschein. Sobald sie ihn sah, blieb sie stehen, als wollte sie nach seinem Begehr fragen; und er ging mit seinem freundlichsten Lächeln und mit dem höflichsten Benehmen auf sie zu und redete sie an: „Ich bin früher gekommen, als sonst Besucher zu kommen pflegen, und ich fürchte, ich werde als Eindringling erscheinen, edele Agnes; aber ich war ungeduldig, mich als demüthigen Clienten eueres edeln Hauses anzumelden."

„Unser Haus," erwiderte sie lächelnd, „hat keine Clienten und wir suchen keine; denn wir machen keinen Anspruch auf Einfluß oder Macht."

„Verzeihe mir; ein Haus, das unter solcher Herrschaft

steht, besitzt den höchsten Einfluß und die gewaltigste Macht, den Einfluß und die Macht, welche ohne Anstrengung herrschen über die Herzen als über willige Unterthanen."

Es fiel Agnes gar nicht die Möglichkeit ein, daß sie selbst mit diesen Worten gemeint sein könne, und sie entgegnete also mit ungekünstelter Unbefangenheit: „O, wie wahr sind deine Worte! Der Herr dieses Hauses ist allerdings der Herrscher über die Herzen Aller, die darin wohnen."

„Aber ich meine," unterbrach sie Fulvius, „die sanftere und mildere Herrschaft, welche reizende Schönheit allein über die ausüben kann, welche sie in der Nähe schauen."

Agnes sah wie verzückt aus; ihre Augen schauten ein ganz anderes Bild vor sich, wie der elende Schmeichler, und mit einem tief innigen Blick gen Himmel rief sie aus: „Ja, Er, dessen Schönheit Sonne und Mond am hohen Firmamente bewundernd anschauen, Ihm ist mein Dienst geweiht und meine Liebe." [1])

Fulvius wurde verwirrt und verlegen. Der begeisterte Blick, das verzückte Antlitz, die Musik der klangvollen Stimme, womit sie diese Worte sprach, der geheimnißvolle Sinn derselben, die Eigenthümlichkeit der ganzen Scene fesselten ihn an den Boden und versiegelten seine Lippen. Indeß besann er sich bald, daß er die günstigste Gelegenheit versäume, die er je erwarten könnte, Agnes seine Gesinnung (Liebe konnte man es nicht nennen) auszudrücken; er sagte also dreist: „Ich rede von dir selbst, und ich bitte dich, dem Ausdrucke meiner aufrichtigsten Bewunderung und meiner maßlosen Liebe zu glauben." Bei diesen Worten beugte er das Knie und versuchte ihre Hand zu fassen; aber die Jungfrau trat schaudernd zurück und wandte ihr erröthendes Gesicht ab.

Fulvius sprang gleich wieder auf; denn er sah den Sebastianus, welcher gekommen war, Agnes zu den auf sie wartenden Armen zu rufen, mit unwilligem Blicke auf sich zukommen.

[1]) »Cujus pulchritudinem sol et luna mirantur, ipsi soli servo fidem.« Officium der h. Agnes im Brevier.

„Sebastianus,“ sagte Agnes, als er hinzutrat, „zürne nicht; dieser Mann ist wahrscheinlich durch ein unbeabsichtigtes Versehen hierher gekommen, und wird ohne Zweifel ruhig wieder fortgehen.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich.

Sebastianus redete den Eindringling, der vor seinem ernsten Blicke zu vergehen meinte, in seiner ruhigen, aber kräftigen Weise also an: „Fulvius, was thust du hier? Was hat dich hierher geführt?“

„Ich denke,“ antwortete dieser, sich ermuthigend, „da ich die Herrin dieses Hauses an demselben Orte, wie du, getroffen habe, an dem Tische ihres edeln Vetters, so habe auch ich ein Recht, so gut wie andere freiwillige Clienten, ihr meine Aufwartung zu machen.“

„Aber doch wohl nicht zu einer so unpassenden Stunde, wie diese ist?“

„Die Stunde, welche für einen jungen Offizier nicht unpassend ist,“ erwiderte Fulvius frech, „ist wohl auch nicht unpassend für Andere, die nicht Soldaten sind.“

Sebastianus mußte alle seine Selbstbeherrschung zusammen nehmen, um seinen Unwillen zu bemeistern, als er antwortete: „Fulvius, rede nicht so unüberlegt, sondern bedenke, daß zwei Personen in einem ganz verschiedenen Verhältnisse zu einem Hause stehen können. Aber auch nicht die längste Bekanntschaft, geschweige denn ein einmaliges Zusammentreffen bei einem Mahle, kann die Verwegenheit eines Auftretens rechtfertigen, wie du es dir vor einigen Augenblicken gegen die junge Herrin dieses Hauses erlaubt hast.“

„O, du bist wohl eifersüchtig, tapferer Hauptmann!“ entgegnete Fulvius mit seinem schärfsten Sarkasmus. „Das Gerücht sagt, du seiest der begünstigte, wenn nicht der anerkannte Bewerber um Fabiola's Hand. Sie ist jetzt auf dem Lande, und ohne Zweifel willst du dir das Vermögen der einen oder der andern unter den reichsten Erbinnen in Rom sicher stellen. Es geht nichts davor, wenn man zwei Sehnen an seinem Bogen hat.“

Diese rohen und bittern Worte verletzten den edeln Offi-

zier auf's empfindlichste; und hätte er sich nicht längst zu christlicher Sanftmuth gewöhnt gehabt, sein Unwille würde ihn überwältigt haben.

„Es ist weder für dich noch für mich gut, Fulvius, daß du länger hier bleibst. Die edele Dame, welche du beleidigt hast, hat dich höflich abgewiesen; das hat nicht genügt; ich muß also in unzarterer Weise ihren Befehl ausführen.“ Mit diesen Worten faßte er mit seiner kräftigen Hand den ungebetenen Gast beim Arme und führte ihn zur Thüre. Als er ihn hinausgeschoben, fügte er, ihn noch immer festhaltend, bei: „Gehe jetzt in Frieden, Fulvius, und bedenke, daß du dich heute durch dein unwürdiges Benehmen gegen die Gesetze des Staates vergangen hast. Ich will dich schonen, wenn du dich in Acht nimmst; aber es ist gut, daß ich dir sage: ich weiß, was du in Rom treibst. Deine Frechheit von heute Morgen soll mir als Unterpfand dienen, daß du dich in Acht nimmst. Nun noch einmal, gehe in Frieden!“

Aber Sebastianus hatte seinen Gegner nicht sobald losgelassen, als er sich selbst von hinten von einem Feinde, den er nicht sah, der aber offenbar riesenstark war, gefaßt fühlte. Eurotas, dem Fulvius nichts zu verheimlichen wagte und welchem er von seiner beabsichtigten Zusammenkunft mit Corvinus gesagt hatte, war ihm gefolgt und hatte ihn beobachtet. Durch die schwarze Sklavin hatte er schon früher genug von dem gemeinen und rohen Charakter dieses Clienten ihrer Zauberkünste erfahren, und er fürchtete einen Hinterhalt. Als er den scheinbaren Kampf an der Thüre sah, schlich er sich hinter Sebastianus, den er für den neuen Verbündeten seines Freundes hielt, und griff ihn mit der Wuth eines Bären an. Aber er hatte es mit keinem gewöhnlichen Gegner zu thun. Er versuchte vergebens, den Soldaten zu Boden zu werfen, wiewohl Fulvius ihn unterstützte; da er endlich an dem Gelingen dieses Versuches verzweifelte, zog er aus seinem Gürtel eine kleine, aber tödtliche Waffe, eine stählerne Keule von ausgezeichneter syrischer Arbeit, und hob sie über Sebastianus' Kopf; da wurde ihm dieselbe plötzlich aus der Hand gewunden und er selbst zwei oder drei

Mal wie von einem eisernen Arme emporgehoben und dann mitten auf die Straße niedergeworfen.

„Ich fürchte, du hast den armen Kerl hart verletzt, Quadratus," sagte Sebastianus zu seinem Centurio; denn dieser war es, ein Mann von herkulischer Kraft, welcher gerade herbeigekommen war, um zu der Versammlung der Christen im Hause der Agnes zu gehen.

„Er hat es für seine Hinterlist verdient, Tribun," antwortete dieser, als sie in das Haus zurückkehrten.

Die beiden Fremden schlichen sich ärgerlich von dem Schauplatze ihrer Niederlage weg; als sie um die Ecke kamen, sahen sie den Corvinus, der jetzt nicht mehr hinkte, sondern so schnell ihn seine Beine tragen wollten, davon lief. So oft sie später auch zusammen kamen, von den Erlebnissen dieses Morgens wurde nie gesprochen: Jeder wußte, daß der Andere nur Schimpf und Schande davongetragen, und Beide kamen zu der Erkenntniß, es gebe wenigstens eine Heerde in Rom, welche Fuchs und Wolf vergebens angriffen.

Fünfzehntes Capitel.

Almosen-Vertheilung.

Als nach dieser doppelten Störung die Ruhe wieder hergestellt war, wurde das Geschäft des Tages unbehindert fortgesetzt. Neben der Vertheilung größerer Almosen von Seiten der Kirche, wie der heilige Laurentius eine vornahm, war es in den ersten Jahrhunderten keineswegs ungewönlich, daß solche, welche sich aus der Welt zurückziehen wollten, auf einmal ihr Vermögen verschenkten.[1]) In der That ist es auch ganz natürlich, daß das hochherzige Beispiel der Mildthätigkeit, welches die apostolische Kirche zu Jerusalem gegeben, in der römischen Kirche nicht ohne Nachahmung blieb. Dergleichen außerordentliche Almosen-Vertheilungen kamen aber natürlich besonders in solchen Perioden vor, wo

[1]) Von Nepotianus wird berichtet, daß er bei seiner Bekehrung sein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilte. Dasselbe that der heilige Paulinus von Nola.

die Kirche von einer Verfolgung bedroht war. Christen, welche wegen ihrer Stellung und wegen der Umstände auf das Martyrthum gefaßt sein mußten, machten dann Herzen und Häuser so zu sagen schlachtfertig, indem sie aus beiden alles entfernten, was sie an die Erde fesseln und was die Beute des ruchlosen Soldaten werden konnte, statt das Erbe der Armen zu werden.[1])

Man vergaß dabei auch nicht die christlichen Grundsätze, daß das Licht der guten Werke leuchten solle vor den Menschen, während die Hand, welche die Lampe fülle, das Oel im Verborgenen eingießen müsse, wo sie nur Der wahrnehme, welcher im Verborgenen sieht. Wenn die Silbersachen und Juwelen einer vornehmen Familie öffentlich abgeschätzt und verkauft und der Erlös unter die Armen vertheilt wurde, so muß das ein glänzendes Beispiel der Wohlthätigkeit gewesen sein, welches die Kirche tröstete, die Wohlthätigen aufmunterte, die Geizigen beschämte, die Herzen der Katechumenen rührte, und Segenswünsche und Gebete von den Lippen der Armen strömen machte. Doch blieb die rechte Hand, welche dieses gab, sorgfältig verhüllt vor der linken, und die Demuth und Bescheidenheit des edeln Gebers blieb verborgen in Gottes Busen, in welchem diese irdischen Schätze bewahrt wurden, um mit unendlichen und ewigen Zinsen zurückgegeben zu werden.

So war es auch in unserm Falle. Als alles vorbereitet war, erschien der Priester Dionysius — welcher zugleich der Arzt war, dem die Sorge für die Kranken oblag, und welcher der Nachfolger des Polykarpus in dem Titel von Sanct Pastor geworden war —, setzte sich auf einen Stuhl an dem einen Ende des Hofes und redete die Versammlung also an:

„Geliebte Brüder! Unser barmherziger Gott hat das Herz eines wohlthätigen Bruders gerührt, mit seinen ärmern Brüdern Mitleid zu haben und sich vieler irdischen Güter zu entäußern um Christi willen. Wer es ist, weiß ich nicht, noch möchte ich danach forschen. Es ist irgend Jemand, der seine

[1]) „Du wirst dem ruchlosen Soldaten geben müssen," sagt der heilige Augustinus, „was du dem Priester nicht geben willst, und der Fiscus nimmt, was Christus nicht erhält — dabis impio militi, quod non vis dare sacerdoti, et hoc tollit fiscus, quod non accipit Christus."

Schätze nicht dort haben mag, wo der Rost sie verzehrt und wo Diebe einbrechen und sie stehlen können, der vielmehr wünscht, gleich dem seligen Laurentius, daß sie durch die Hände der Armen Christi mögen hinaufgetragen werden in die himmlische Schatzkammer. Nehmet also als ein Geschenk Gottes, der dem Geber diesen Gedanken eingeflößt, das an, was jetzt vertheilt werden soll und was vielleicht von Nutzen für euch sein wird in den Tagen der Bedrängniß, die uns bevorstehen. Der einzige Dank, welcher von euch gewünscht wird, ist der, daß ihr Alle in das Gebet einstimmt, welches wir täglich für diejenigen verrichten, die uns Gutes geben oder thun."

Während dieser kurzen Anrede wußte der arme Pankratius nicht, wohin er die Augen wenden sollte. Er hatte sich in eine Ecke hinter die Diener zurückgezogen und mitleidig hatte sich Sebastianus so breit wie möglich vor ihn gestellt. Beinahe hätte aber seine Aufregung und Rührung ihn verrathen, als die ganze Versammlung niederkniete und mit ausgestreckten Händen, emporgehobenen Augen und innigem Tone wie aus Einem Munde betete:

»Retribuere dignare, Domine, omnibus nobis bona facientibus propter nomen tuum vitam æternam. Amen.«[1])

Darauf wurden die Almosen vertheilt; sie waren reichlicher, als man erwartet hatte. Auch Lebensmittel wurden in reichem Maße unter Alle vertheilt, und ein heiteres Mahl schloß die erbauliche Scene. Es war noch früh, und Viele genossen nichts, da ein noch lieblicheres geistiges Mahl für sie in der naheliegenden Titularkirche bereitet werden sollte.

Als alles vorüber war, ließ es sich Cäcilia nicht nehmen, ihren armen alten Krüppel wieder nach Hause zu bringen und ihm auch seinen schweren leinenen Beutel zu tragen. Sie plauderte so heiter mit ihm, daß er ganz verwundert war, als er sah, daß sie schon an der Thüre seiner armen aber reinlichen Wohnung angekommen waren. Seine blinde Führerin gab ihm jetzt seinen Beutel in die Hand, wünschte ihm flüchtig einen

[1]) Gib gnädig, o Herr, zum Lohne Allen, die uns Gutes erweisen um Deines Namens willen, das ewige Leben. Amen.

guten Tag, trippelte leichten Fußes fort und war bald aus seinen Augen verschwunden.

Der Beutel kam dem Alten auffallend schwer vor; er zählte also sorgfältig den Inhalt desselben und fand zu seinem Erstaunen, daß es eine doppelte Portion war. Er zählte noch einmal, aber es war wirklich so. Bei der ersten Gelegenheit fragte er Reparatus darüber, erhielt aber keinen Aufschluß. Hätte er gesehen, wie Cäcilia, als sie die Straßenecke erreicht hatte, laut auflachte, als hätte sie Jemand einen Streich gespielt, und so eilig fortlief, als hätte sie nichts Schweres zu tragen, dann hätte er vielleicht das Räthsel seines Reichthums gelöst gefunden.

Sechszehntes Capitel.

Der Monat October.

Der October ist in Italien eine herrliche Zeit. Die Sonne hat ihre Hitze zum Theil verloren, jedoch nichts von ihrem Glanze; sie ist nicht mehr so sengend, aber noch eben so strahlend wie im Sommer. Wenn sie des Morgens aufgeht, streut sie leuchtende Funken über die erwachende Natur aus, wie ein indischer Fürst, wenn er in den Saal tritt, wo er Audienz gibt, Hände voll Edelsteine und Gold unter die Menge wirft; und es ist, als ob die Berge ihre felsigen Häupter emporhöben und die Wälder ihre hohen Arme ausstreckten, um die Gaben ihrer fürstlichen Freigebigkeit aufzunehmen. Und die Sonne wandelt ihren Weg an dem wolkenlosen Himmelsgewölbe, und wenn sie das Ziel erreicht, findet sie ihr Bett auf dem westlichen Meere mit geschmolzenem Golde bestreut; purpurne Wolken hängen als Baldachin darüber, umsäumt mit breiten, aber zarten Franzen, glänzender als sie Ophir für Salomon's Lager lieferte — und sie dehnt sich aus zu einer großen, freundlich strahlenden Scheibe, als wollte sie dem zurückgelegten Wege Lebewohl sagen; aber kaum ist sie verschwunden, so sendet sie uns aus der Welt, die sie nun besucht und erfreut, strahlende Boten, um uns zu verkünden, daß sie bald zurückkehren und uns wieder erfreuen will.

Wenn die Sonnenstrahlen jetzt minder sengend sind, so sind sie dafür reicher und wirksamer. Die Sonne hat Monate gebraucht, um aus dem dürren, saftlosen Weinstocke erst grüne Blätter, dann zarte krause Ranken und zuletzt kleine Häufchen von sauern Beeren hervor zu locken, und das Wachsthum war zum Ungeduldigwerden langsam. Aber jetzt sind die Blätter groß und umhüllen den Weinstock wie ein Mantel — in Weinländern wie Italien hält man mit Recht das Weinlaub für werth, einen besondern Namen zu führen[1]) — und die kleinen Knoten von Beeren sind zu prächtigen Trauben angeschwollen, und einige von ihnen nehmen bereits ihre glänzende Ambrafarbe an, während die, welche bald in reichem königlichem Purpur glühen sollen, schon die Vorstufe dieser Farbe, ein kaum minder schönes Opal, zur Schau tragen.

In einer solchen Zeit ist es eine Wonne, an einem schattigen Platze am Abhange eines Hügels zu sitzen und dann und wann von dem Buche aufzublicken in die manchfaltige, wechselnde Landschaft. Denn wie ein sanfter Windhauch durch die Oelbäume des Hügels weht und ihre Blätter umkehrt, tritt Licht und Schatten hervor, je nachdem die obere oder die untere Seite der Blätter sich unsern Augen darbietet; und je nachdem die Weinberge in den Schluchten hell von der Sonne überstrahlt oder von einer Wolke überschattet werden, erscheint auf dem prächtigen Teppich des Weinlaubes eine gelbere oder braunere Schattirung seines prächtigen Grüns. Nimm dazu die zahllosen andern Farben des Bildes: die dunkele Cypresse, die kräftige Steineiche, die üppige Kastanie, den sich röthenden Apfelbaum, die versengten Stoppelfelder, die melancholische Pinie, — für Italien, was für den Orient die Palme, — welche hoch über den Buchsbaum emporragt und über die Arbutus und Lorbeerbäume um die Villen herum; und überall die Villen selbst über Berg, Hügel und Ebene zerstreut, mit hoch aufsteigenden Springbrunnen und sanft niederströmenden Cascaden, mit Säulenhallen von glänzendem Marmor und Statuen von Bronze oder Stein, die bunten Fronten der Bauernhäuser und zahllose Blu-

[1]) Pampinus im Lateinischen, pampino im Italienischen.

men und schöne Rasenplätze — stelle dir das alles vor, und du hast eine schwache Idee von dem, was in diesem schönen Herbstmonat, wie in unsern Tagen so damals, die römischen Patricier und Ritter aus Rom mit seinem Lärm und Rauch, wie Horaz sagt, herauslockte, um ihre Augen an den ruhigern Schönheiten des Landes zu weiden.

So sah man denn, wenn der schöne Monat herankam, wie die Villen geöffnet wurden, um die Luft einströmen zu lassen, und wie zahllose Sklaven beschäftigt waren, abzustäuben und zu scheuren, die Hecken zu phantastischen Formen zuzustutzen, die Canäle der künstlichen Wasserleitungen zu reinigen und die mit Sand bestreuten Gartenwege von Unkraut zu säubern. Der Villicus oder Gutsverwalter beaufsichtigt sie und treibt sie an mit scharfen Worten oder noch schärfern Schlägen — so müssen Viele leiden, um vielleicht einem Einzigen Freude zu bereiten!

Endlich füllen sich die staubigen Straßen mit Fuhrwerken jeder Art, von dem großen, langsam von Ochsen gezogenen Wagen mit Hausgeräthen bis zu dem leichten Reisewagen, mit welchem muthige Rosse dahineilen; und da die besten Straßen schmal waren und die Fuhrleute im Alterthum nicht fauler ihre Zunge gebrauchten wie in unsern Tagen, so kann man sich denken, was für eine Verwirrung, was für ein Lärm und Getöse auf den Landstraßen herrschte. Und das gilt nicht etwa von einer allein. Die Sabinischen und die Tusculanischen und die Albanischen Hügel waren alle wie besäet mit herrlichen Villen, wie sie ein Mäcenas, und mit bescheidenern Landhäusern, wie sie ein Horaz haben mochte; selbst die flache römische Campagna ist mit Ruinen von großen Landsitzen bedeckt; und die Seeküste entlang von der Tiber-Mündung an über Laurentum, Lanuvium und Antium bis Cajeta, Bajä und zu andern beliebten Badeorten um den Vesuv herum zog sich, man kann wohl sagen, eine Straße von prächtigen Landhäusern. Und selbst diese Grenze war für das periodische Landleben-Fieber noch zu enge: die Gestade des Benacus (des Lago Maggiore nördlich von Mailand) und des Comer-Sees, so wie die lieblichen

Ufer der Brenta wurden nicht bloß von den benachbarten Städten aus, noch weniger von Reisenden germanischen Ursprungs, sondern hauptsächlich von Einwohnern der Hauptstadt der Welt besucht.

Nach einem dieser „Aeuglein von Italien“ [1]) — wie Plinius die Villen nennt, weil sie die schönste Zierde des Landes waren — hatte sich Fabiola begeben, noch ehe die Straßen recht lebhaft wurden, an dem Tage nach der Zusammenkunft ihrer schwarzen Sklavin mit Corvinus. Diese ihre Villa lag an dem Abhange des Hügels, welcher an den Busen von Gaëta stößt; sie zeichnete sich, wie ihre Wohnung in Rom, durch den guten Geschmack aus, womit alles, was zur Bequemlichkeit gehörte, angeordnet war: alles war kostbar und prächtig, aber nicht verschwenderisch und überladen. Von der Terrasse vor dem schönen Landhause sah man den stillen azurnen Meerbusen, der in die reichen Gestade eingefaßt war, wie ein Spiegel in einem geschnitzten und eingelegten Rahmen, belebt von den weißen im Sonnenschein glänzenden Segeln von Schiffen, Galeeren, Nachen und Fischerbooten. Aus einigen von diesen erscholl das frohe Lachen von Reisenden, aus andern Gesang oder Harfenklang von einer Vergnügen suchenden Gesellschaft, aus andern die lauten, scharfen und nicht sehr lieblichen Lieder der Schiffer und Ruderknechte. Eine Galerie von Gitterwerk mit Schlingpflanzen überzogen führte zu den Bädern am Gestade; auf halbem Wege zwischen dem Hause und dem Ufer ging von dieser Galerie aus eine Thüre auf einen wunderschönen grünen Platz, welcher stets frisch erhalten wurde durch eine krystallhelle Quelle, die von einem hervorstehenden Felsen herabfiel, für einen Augenblick in einem natürlichen Bassin aufgehalten wurde, darin sprudelte und wogte, dann über den Rand desselben hinüberströmte, und endlich murmelnd und plätschernd das Gitter entlang fröhlich der See zueilte. Zwei riesige Platanen warfen ihren Schatten über diesen klassischen Boden, wie über die Lieblingsscenen der philosophischen Gespräche Plato's und Cicero's. Die schönsten Blumen und Pflanzen aus fernen Zonen hatten gelernt,

[1]) Ocelli Italiae.

diesen Ort als ihre Heimath anzusehen, der ja auch gleichmäßig geschützt war gegen Dürre und gegen Frost.

Fabius hielt sich aus Gründen, welche wir später werden kennen lernen, selten länger als einige Tage in dieser Villa auf, und auch dann gewöhnlich nur auf der Durchreise nach irgend einem belebtern, von der vornehmen Welt besuchten Vergnügungsorte, wo er Geschäfte hatte oder zu haben vorgab. Seine Tochter war daher meist allein und fühlte sich in dieser Einsamkeit sehr glücklich. In der Villa befand sich eine gut ausgestattete Bibliothek, die meist Werke über Ackerbau oder von örtlichem Interesse enthielt; außerdem wurde alljährlich eine Anzahl Bücher, zum Theil alte Lieblinge, zum Theil leichtere neu erschienene Schriften, von welchen sich Fabiola gewöhnlich bald um einen hohen Preis Abschriften verschaffte, von Rom nach der Villa gebracht; ebenso eine Anzahl kleinerer Kunstgegenstände aus ihrer städtischen Wohnung, welche in den verschiedenen Gemächern aufgestellt wurden, so daß die Gebieterin sich in der neuen Wohnung ganz heimisch fühlte. Die Morgenstunden brachte sie meist an dem eben beschriebenen Lieblingsplätzchen zu, mit einer Bücherkiste neben sich, aus welcher sie erst ein Buch hervornahm, dann ein anderes. Wer sie aber in diesem Jahre besucht hätte, würde zu seinem Erstaunen bemerkt haben, daß sie jetzt fast immer Jemand bei sich hatte, und zwar — eine Sklavin.

Wir können uns leicht denken, wie erstaunt Fabiola war, als sie an dem Tage nach jenem Gastmahle in ihrem Hause von Agnes benachrichtigt wurde, Syra wolle ihren Dienst nicht verlassen, wiewohl ihr die Freiheit angeboten worden sei; noch mehr wunderte sie sich, als sie hörte, der Grund davon sei Anhänglichkeit der Sklavin an sie. Sie konnte sich nicht das angenehme Zeugniß geben, daß sie diese Liebe durch ein gütiges Benehmen oder auch nur durch gebührende Dankbarkeit für die Pflege verdient hätte, welche ihr die Sklavin während ihrer Krankheit hatte angedeihen lassen. Sie war darum anfangs geneigt, Syra für närrisch zu halten. Indeß diesen Gedanken konnte sie nicht festhalten. Sie hatte zwar oft Beispiele von Treue und Anhänglichkeit von Sklaven selbst gegen harte Herren

gelesen oder gehört;[1]) aber das waren doch immer nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel: was waren auch ein paar Dutzend Fälle von Liebe in eben so vielen Jahrhunderten in Vergleich zu den zehntausend Fällen von Haß, die sie täglich um sich herum sah? Hier hatte sie aber einen klaren und handgreiflichen Fall einer derartigen Anhänglichkeit vor sich, und derselbe machte tiefen Eindruck auf sie. Sie wartete einige Zeit und beobachtete die Sklavin scharf, um zu sehen, ob sie in ihrem Benehmen irgend etwas entdecken könnte, was das Bewußtsein verriethe, sie habe etwas Großes gethan und ihre Gebieterin müsse das fühlen. Nichts der Art. Syra besorgte alle ihre Geschäfte mit gewohntem stillen Fleiße und ließ nie etwas von der Meinung durchblicken, als sei sie jetzt weniger Sklavin als zuvor. Fabiola's Herz wurde weicher und weicher, und sie fing an, es doch nicht als ganz so schwer anzusehen, was sie in ihrer Unterhaltung mit Agnes als unmöglich bezeichnet hatte — eine Sklavin zu lieben. Sie hatte nun einen zweiten Beweis dafür gefunden, daß es doch wirklich in der Welt etwas der Art gebe, wie uneigennützige Liebe, eine Zuneigung, die auf keine Erwiderung Anspruch macht.

Die Unterhaltungen, welche Fabiola nach dem früher erzählten merkwürdigen Gespräche mit der Sklavin hatte, überzeugten sie, daß dieselbe eine gute Erziehung müsse erhalten haben. Sie war zu zartfühlend, sie über ihre frühern Schicksale zu fragen, zumal Herren oft junge Sklaven sorgfältig ausbilden ließen, um sie theuerer zu verkaufen. Sie fand aber bald, daß Syra griechische und lateinische Schriftsteller mit Leichtigkeit und Verständniß lesen und in beiden Sprachen gut schreiben konnte. Allmälig bevorzugte sie Syra mehr und mehr zum großen Verdrusse der andern Sklavinnen; sie befahl der Euphrosyne, derselben ein besonderes Zimmer zu geben, was für das arme Mädchen die größte Wohlthat war, und machte sie zu ihrer Schreiberin und Vorleserin. Trotzdem bemerkte sie keine Verändederung in dem Benehmen der Sklavin, keinen Stolz, keine An-

[1]) Makrobius im ersten Buche der Saturnalia und Valerius Maximus führen solche Beispiele an.

maßung; denn wenn ihr einmal irgend eine von den gemeinern Arbeiten zugewiesen wurde, die sie in ihrer frühern Stellung zu besorgen hatte, schien ihr gar nicht einzufallen, diese sonst Jemand zuzuschieben, vielmehr besorgte sie dieselbe gleich ganz heiter und als verstehe sich das von selbst.

Fabiola las gewöhnlich, wie wir schon bemerkt haben, mit Vorliebe gelehrte philosophische Schriften. Zu ihrem Erstaunen fand sie aber, wie ihre Sklavin oft durch eine einfache Bemerkung einen scheinbar feststehenden Grundsatz widerlegte, eine hochtrabende moralisirende Declamation in ihrer Hohlheit nachwies oder eine höhere Auffassung einer sittlichen Wahrheit oder eine praktischere Verhaltungsregel andeutete, als Schriftsteller, die sie lange bewundert hatte, in ihren Werken darlegten. Syra trug dabei aber keineswegs besondern Scharfsinn oder treffenden Witz zur Schau; eben so wenig schien eine große Belesenheit, tiefes Nachsinnen oder eine ausgezeichnete Bildung sie dazu zu befähigen; denn wiewohl Spuren hiervon in ihren Worten und Ideen wie in ihrem Benehmen wahrzunehmen waren, so waren ihr doch die Bücher und Lehren, die sie jetzt las, offenbar neu. Es schien der Geist der Sklavin irgend einen verborgenen aber untrüglichen Prüfstein der Wahrheit zu besitzen, einen Hauptschlüssel, der alle verschlossenen Behälter der sittlichen Erkenntniß öffnete, eine gut gestimmte Saite, welche in unwandelbarer Harmonie mit allem Rechten und Guten klang, zu der aber alles eine schreiende Dissonanz bildete, was falsch, unsittlich, oder auch nur ungenau war. Was das für ein Geheimniß war, das hätte Fabiola gern gewußt; es schien mehr ein unmittelbares geistiges Schauen zu sein, als irgend eine Fähigkeit, die sie früher kennen gelernt hatte. Sie war noch nicht in der Lage, zu erkennen, daß der Geringste und Kleinste im Himmelreiche (und was war niedriger, als eine Sklavin?) größer sei an geistiger Weisheit, reicher an Licht für die Seele und an himmlischen Gnadengaben, als selbst der Vorläufer Johannes.[1])

[1]) Matth. 12, 11.

An einem herrlichen October-Morgen waren Gebieterin und Sklavin, neben der Quelle sitzend, mit Lesen beschäftigt. Von dem ernsten Buche, aus welchem Syra vorlas, gelangweilt, sah Fabiola sich nach einem neuern und unterhaltendern um; sie nahm eine Handschrift aus der Kiste und sagte: „Syra, lege das dumme Buch weg. Hier ist etwas, das sehr unterhaltend sein soll und erst ganz kürzlich erschienen ist. Es wird für uns Beide neu sein.“

Die Sklavin that, wie ihr befohlen war, sah auf den Titel des ihr dargereichten Buches und erröthete. Sie blickte über die ersten Zeilen und ihre Befürchtung bestätigte sich. Es war eins von jenen schlechten Büchern, welche, wie der heilige Justinus klagt, ungehindert verbreitet werden durften, obwohl sie grob unsittlich waren und alle Tugend untergruben, während alle christlichen Schriften unterdrückt wurden oder auf allerlei Schwierigkeiten stießen. Syra legte das Buch mit ruhiger Entschlossenheit nieder und sagte: „Verlange nicht von mir, meine gütige Gebieterin, daß ich dir aus diesem Buche vorlese. Es schickt sich weder für mich, es zu lesen, noch für dich, es zu hören.“

Fabiola staunte. Sie hatte nie davon gehört oder auch nur daran gedacht, daß es für ihre Studien irgend welche Beschränkungen geben könne. Was man in unsern Tagen als ungeeignet ansehen würde, ohne Unterschied gelesen zu werden, das gehörte damals zur gewöhnlichen und beliebten Literatur. Das sieht man aus allen klassischen Schriftstellern von Horaz bis auf Ausonius. Und nach welchem Grundsatze hätte man auch die Lectüre von Büchern als unschicklich ansehen dürfen, in denen nur die nämliche Moral in Worten dargestellt wurde, an welche Pinsel und Meißel fortwährend alle Augen ganz gewöhnten? Fabiola hatte keine höhere Auffassung von Recht und Unrecht, als das System ihr geben konnte, unter welchem sie erzogen war.

„Was könnte das Buch denn dir oder mir schaden?“ fragte sie lächelnd. „Ich zweifle nicht daran, daß viele schändliche Verbrechen und böse Handlungen darin beschrieben werden;

aber darum wird uns das Lesen des Buches doch nicht veranlassen, diese auch zu begehen. Und dabei ist es unterhaltend, dergleichen von Andern zu lesen."

„Würdest du selbst dir unter irgend welchen Bedingungen solche Handlungen erlauben?"

„Für die Welt nicht."

„Und doch muß, während du davon liesest, die Vorstellung derselben deinen Geist beschäftigen; und wenn sie dich unterhalten, müssen deine Gedanken mit Wohlgefallen dabei verweilen."

„Gewiß. Aber was soll das?"

„Eine solche Vorstellung ist böse; solche Gedanken sind sündhaft."

„Wie ist das möglich? Gehört denn nicht nothwendig eine Handlung dazu, um von Sünde reden zu können?"

„Freilich, meine Gebieterin; aber was anders ist denn eine Handlung des Geistes, oder wie ich ihn nenne, der Seele, als der Gedanke? Der Zorn, welcher Jemand den Tod wünscht, ist eine Thätigkeit dieses unsichtbaren Wesens, gleich ihm selbst unsichtbar; der Schlag, welcher den Tod bewirkt, ist bloß die mechanische Thätigkeit des Körpers, gleich diesem äußerlich wahrnehmbar. Aber wer von beiden befiehlt, die Seele oder der Körper, und wer gehorcht? Und auf welchem von beiden lastet die Verantwortlichkeit der Handlung?"

„Ich verstehe dich," sagte Fabiola, nachdem sie einige Augenblicke etwas ärgerlich geschwiegen hatte. „Aber es läßt sich gegen deine Auffassung noch eine bedeutende Einwendung machen. Du behauptest, man sei für innere sowohl als für äußere Handlungen verantwortlich. Aber wem denn? Kommt zu der innern Handlung die äußere hinzu, so ist man für beide zusammen der Gesellschaft, den Gesetzen, den Grundsätzen der Gerechtigkeit, sich selbst verantwortlich; denn es können aus einer bösen That schlimme Folgen entstehen. Aber wenn bloß eine innere Handlung da ist, wem kann man dafür verantwortlich sein? Wer sieht sie? Wer kann darüber richten? Wer darüber urtheilen?"

„Gott," antwortete Syra unbefangen und ernst.

Fabiola war nicht befriedigt. Sie hatte erwartet, Syra werde irgend eine neue Theorie, irgend einen frappanten Grundsatz aussprechen; statt dessen sank dieselbe zu dem herab, was sie für bloßen Aberglauben zu halten geneigt war, wenn sie auch nicht mehr so geringschätzig darüber urtheilte wie früher. „Wie, Syra," fragte sie, „glaubst du denn wirklich an Jupiter und an Juno oder vielleicht an Minerva, welche wohl die anständigste Person in der Olympischen Familie ist? Glaubst du, die hätten irgend etwas mit unsern Angelegenheiten zu thun?"

„Das sei fern von mir; ihre Namen schon ekeln mich an, und ich verabscheue die Gottlosigkeiten, welche durch ihre Geschichten oder Fabeln versinnbildet werden. Nein, ich sprach nicht von Göttern und Göttinnen, sondern von Einem einzigen Gott."

„Und wie nennst du diesen in deinem System?"

„Er hat keinen andern Namen als ‚Gott'; und diesen Namen haben Ihm nur die Menschen gegeben, um von Ihm reden zu können; derselbe beschreibt nicht Sein Wesen, Seinen Ursprung, Seine Vollkommenheiten."

„Und wie sind diese denn?" fragte Fabiola, deren Neugierde jetzt wieder rege wurde.

„Einfach, wie das Licht, ist Sein Wesen; gleich diesem ist es eines und das nämliche überall, untheilbar, unveränderlich, alles durchdringend, aber nicht zu umschließen, allgegenwärtig und unbegrenzt. Er war, ehe irgend ein Anfang war; Er wird sein nach jedem Ende. Macht, Weisheit, Güte, Liebe, auch Gerechtigkeit und unfehlbares Urtheil gehören zu Seinem Wesen, und sind unendlich und unbegrenzt, wie dieses selbst. Er allein kann schaffen, Er allein erhalten, Er allein zerstören!"

Fabiola hatte oft von den begeisterten Blicken einer Sibylle oder einer Orakel-Priesterin gelesen; aber jetzt sah sie zum ersten Male solche Blicke. Das Antlitz der Sklavin glühte, in ihren Augen leuchtete ein ruhiger Glanz, ihr ganzer Leib war unbeweglich; die Worte flossen von ihren Lippen, als wären diese nur die Oeffnung einer Flöte, welcher der Hauch eines

Andern Töne entlockte. Ihr Ausdruck und ihre Haltung erinnerten Fabiola lebhaft an den verzückten und mysteriösen Blick, den sie so oft bei Agnes bemerkt hatte; und wenn derselbe bei dem Kinde zarter und lieblicher war, so erschien er ihr bei der Jungfrau inniger und orakelhafter. „Wie enthusiastisch und entzündbar ist doch ein morgenländisches Temperament!“ dachte Fabiola, als sie die Sklavin betrachtete. „Kein Wunder, daß der Osten das Land der Poesie und der Begeisterung ist.“ Als sie sah, daß Syra's gewöhnliche Ruhe wiederkehrte, sagte sie so gleichgültig, wie es ihr möglich war: „Aber Syra, meinst du denn, ein Wesen, wie du es beschrieben hast, viel erhabener, als irgend eine alte Fabel eines kennt, könne sich damit beschäftigen, beständig die Handlungen oder gar die einfältigen Gedanken von Millionen Geschöpfen zu beobachten?“

„Das ist keine Beschäftigung für Gott, Gebieterin, nicht einmal Sache der freien Wahl. Ich habe Ihn Licht genannt. Ist es eine Beschäftigung oder Arbeit für die Sonne, ihre Strahlen durch das Krystall dieses Springbrunnens bis zu den Steinchen auf dem Grunde zu senden? Siehe, wie sie von selbst nicht nur das Schöne, sondern auch das Häßliche sichtbar machen, was sich dort befindet, — nicht nur die funkelnden Tropfen, die herabfallen, nicht nur die perlengleichen Bläschen, die emporsteigen, einen Augenblick glitzern und dann zerbrechen, nicht nur die goldenen Fischlein, welche sich in ihrem Lichte sonnen, — sondern auch das schwarze und häßliche Gewürm, welches sich in dunkeln Schlupfwinkeln dort unten zu verkriechen und zu verbergen sucht, und dies nicht vermag, weil das Licht es verfolgt. Ist das alles eine Arbeit oder Beschäftigung für die Sonne, welche überall hindringt? Es würde uns eher als eine Anstrengung erscheinen, fänden wir, daß die Sonne ihre Strahlen an der Oberfläche des durchsichtigen Elementes zurückhielte und dasselbe nicht erhellte. Und was sie hier thut, das thut sie im nächsten Strome und in dem Strome, der tausend Meilen weit von hier ist, mit gleicher Leichtigkeit; und wenn die Ströme auch noch so groß und noch so zahlreich wären, so wissen wir doch, daß es der Sonne an Strah-

len nicht mangeln und an Licht nicht fehlen würde, um sie alle zu durchdringen.“

„Deine Theorieen sind immer schön, Syra, und wenn sie wahr sind, im höchsten Grade bewunderungswürdig,“ bemerkte Fabiola nach einer Pause, während welcher sie mit ihren Augen aufmerksam den Springbrunnen betrachtete, als wollte sie die Wahrheit von Syra's Worten erproben. — „Und sie klingen wie Wahrheit,“ fügte sie bei; „denn könnte wohl das Falsche schöner sein, als die Wahrheit? Welch ein großartiger Gedanke, daß wir nie allein gewesen sind, daß wir nie einen Wunsch für uns allein, nie einen Gedanken im Verborgenen gehabt haben, daß wir nie den thörichtsten Einfall eines stolzen oder kindischen Herzens vor den Augen eines Wesens haben verbergen können, welches keine Unvollkommenheit kennt! Furchtbarer Gedanke, daß wir, wenn deine Worte wahr sind, unter dem scharfen und stetigen Blicke eines Auges leben, gegen welches die Sonne nur ein Schatten ist, — dringt sie ja nicht in die Seele ein! Das könnte den Menschen jeden Abend verleiten, sich selbst zu vernichten, um dieser quälenden Ueberwachung zu entgehen. Und doch klingt es so wahr!“

Fabiola's Blick nahm einen fast wilden Ausdruck an, während sie so sprach. Der Stolz ihres heidnischen Herzens empörte sich bei dem Gedanken, daß sie nie mehr mit ihren Gedanken allein sein könne, oder daß es eine Macht geben sollte, welche ihre geheimsten Wünsche, Vorstellungen oder Launen stets beobachtete. Aber der Gedanke kehrte wieder: „Und doch klingt es so wahr!“ Ihr edeler Geist rang mit der sich windenden Leidenschaft, wie der Adler mit der Schlange ringt, welcher mehr mit dem Auge, als mit dem Schnabel und den Krallen, den feigen Feind überwältigt. Nach einem Kampfe, der in ihrem Antlitze und in ihren Mienen deutlich zu erkennen war, wurde sie ruhig. Sie schien zum ersten Male die Gegenwart eines Wesens, größer als sie selbst, zu empfinden, eines Wesens, welches sie fürchtete, aber welches sie auch zu lieben hätte wünschen mögen. Sie beugte ihren Geist, sie demüthigte ihren Verstand zu Seinen Füßen, und auch ihr Herz an-

erkannte zum ersten Male, daß es einen Herrn und Gebieter habe.

Syra beobachtete schweigend, mit gespannter aber ruhiger Aufmerksamkeit den innern Kampf ihrer Gebieterin. Sie wußte, wie viel auf den Ausgang desselben ankam, welch ein großer Schritt in der religiösen Fortbildung derjenigen, die unbewußt ihre Schülerin geworden war, damit gethan wurde, wenn sie die ihr vorgetragene Wahrheit erkannte; sie betete inbrünstig um diese Gnade.

Endlich erhob Fabiola ihr Haupt, welches sie mit dem Geiste niedergebeugt zu haben schien, und sagte milde und sanft: „Syra, ich bin überzeugt, ich habe die Tiefe deiner Wissenschaft noch nicht erreicht; du mußt noch viel mehr haben, was du mir mittheilen kannst.“ Eine Thräne und ein Erröthen kam der bescheidenen Sklavin in ihrer Verlegenheit zur Hülfe. „Aber heute hast du meinen Gedanken eine neue Welt und ein neues Leben eröffnet. Eine Sphäre der Tugend, erhaben über die Meinungen und Urtheile der Menschen, das Anerkennen einer überwachenden, ja auch einer vergeltenden Macht, nicht wahr?“ — Syra nickte bejahend — „die bei uns ist, wenn kein anderes Auge uns sehen, einschüchtern oder aufmuntern kann; das Gefühl, daß wir, wären wir auch für immer in der Einsamkeit vergraben, doch immer dieselben bleiben würden, weil jener Einfluß, der auf uns wirkt, uns viel kräftiger leiten muß, als der Einfluß aller menschlichen Grundsätze, und weil er uns nicht verlassen kann: — das ist die erhabene, sittliche Stellung, welche deine Theorie, wenn ich sie recht verstehe, jedem einzelnen Menschen anweist. Darunter herabzusinken, auch bei einem äußerlich tugendhaften Leben, ist nur Heuchelei und entschieden sündhaft. Ist dem so?“

„O meine liebe Gebieterin,“ rief Syra aus, „wie viel besser kannst du das alles ausdrücken, als ich!“

„Du hast mir bis jetzt noch nie geschmeichelt, Syra,“ entgegnete Fabiola, „fange nicht jetzt damit an. Aber du hast mir auch ein neues Licht über andere Punkte ausgegossen, welche mir bis heute dunkel waren. Sage mir jetzt, dachtest

du nicht hieran, als du mir früher einmal sagtest, nach deiner Theorie gebe es keinen Unterschied zwischen Gebieterin und Sklavin? Wolltest du nicht damit sagen, der Unterschied zwischen Beiden sei nur ein äußerlicher, körperlicher und gesellschaftlicher, und komme eben darum gar nicht in Betracht neben der Gleichheit Beider gegenüber deinem höchsten Wesen und in Vergleich mit der größern sittlichen Vollkommenheit, die dieses höchste Wesen möglicher Weise an derjenigen wahrnehmen kann, welche dem äußern Range nach die Geringere ist?"

„Daran habe ich allerdings gedacht, meine edele Gebieterin, wiewohl ich auch noch etwas Anderes dabei im Auge hatte, was dich jetzt kaum interessiren würde."

„Und doch, als du jene Behauptung aussprachst, kam sie mir so abenteuerlich, so verrückt vor, daß mich Stolz und Aerger übermannten. Weißt du noch wohl, Syra?"

„O nein, nein!" entgegnete die Sklavin sanft; „sprich davon nicht, ich bitte dich!"

„Hast du mir vergeben an jenem Tage, Syra?" sagte Fabiola mit einer Rührung, die ihr ganz neu war.

Das war zu viel für die arme Syra. Sie stand auf, warf sich vor ihrer Gebieterin auf die Kniee und suchte ihre Hand zu fassen; aber diese verhinderte es, und zum ersten Male in ihrem Leben umschlang Fabiola weinend den Hals einer Sklavin.

Ihre Thränen flossen lange und reichlich. Das Herz begann den Verstand zu überwältigen; und das kann nur geschehen, wenn es weicher und sanfter wird. Endlich wurde sie ruhig, und Syra loslassend, sagte sie: „Noch eins, Syra! Darf man anbetend jenes Wesen anreden, welches du mir beschrieben hast? Ist es dazu nicht zu groß, zu erhaben, zu fern?"

„O nein, keineswegs, edele Gebieterin," antwortete die Sklavin. „Er ist nicht fern von uns; denn wie in dem Licht der Sonne, so leben wir, bewegen wir uns und sind wir in dem Glanze Seiner Macht, Seiner Güte und Seiner Weisheit. Darum darf man Ihn anreden, nicht als Einen, der

uns fern, sondern als Einen, der um uns ist und in uns, so gut wie wir in Ihm sind; und Er hört uns nicht mit dem Ohre, sondern unsere Worte dringen gleich in Seinen Busen, und die Wünsche unseres Herzens kommen unmittelbar in den göttlichen Abgrund Seines Herzens."

„Aber," fuhr Fabiola etwas zaghaft fort, „gibt es denn keinen feierlichen Act der Art, wie nach der Meinung der Menschen das Opfer ist, wodurch wir Ihn öffentlich anerkennen und anbeten können?"

Syra zögerte mit der Antwort; denn die Unterhaltung schien auf ein geheimnißvolles und heiliges Gebiet überzustreifen, welches die Kirche nie von profanen Füßen betreten lassen wollte. Sie antwortete indeß einfach und unbestimmt mit „Ja".

„Und könnte ich nicht," fragte ihre Gebieterin noch zaghafter und demüthiger, „so weit in den Lehren deiner Schule unterrichtet werden, daß ich im Stande wäre, diese erhabenere Huldigung darzubringen?"

„Ich fürchte, nein, edele Fabiola! Es gehört dazu nothwendig eine Opfergabe, die der Gottheit würdig ist."

„Ach ja, ganz gewiß," antwortete Fabiola. „Ein Stier mag gut genug sein für Jupiter und eine Ziege für Bacchus; aber wo ist ein Opfer zu finden, welches Dessen würdig ist, den du mich kennen gelehrt hast."

„Es muß in der That in jeder Hinsicht Seiner würdig sein, fleckenlos rein, unvergleichlich groß, unendlich kostbar."

„Und was kann das sein, Syra?"

„Nur Er selbst."

Fabiola bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen; dann sagte sie, Syra ernst ansehend: „Ich bin überzeugt, da du mir so klar das tiefe Bewußtsein der Verantwortlichkeit geschildert hast, unter welcher du stets ebensowohl reden als handeln mußt, so mußt du mit diesen furchtbaren Worten einen wirklichen Gedanken verbinden, wiewohl ich dich nicht verstehe."

„So sicher jedes meiner Worte gehört, so sicher jeder meiner Gedanken gesehen wird, so sicher ist das, was ich gesagt habe, eine Wahrheit!"

„Ich fühle mich nicht stark genug, jetzt länger bei dem Gegenstande zu verweilen, mein Geist bedarf der Ruhe."

Siebenzehntes Capitel.

Die christliche Genossenschaft.

Nach dieser Unterredung entfernte sich Fabiola, und den übrigen Tag hindurch war ihr Gemüth abwechselnd aufgeregt und ruhig. Wenn sie fest auf die großartige Auffassung des sittlichen Lebens, welche sie jetzt kennen gelernt hatte, hinblickte, so fand sie in dem Beschauen eine ungewöhnliche Ruhe; es war ihr, als hätte sie eine große Entdeckung gemacht, durch welche sie in eine neue und erhabene Region geführt würde, von wo aus sie über die Irrthümer und Thorheiten der Menschen lächeln könnte. Aber wenn sie die Verpflichtung bedachte, welche dieses neue Licht auflegte, die Selbstüberwachung, welche es verlangte, die ungesehenen und unbelohnten innern Kämpfe, zu denen es aufforderte, die Verlassenheit, so zu sagen, einer Tugend ohne Bewunderung, ja, ohne Sympathie der Menschen, — dann schauderte sie wieder zurück vor dem Leben, welches vor ihr lag und welches sie durchleben sollte ohne alle die Unterstützung und Hülfe, die sie kannte. Ohne sich des wahren Grundes bewußt zu sein, erkannte sie, daß es ihr an Kraft und an Mitteln fehle, die schöne Theorie auszuführen. Diese schien da zu stehen gleich einer strahlenden Lampe, die mitten in einer großen, öden und kahlen Halle steht und nur eine Wildniß erhellt. Wozu so viel Licht verschwenden?

Der nächste Morgen war zu einem der Besuche bestimmt, die man gewöhnlich jedes Jahr auf dem Lande in der Nachbarschaft abstattete; dieser galt dem frühern Stadtpräfecten Chromatius. Der Leser wird sich erinnern, daß dieser Beamte, nachdem er Christ geworden und sein Amt niedergelegt, sich auf seine Villa in Campanien zurückgezogen und eine Anzahl der durch Sebastianus Bekehrten, so wie den heiligen Priester Polykarpus dorthin mitgenommen hatte, damit sie von diesem weiter unterrichtet würden. Davon hatte Fabiola natürlich nie

etwas erfahren; es waren ihr aber allerlei sonderbare Gerüchte über des Chromatius Villa zu Ohren gekommen. Man erzählte, er habe viele Gäste dort, die man früher noch nie in seinem Hause gesehen; er veranstaltete keine Feste; er habe alle seine Sklaven auf dem Landgute freigelassen, viele seien aber freiwillig dageblieben; die zahlreichen Bewohner der Villa schienen alle sehr glücklich zu sein, wiewohl man von rauschenden Vergnügungen nichts bemerke. Alles das machte Fabiola's Neugierde rege. Der Besuch war ihr zwar auch die Erfüllung einer angenehmen Pflicht der Höflichkeit gegen einen Mann, der ihr von ihrer Kindheit an viel Wohlwollen bewiesen hatte; aber sie verlangte doch auch danach, mit ihren eigenen Augen dieses, wie es ihr vorkam, platonische Experiment — wir würden sagen Utopia — zu sehen.

In einem leichten Wagen mit guten Pferden brach Fabiola früh auf und fuhr rasch auf der ebenen Straße durch das „glückliche Campanien" dahin. Ein herbstlicher Regenschauer hatte den Staub niedergeschlagen und glänzende Edelsteine auf die Rebenguirlanden gestreut, welche von Baum zu Baum gezogen, statt der Hecken den Weg begrenzten. Es dauerte nicht lange, bis sie an der sanften Erhöhung — Hügel konnte man sie kaum nennen — anlangte, bedeckt mit Buchsbaum, Arbutus und Lorbeerbäumen, untermischt mit schlanken, spitz zulaufenden Cypressen, durch welche die weißen Mauern des großen Landhauses auf der Spitze der Erhöhung hindurch schienen. Sie bemerkte bald, daß etwas geändert war, konnte sich aber nicht gleich besinnen was; als sie jedoch durch das Thor gefahren war, wurde sie durch die zahlreichen leeren Piedestale und Nischen erinnert, daß die Villa eine ihrer eigenthümlichsten und hervorstechendsten Zierden ganz verloren hatte: — die vielen schönen Statuen nämlich, welche zierlich vor den immer grünen Hecken gestanden hatten und wovon die Villa den jetzt ganz bedeutungslos gewordenen Namen Ad statuas — „die Villa der Bildsäulen" oder „zu den Bildsäulen" — erhalten hatte.

Chromatius, den sie zuletzt von der Gicht gelähmt gesehen hatte, jetzt ein kräftiger alter Mann, empfing sie höflich und

erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Vater, indem er fragte, ob es wahr sei, was man erzähle, daß er in Kurzem nach Asien zu gehen gedenke. Dies schien Fabiola zu verstimmen; denn ihr Vater hatte ihr nichts von diesem Vorhaben gesagt. Chromatius äußerte die Hoffnung, es möge ein falsches Gerücht sein, und lud sie zu einem Spaziergang durch die Gärten ein. Sie fand dieselben mit der nämlichen Sorgfalt unterhalten, wie immer, und voll schöner Pflanzen; aber sie vermißte sehr die alten Statuen. Endlich kamen sie an einer Grotte mit einem Springbrunnen an, welche früher mit Nymphen und Meergottheiten verziert, jetzt aber ganz leer und schmucklos war. Sie konnte sich nun nicht länger halten und sagte zu Chromatius: „Was in aller Welt hast du angefangen, Chromatius, daß du alle deine Statuen entfernt und einen charakteristischen Zug deiner schönen Villa zerstört hast? Was hat dich dazu veranlaßt?“

„Meine liebe junge Dame,“ antwortete der gutmüthige alte Herr, „werde nicht so ärgerlich. Was nützten denn diese Figuren?“

„Wenn du so dachtest,“ entgegnete sie, „Andere haben vielleicht nicht so gedacht. Aber sage mir doch, wo sind sie alle geblieben?“

„Nun, um dir die Wahrheit zu sagen, ich habe sie unter den Hammer bringen lassen.“

„Wie! und du hast mir nichts davon gesagt? Du weißt doch, es waren mehrere Stücke darunter, die ich gern gekauft hätte.“

Chromatius lachte laut auf und sagte in dem vertraulichen Tone, in welchem er mit Fabiola, die er von Kindheit an gekannt, immer reden durfte: „Ei, ei, wie deine junge Phantasie davon rennt, viel zu schnell, als daß meine arme alte Zunge damit Schritt halten könnte. Ich meinte nicht den Hammer des Versteigerers, sondern den Schmiedehammer. Die Götter und Göttinnen sind alle zerschlagen und pulverisirt. Wenn du ein übrig gebliebenes Bein davon haben willst, oder eine Hand, an der ein paar Finger fehlen, so fände ich die vielleicht

noch irgendwo; aber ein Gesicht, welches noch eine Nase hat, und einen Schädel ohne Loch kann ich dir nicht versprechen."

Fabiola war im höchsten Grade erstaunt und rief aus: „Welch ein schrecklicher Barbar bist du geworden, mein weiser alter Richter! Welchen Schatten von Grund kannst du denn anführen zur Rechtfertigung eines so rohen Verfahrens?"

„Nun, du siehst, wie ich älter geworden, bin ich auch weiser geworden; so habe ich denn auch eingesehen, daß Herr Jupiter und Frau Juno eben so wenig Götter sind, wie du und ich; und da habe ich denn mit ihnen kurzen Proceß gemacht."

„Ja, das mag sein; und ich bin, obwohl weder alt noch weise, längst der nämlichen Meinung gewesen. Aber warum hast du sie nicht als bloße Kunstwerke behalten?"

„Weil sie nicht in dieser Eigenschaft, sondern als Gottheiten hier aufgestellt waren. Sie waren hier als Betrüger, unter einem falschen Vorwande; und wie du jede Büste und jedes Bild aus deinem Hause entfernen würdest, welches sich unter den Bildern deiner Ahnen fände, aber einer ganz andern Familie angehörte, so habe ich mit diesen Bildern, welche auf eine höhere Verbindung mit mir Anspruch machten, dasselbe gethan, nachdem ich den Anspruch als unbegründet erkannt hatte. Darum durfte ich sie auch nicht verkaufen, — sie hätten ja ihren Betrug bei Andern fortsetzen können."

„Aber, mein allergewissenhaftester alter Freund, ist es denn kein Betrug, wenn du fortfährst, deine Villa Ad statuas zu nennen, nachdem du alle Statuen entfernt hast?"

„Gewiß," antwortete Chromatius, über ihre Spitzfindigkeit lächelnd; „auch wirst du sehen, daß ich Palmbäume rings umher gepflanzt habe, und sobald diese ihre Häupter über das Immergrün emporheben, wird die Villa den Namen Ad palmas (zu den Palmen) erhalten.

„Das ist ein hübscher Name," sagte Fabiola, ohne im entferntesten an die tiefere Bedeutung des Namens zu denken. Sie ahnte natürlich nicht, daß die Villa jetzt eine Schule war, in welcher Viele, wie die Kämpfer und Gladiatoren zu ihren Künsten, zu dem großen Kampfe des Glaubens, zum Martyr-

thume vorbereitet wurden. Diejenigen, welche hier eintraten, und diejenigen, welche von hier ausgingen, konnten gleich wohl sagen, sie seien auf dem Wege, den Palmzweig des Siegers zu pflücken, um ihn als Zeichen ihres Sieges über die Welt vor den Richterstuhl Gottes zu tragen. Und die Zahl der Palmzweige, welche bald nachher an diesem Orte gepflückt werden sollten, war groß.

Aber wir müssen hier die Geschichte der Zerstörung der Statuen des Chromatius einschalten. Sie bildet eine besondere Episode in den „Acten des heiligen Sebastianus".

Als Nikostratus den Chromatius als Präfecten von Rom von der Freilassung seiner Gefangenen und der Heilung des Tranquillinus durch die Taufe in Kenntniß setzte, ließ dieser, nachdem er die Sache genau untersucht hatte, den Sebastianus zu sich rufen, und erklärte, er wolle auch ein Christ werden, damit er gleichfalls von der Gicht befreit würde. Das ging natürlich nicht an; es wurde ihm aber ein anderes Mittel vorgeschlagen, wodurch er einen neuen und persönlichen Beweis für die Wahrheit des Christenthums erhalten konnte, ohne daß man Gefahr lief, ihm die Taufe ohne die rechte Disposition zu ertheilen. Chromatius war berühmt als Besitzer einer ungeheuern Menge von Götzenbildern, und Sebastianus versicherte ihn, wenn er dieselben alle zerschlagen lasse, werde er gleich gesund werden. Das war eine harte Bedingung; indeß willigte er ein. Sein Sohn Tiburtius aber war wüthend und drohte, wenn die versprochene Heilung nicht erfolge, werde er den Sebastianus und den Polykarpus in einen brennenden Ofen werfen lassen, — was vielleicht dem Sohne des Präfecten wirklich nicht schwer geworden wäre.

An einem Tage wurden also zweihundert heidnische Statuen in Stücke zerschlagen, die auf der Villa natürlich ebensowohl wie die in der Wohnung zu Rom. Die Bilder waren zerschlagen; aber Chromatius war nicht geheilt. Man ließ den Sebastianus rufen und fuhr ihn heftig an. Aber dieser blieb ganz ruhig und unerschrocken. „Ich bin fest überzeugt," sagte er, „daß nicht alle zerstört sind. Man hat etwas der Zerstörung

entzogen." — Es zeigte sich, daß er Recht hatte. Einige kleine Bilder hatte man mehr als Kunstwerke denn als religiöse Gegenstände angesehen und gleich Achan's Beute [1]) verborgen. Sie wurden herbeigeholt und zerschlagen, und Chromatius wurde auf der Stelle geheilt. Er bekehrte sich nun nicht nur selbst, sondern auch sein Sohn Tiburtius wurde einer der eifrigsten Christen. (Er ist als Martyrer gestorben, und eine Katakombe erhielt von ihm den Namen.) — Tiburtius hatte um die Erlaubniß gebeten, in Rom zu bleiben, um die andern Christen während der bevorstehenden Verfolgung zu stärken und zu unterstützen, wozu ihn sein Verhältniß zum kaiserlichen Palaste, so wie seine Entschlossenheit und Thätigkeit besonders befähigten. So war er natürlich mit Sebastianus und Pankratius innig befreundet und vertraut geworden.

Nach dieser kleinen Digression nehmen wir die Unterredung zwischen Chromatius und Fabiola wieder auf. Diese fuhr fort: „Aber weißt du, Chromatius, — wir wollen uns an diesem lieblichen Platze niedersetzen, wo früher der schöne Bacchus stand — weißt du, daß allerlei sonderbare Gerüchte über das, was du hier treibst, in Umlauf sind?"

„In der That? Und was denn? Sag' es mir doch?"

„Nun, man erzählt, du hättest viele Leute bei dir im Hause, die Niemand kenne, du empfingest keine Besuche, gingest gar nicht aus, und ihr führtet hier ein ganz philosophisches Leben und bildetet eine platonische Republik."

„Sehr schmeichelhaft für mich," unterbrach Chromatius lächelnd und sich verbeugend.

„Aber das ist nicht alles," fuhr Fabiola fort. „Man sagt weiter, ihr ständet ungewöhnlich früh auf, machtet euch kein Vergnügen und lebtet höchst mäßig, ja ihr hungertet euch fast zu Tode."

„Aber ich hoffe, man ist doch gerecht genug, beizufügen, daß Niemand darunter zu leiden hat," bemerkte Chromatius. „Oder sagt man auch, wir hätten lange unbezahlte Rechnungen beim Bäcker und Krämer?"

[1]) Buch Josue, Cap. 7.

„O nein!“ antwortete Fabiola lachend.

„Das ist sehr gütig von den Leuten,“ fuhr der alte Richter mit gutem Humor fort. „Man — ich meine das ganze Publicum — scheint sich für unsere Angelegenheiten sehr zu interessiren. Aber ist es nicht merkwürdig, mein liebes Kind, — so lange es auf meiner Villa lustig herging und frivoles Schwätzen, Pocuiliren bis tief in die Nacht, dann und wann Ausbrüche jugendlichen Muthwillens und tolle Streiche zur Beunruhigung der Nachbarschaft hier ebensowohl vorkamen, wie auf andern Villen, — ich bitte dich um Entschuldigung, daß ich solche Dinge erwähne, aber es ist so, — so lange wir, ich und meine Freunde, weder mäßig noch tadelfrei waren, kümmerte sich Niemand im allergeringsten um uns. Nun laß einige Leute sich zurückziehen, um in Ruhe zu leben, um mäßig und fleißig zu sein, sich von allen öffentlichen Angelegenheiten fern zu halten, von Politik und Tagesneuigkeiten gar nicht zu reden, — alsbald wird man neugierig nach allem, was sie treiben, und Jeder verspürt Lust, sich in ihre Sachen einzumengen; so müssen denn falsche Gerüchte und schändliche Verleumdungen in Betreff ihrer Motive und ihrer Lebensart in Menge in Umlauf kommen. Ist das nicht eine merkwürdige Erscheinung?“

„Freilich, aber wie erklärst du sie?“

„Ich kann sie mir nur aus der Eigenschaft kleiner Geister erklären, vermöge welcher sie immer eifersüchtig auf alle Zwecke werden, die höher sind, als ihre eigenen; darum verkleinern sie fast unbewußt alles, wovon sie erkennen, daß es zu gut sei, als daß sie danach streben könnten.“

„Aber was ist denn eigentlich euer Zweck und euere Lebensweise hier, mein guter Freund?“

„Wir benutzen unsere Zeit zur Ausbildung unserer höhern Fähigkeiten. Wir stehen schrecklich früh auf, — ich wage es kaum dir zu sagen, wie früh; wir widmen dann einige Stunden religiösen Uebungen, und danach beschäftigen wir uns auf allerlei Weise: Einige lesen, Einige schreiben, Einige arbeiten in den Gärten, und ich versichere dich, kein gedungener Taglöhner

arbeitete je angestrengter und besser, als diese freiwilligen Gärtner. Zu verschiedenen Zeiten kommen wir zusammen und singen schöne Lieder, aber nur fromme und reine; wir lesen sehr gute Bücher und empfangen mündlichen Unterricht von beredten Lehrern. Unser Mahl ist in der That sehr einfach; wir genießen nur Pflanzenspeisen; aber ich habe schon die Erfahrung gemacht, daß sich das Lachen ganz gut mit Hülsenfrüchten verträgt, und daß zur Heiterkeit nicht nothwendig ein gutes Mahl gehört."

„Da seid ihr ja vollständige Pythagoräer geworden. Ich dachte, das wäre ganz aus der Mode. Aber wohlfeil muß die Lebensart sein," bemerkte Fabiola spöttisch.

„Ha, du boshaftes Ding!" entgegnete der Richter. „Du meinst also wirklich, es sei dabei auf's Sparen abgesehen? Aber du irrst dich; denn wir haben einen ganz verzweifelten Entschluß gefaßt."

„Und was in aller Welt ist das denn?" fragte die junge Dame.

„Nichts Geringeres, als dieses: wir wollen dahin wirken, daß es in unserm Bereiche gar keine Armen mehr gibt. Diesen Winter wollen wir uns bestreben, alle Nackten in der Umgegend zu kleiden, die Hungerigen zu speisen und alle Kranken zu verpflegen. Da werden alle unsere Ersparnisse daraufgehen."

„Es ist das in der That eine hochherzige, wiewohl auch eine sehr neue Idee für unsere Zeit; ohne Zweifel werdet ihr mit euern Bestrebungen herzlich ausgelacht und von allen Seiten verspottet werden. Man würde sogar noch Schlimmeres von euch sagen, als man jetzt schon sagt, — wenn es möglich wäre; aber es ist nicht wohl möglich."

„Wie so?"

„Zürne mir nicht, wenn ich es sage; aber man ist wirklich schon so weit gegangen, den Verdacht auszusprechen, ihr wäret vielleicht Christen. Aber dieser Verleumdung, ich versichere dich, habe ich immer mit Entrüstung widersprochen."

Chromatius lächelte und sagte: „Warum denn mit Entrüstung widersprochen, mein liebes Kind?"

„Weil ich dich und Tiburtius und Nikostratus und die gute stumme Zoe zu gut kenne, um auch nur einen Augenblick daran denken zu können, ihr hättet euch zu dem Gemisch von Dummheit und Bosheit bekannt, welches man mit jenem Namen bezeichnet.“

„Erlaube mir Eine Frage. Hast du dir die Mühe genommen, eine christliche Schrift zu lesen, aus der du ersehen konntest, was denn in Wahrheit diese verachteten Leute glauben und thun?“

„O nein, gewiß nicht; ich mag meine Zeit nicht damit verschwenden; ich will gar nichts von ihnen wissen. Ich verachte sie zu sehr, — als Feinde des geistigen Fortschritts, als verdächtige Bürger, als leichtgläubig im höchsten Grade und als Menschen, welche alle scheußlichen Verbrechen für erlaubt halten, — als daß ich sie irgendwie näher kennen lernen möchte.“

„Nun ja, liebe Fabiola, ich hatte früher die nämliche Meinung von ihnen; aber ich habe in der letzten Zeit meine Ansicht sehr geändert.“

„Das ist in der That auffallend, da du als Stadtpräfect doch viele dieser Elenden für ihre beständigen Gesetzesübertretungen zu bestrafen gehabt haben mußt.“

Eine Wolke überzog das heitere Gesicht des alten Mannes und eine Thräne trat in seine Augen. Er dachte an den heiligen Paulus, der einst die Kirche Gottes verfolgt hatte. Fabiola sah die Veränderung in seinen Mienen und wurde verlegen. Mit dem liebevollsten Ausdrucke sagte sie zu ihm: „Ich fürchte, ich habe sehr gedankenlos gesprochen oder Erinnerungen an etwas in dir geweckt, was deinem gütigen Herzen sehr schmerzlich sein muß. Vergib mir, lieber Chromatius, und laß uns von etwas Anderm reden. Ein Zweck meines Besuches war, dich zu fragen, ob du Jemand wissest, der bald nach Rom geht. Ich habe von mehrern Seiten von der beabsichtigten Reise meines Vaters gehört, und ich möchte an ihn schreiben,[1]) daß er es

[1]) Es gab damals noch keine Posten; wer einen Brief abschicken wollte, mußte einen eigenen Boten senden, oder irgend eine Gelegenheit benutzen.

nicht wieder macht, wie früher, — ich meine, daß er nicht abreist, ohne Abschied von mir zu nehmen, um mir den Schmerz zu ersparen."

„Ja," antwortete Chromatius, „morgen früh geht ein junger Mann von hier nach Rom. Komm in die Bibliothek und schreibe deinen Brief; der Bote ist wahrscheinlich dort."

Sie gingen in das Haus und traten in ein Gemach voll Bücherkisten zu ebener Erde. An einem Tische in der Mitte saß ein junger Mann und schrieb aus einem großen Buche ab, welches er, da er eine Fremde eintreten sah, schloß und bei Seite legte."

„Torquatus," sagte Chromatius zu ihm, „diese Dame wünscht einen Brief an ihren Vater nach Rom zu schicken."

„Es wird mir stets eine große Freude sein," antwortete der junge Mann, „der edeln Fabiola oder ihrem berühmten Vater dienen zu können."

„Wie, du kennst sie also?" fragte der Richter etwas verwundert.

„Als ich noch jung war, hatte ich, wie vor mir mein Vater, die Ehre, in Asien im Dienste des edeln Fabius zu stehen. Kränklichkeit nöthigte mich, ihn zu verlassen."

Auf dem Tische lagen mehrere schöne Pergamentblätter von gleicher Größe, die offenbar zum Abschreiben von Büchern bestimmt waren. Eins der Blätter legte der gute alte Mann vor Fabiola hin, daneben Tinte und ein Schreibrohr, und sie schrieb einige herzliche Zeilen an ihren Vater. Sie faltete das Blatt zusammen, wand einen Faden darum, legte auf diesen etwas Wachs und drückte darin ihr Siegel ein, welches sie aus einem gestickten Beutelchen hervorzog. Um den Boten später belohnen zu können, wenn sie besser wissen würde, wie sie es am schicklichsten thun könne, nahm sie ein anderes Stück Pergament, schrieb darauf seinen Namen und seine Wohnung und steckte es in den Busen. — Nachdem sie einige Erfrischungen genommen, stieg sie wieder auf den Wagen und nahm in herzlicher Weise von Chromatius Abschied. Es lag etwas rührend Väterliches in seinem Blicke, als dächte er, nie würde er sie wieder sehen. So kam es ihr vor; aber es war ein ganz

anderes Gefühl, welches sein Herz bewegte. Sollte sie immer so bleiben? Mußte er sie in ihrer hartnäckigen Unwissenheit untergehen lassen? Sollte ihr edeles Herz und ihr klarer Verstand im Schlamme des bittern Heidenthums stecken bleiben, da doch jedes ihrer Gefühle und jeder ihrer Gedanken aus starken und dabei feinen Fäden gebildet zu sein schien, durch welche die Wahrheit das kostbarste Gewebe hätte schlingen können? Unmöglich, und doch hielten tausend Rücksichten ihn ab, ihr jetzt die Wahrheit zu gestehen; er sah wohl, daß sie für jetzt dadurch nur gehindert werden würde, dem Glauben näher zu kommen. „Lebe wohl, mein Kind," sagte er, „sei hundertfältig gesegnet mit Segnungen, die du jetzt noch nicht kennst!" Er wandte sein Gesicht ab, als er ihre Hand losließ, und entfernte sich rasch.

Auch Fabiola war von den eben so geheimnißvollen wie zärtlichen Worten ergriffen; sie wurde aus ihrem Sinnen aufgestört, als Torquatus, noch ehe sie bei dem Thore ankam, ihren Wagen anhielt. Der Contrast zwischen dem leichten, ziemlich familiären, wenn auch achtungsvollen Benehmen des jungen Mannes und dem milden, mit Heiterkeit gemischten Ernste des alten Ex-Präfecten berührte sie peinlich.

„Verzeihe die Unterbrechung, edele Dame," sagte Torquatus; „aber liegt dir daran, daß dieser Brief schnell besorgt wird?"

„Gewiß, es liegt mir sehr viel daran, daß er möglichst bald an meinen Vater abgegeben wird."

„Dann fürchte ich kaum im Stande zu sein, dir zu dienen. Ich muß zu Fuße reisen, wenn sich nicht vielleicht eine Gelegenheit findet, auf billige Weise rascher voranzukommen; und so werde ich einige Tage unterwegs sein."

Fabiola sagte zögernd: „Darf ich dir anbieten, die Kosten einer schnellern Reise dir zu ersetzen?"

„O ja," antwortete Torquatus rasch, „wenn ich dadurch euerm edeln Hause besser dienen kann."

Fabiola reichte ihm eine Börse, deren Inhalt genügte, nicht nur die Kosten der Reise zu bestreiten, sondern auch, ihn für seine Mühe reichlich zu belohnen. Er nahm sie freundlich lächelnd

und hastig an und verschwand in einer Seiten-Allee. Es lag etwas in seinem Benehmen, was einen unangenehmen Eindruck auf Fabiola machte; und sie dachte, er passe doch schlecht zu ihrem lieben alten Freunde. Hätte Chromatius den Vorfall gesehen, er wäre durch dieses hastige Greifen nach dem Gelde an Judas erinnert worden.

Fabiola war froh, in dieser Weise durch eine Summe Geldes aller Verpflichtungen gegen den jungen Mann ledig geworden zu sein. Sie zog darum das jetzt zwecklos gewordene Notizblatt hervor, um es zu zerreißen; da bemerkte sie Schriftzüge auf der andern Seite des Pergaments. Beim Abschreiben des großen Buches, welches, als sie eintrat, weggelegt worden war, hatte Torquatus gerade angefangen, dieses Blatt zu beschreiben; es standen erst einige Sätze darauf. Sie las nun zum ersten Male folgende Worte aus einem ihr unbekannten Buche:

„Ich sage euch, liebet euere Feinde, thuet Gutes denen, die „euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und ver„leumden, auf daß ihr Kinder eueres Vaters seiet, der im Him„mel ist, der Seine Sonne aufgehen läßt über Gute und „Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte.“ [1])

Wir können uns die Verlegenheit eines indischen Bauern vorstellen, der in einem Bache einen weißen durchsichtigen Stein findet, welcher, außen rauh und unscheinbar, da, wo er zerschlagen ist, Lichtfunken ausströmt. Er weiß nicht, ob er einen kostbaren Diamant gefunden hat oder einen werthlosen Kiesel, ob etwas, das für eine Königskrone paßt, oder etwas, das Bettler mit Füßen treten dürfen. Soll er seiner Verlegenheit dadurch auf ein Mal ein Ende machen, daß er den Stein wegwirft, oder soll er damit zu einem Juwelier gehen und ihn nach dem Werthe desselben fragen, und sich von diesem vielleicht auslachen lassen? — Aehnliche Empfindungen wechselten auch in Fabiola auf ihrem Heimwege. „Von wem können diese Sätze herrühren? Von keinem griechischen oder römischen Philosophen. Sie sind entweder sehr falsch oder sehr wahr; es ist darin entweder eine sehr erhabene Sittenlehre oder eine gemeine Charakterlosigkeit aus-

[1]) Matth. 5, 44.

gesprochen. Befolgt irgend Jemand diese Lehre, oder ist sie nur ein glänzendes Paradoxon? Ich will mich nicht mehr darüber beunruhigen. Oder ich könnte Syra danach fragen; die Sätze klingen ganz ähnlich wie ihre schönen, aber unausführbaren Theorieen. Nein; es ist besser, ich frage sie nicht. Sie drückt mich nieder mit ihren erhabenen Lehren, die ich unmöglich befolgen kann, wiewohl sie ihr leicht scheinen. Mein Geist bedarf der Ruhe. Das einfachste Mittel ist, daß ich mich des Grundes meiner Unruhe entledige und solche sonderbare Worte vergesse. Also fort damit! Die Winde mögen das Blatt verwehen oder es mag einen Andern verwirren, der es vielleicht auf dem Wege findet. — — Halt, Phormio! halte den Wagen an und nimm mir das Pergamentblatt wieder auf, welches ich habe fallen lassen."

Der Sklave gehorchte; er hatte aber gemeint, das Blatt sei absichtlich weggeworfen worden. Fabiola steckte es wieder in den Busen und es war wie ein Siegel auf ihrem Herzen; denn das Herz war jetzt ruhig, bis sie nach Hause kam.

Achtzehntes Capitel.

Die Versuchung.

Am folgenden Morgen sehr früh kam ein Maulthier und ein Führer an die Thüre der Villa des Chromatius. Es war eine kleine Satteltasche darauf gepackt, welche alle Habseligkeiten des Torquatus, von denen man wußte, enthielt. Viele Freunde waren schon aufgestanden, um ihn abreisen zu sehen und zum Abschiede den Friedenskuß von ihm zu empfangen. Möge es nicht ein Kuß sein, wie der in Gethsemane! Einige flüsterten ihm ein liebevolles, sanftes Wort in's Ohr und ermahnten ihn, die Gnaden treu zu bewahren, die er empfangen; und er versprach es feierlich und wahrscheinlich aufrichtig. Andere, die seine Armuth kannten, drückten ihm ein kleines Geschenk in die Hand und baten ihn, seine alten Wege und Bekannten zu meiden. Polykarpus aber, der geistliche Führer der Genossen-

schaft, rief ihn bei Seite und beschwor ihn mit eindringlichen Worten und unter vielen Thränen, die vielleicht geringfügigen aber doch gefährlichen Unregelmäßigkeiten zu bessern, welche er in seinem Betragen sich hatte zu Schulden kommen lassen, seinen Hang zum Leichtsinn zu bekämpfen und sich eifriger aller christlichen Tugenden zu befleißigen. Torquatus gelobte, gleichfalls unter Thränen, Gehorsam, kniete nieder, küßte dem guten Priester die Hand und empfing seinen Segen. Er erhielt dann von demselben Empfehlungsbriefe für seine Reise und eine kleine Summe zur Bestreitung der Kosten derselben.

Endlich war alles fertig, das letzte Lebewohl und der letzte Segenswunsch war gesprochen, und Torquatus ritt auf seinem Maulthiere, während der Führer zur Seite ging, langsam durch die gerade Allee, die zum Thore führte. Als alle Andern schon lange in's Haus zurückgekehrt waren, stand Chromatius noch an der Thüre und sah gedankenvoll mit nassen Augen dem Abreisenden nach, mit einem Blicke, wie ihn der Vater des verlorenen Sohnes demselben beim Scheiden nachgesandt haben mag.

Da die Villa nicht an der großen Landstraße lag, hatte man das Maulthier gemiethet, um den Torquatus nach Fundi (jetzt Fondi) zu bringen, als dem nächsten Punkte, wo er dieselbe erreichen konnte. Dort sollte er sich selbst danach umsehen, wie er seine Reise am besten fortsetzen könne. Fabiola's Börse hatte ihn jedoch in dieser Hinsicht aller Sorge überhoben.

Der Weg, auf welchem er reiste, führte ihn durch eine manchfaltig schöne Gegend. Eine Zeit lang ging er das Ufer des Liris entlang, welches mit Villen und Hütten reich besetzt war. Dann kam er durch eine kleine Schlucht in den Ausläufern der Apenninen, von Felsen eingeschlossen, die mit Myrthen, Aloepflanzen und wilden Weinstöcken bedeckt waren, zwischen denen weiße Ziegen weideten, die in der Ferne wie Schnee aussahen. Zur Seite des Pfades rauschte und strömte ein kleiner Bach, der sich einzubilden schien, er sei ein Bergstrom — so groß war der Lärm und das Geräusch, womit er voran-

eilte; dabei versuchte er zu schäumen und schien sich selbst laut dazu Glück zu wünschen, daß er einen Wasserfall fertig gebracht, wo er über zwei Steine auf ein Mal hinabhüpfte und in einen Abgrund hinabrollte, den ein großes Akanthusblatt bedeckte. Aus der Schlucht führte der Weg wieder in's Freie, wo man eine weite Aussicht hatte auf den großen Garten von Campanien, und im Hintergrunde auf den blauen Busen von Cajeta, übersäet mit weißen Segeln, welche in dieser Entfernung wie Schaaren hellfarbiger Wasservögel aussahen, die auf einem See sich sonnen und umherflattern.

Was dachte der Reisende inmitten dieser wechselnden Scenen eines neuen Actes im Drama seines Lebens? Ergötzten sie ihn? Entzückten sie ihn? Stimmten sie ihn froh oder traurig? — Sein Auge bemerkte sie kaum; es war weit über sie hinweg geschweift nach den schattigen Säulenhallen und geräuschvollen Straßen der Hauptstadt. Der staubige Garten und der künstliche Springbrunnen, das marmorne Bad und das bemalte Gewölbe waren schöner in seinen Augen, als die herbstlichen Weinberge, die reinen Ströme, der purpurne Ocean und der azurne Himmel. Er verweilte natürlich mit seinen Gedanken nicht bei Rom's schändlichen Handlungen und gottlosen Sitten, nicht bei seiner Ueppigkeit, seinen Ausschweifungen, seiner Irreligiösität, seiner Ehrlosigkeit, seinen Verleumdungen, seinen Verräthereien, seinen Unreinigkeiten: o nein; wie konnte er, ein Christ, wieder daran denken wollen? Aber einige Male, wo er seiner Phantasie freien Lauf ließ, sah er in der dunkeln Ecke einer Halle in den Thermen einen Tisch, um welchen verdrießliche, aber eifrige Spieler saßen und ihre knöchernen Würfel warfen; und er fühlte, wie ihn eine Aufregung anwandelte, die er lange unterdrückt hatte; aber ein paar milde Augen, denen des Polykarpus gleich, sahen ihn von der andern Seite des Tisches her an und weckten ihn auf. Dann sah er sich wieder im Geiste an einem Ahorn-Tische sitzen mit einem goldenen Becher voll rothen Falerner-Weines darauf, und eine zwanglose, muntere Unterhaltung ging mit dem Becher rund; aber das ernste Gesicht des Chromatius erschien auf der andern

Seite des Tisches und dessen finsterer Blick hielt ihn ab, nach dem Becher zu greifen und an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

Er weilte in der That mit seinen Gedanken nur bei den unschuldigen Vergnügungen der Kaiserstadt, bei ihren Spaziergängen, ihrer Musik, ihren Gemälden, ihrer Pracht, ihrer Schönheit. Er vergaß, daß das alles nur die Umgebung einer lebendigen und wogenden Masse von menschlichen Wesen war, deren Leidenschaften diese Dinge entflammten, deren böse Wünsche sie entzündeten, deren Ehrgeiz sie anspornten, deren gute Entschlüsse sie erschütterten, und deren Gemüther sie entnervten. Armer Jüngling! er meinte durch dieses Feuer gehen zu können, ohne versengt zu werden! Arme Motte! sie glaubte, durch die Flamme fliegen zu können, ohne daß ihre Flügel verbrannt würden!

In einem Augenblicke, wo er in solche Gedanken vertieft war, fand er sich plötzlich am Ende eines engen Hohlweges, durch den er geritten war, und sah nahe vor sich einen Einschnitt der See und darauf einen einsamen, regungslos daliegenden Kahn. Dieser Anblick erinnerte ihn unwillkürlich an eine Geschichte, die man ihm in seiner Kindheit erzählt hatte; mochte sie wahr oder erdichtet sein, er meinte fast, jetzt den Schauplatz derselben vor sich zu sehen.

Es war einmal ein kühner junger Fischer, welcher an der Küste des südlichen Italiens wohnte. In einer stürmischen und finstern Nacht wollten sich sein Vater und seine Brüder in ihrem starken und festen Schiffe nicht auf's Meer wagen; er entschloß sich also trotz aller Warnungen, in dem kleinen Nachen, der daran hing, allein hinaus zu fahren. Es wüthete ein Sturm; aber sein winziges, schwankendes Fahrzeug kämpfte sich durch denselben hindurch, bis die Sonne aufging und hell und warm auf eine stille und ruhige See schien. Von Ermüdung und Hitze überwältigt, schlief er ein; aber nach einiger Zeit wurde er durch ein lautes Geschrei in einiger Entfernung aufgeweckt. Er sah um sich und erblickte das größere Schiff, dessen Schiffer ihm laut zuriefen und ihm winkten,

zurückzukehren, ohne aber eine Anstrengung zu machen, ihn zu erreichen. Was mochten sie wollen? Er ergriff die Ruder und ruderte kräftig auf sie zu; aber bald sah er zu seinem großen Erstaunen, daß das Schiff, dem er das Vordertheil seines Bootes zugekehrt hatte, hinter ihm war; und obwohl er nun gerade darauf hin zu rudern suchte, sah er es bald wieder auf der entgegengesetzten Seite. Augenscheinlich hatte er einen Kreis beschrieben, aber so, daß das Ende dem Mittelpunkte näher war als der Anfang, wie bei einer Spirallinie, und jetzt begann er einen zweiten und engern Kreis. Eine schreckliche Ahnung drängte sich seinem Geiste auf; er warf seine Tunica ab und arbeitete wie rasend mit den Rudern darauf los. Aber obschon es ihm gelang, hier und da ein wenig aus dem Kreise herauszukommen, so bewegte er sich doch fortwährend rund herum und kam jedes Mal dem Mittelpunkte näher, in welchem er einen zischenden und schäumenden Strudel erblickte. Da warf er verzweifelnd die Ruder weg, sprang auf und rang in schrecklicher Angst die Hände; und ein Seevogel, der kreischend vorbeiflog, hörte ihn laut schreien: „die Charybdis!“ [1]) Und jetzt war der Kreis, den sein Boot beschrieb, nur noch ein paar Mal so lang, wie dieses selbst; da warf er sich in das Boot nieder, schloß die Augen, bedeckte die Ohren mit den Händen und hielt den Athem an, bis er fühlte, daß die Wogen über ihm zusammenschlugen und er in den Abgrund versank.

„Ob wohl wirklich Jemand auf diese Weise zu Grunde gegangen ist?“ sprach Torquatus bei sich selbst; „oder ist es eine bloße Allegorie? Und wenn dieses, was soll sie bedeuten? — Kann Jemand in dieser Weise allmälig in ein geistiges Verderben hineingezogen werden? — Sind meine jetzigen Gedanken vielleicht der erste derartige Kreis, und —“

„Fundi!“ rief der Führer, indem er auf ein Städtchen wies, welches vor ihnen lag; und nicht lange danach trat das Maulthier auf die breiten Steine, womit die Straßen des Städtchens gepflastert waren.

[1]) Ein Strudel zwischen Italien und Sicilien.

Torquatus sah seine Briefe nach und nahm aus denselben einen heraus, der hier abzugeben war. Der Führer brachte ihn nach einer kleinen Herberge von der geringsten Klasse, erhielt einen anständigen Lohn und entfernte sich murrend und fluchend über die Kargheit des Reisenden. Torquatus fragte nun nach dem Hause des Schulmeisters Cassianus, fand dasselbe und gab seinen Brief ab. Er wurde so freundlich aufgenommen, als wäre er zu Hause angelangt. Cassianus lud ihn ein, sein frugales Mahl mit ihm zu theilen, und erzählte ihm während desselben seine Geschichte.

Er war aus Fundi gebürtig, hatte aber in Rom mit ausgezeichnetem Erfolge eine Schule geleitet, welche wir in den ersten Abschnitten unserer Erzählung kennen gelernt haben. Da er jedoch sah, daß eine Verfolgung bevorstand und daß er als Christ erkannt war, so hatte er die Schule aufgegeben und sich in seine Vaterstadt zurückgezogen; er wollte dort eine Schule eröffnen, und die angesehensten Einwohner des Ortes hatten versprochen, nach den Ferien ihre Kinder zu ihm zu schicken. In einem Christen sah er nichts als einen Bruder, und er sprach darum mit einem solchen ganz offen von seinen Erlebnissen und von seinen Absichten. Dem Torquatus ging aber der sonderbare Gedanke durch den Kopf, daß sich diese Notizen vielleicht einmal könnten zu Gelde machen lassen.

Es war noch früh, als Torquatus sich verabschiedete; unter dem Vorwande, er habe etwas in der Stadt zu thun, lehnte er die Begleitung seines Wirthes ab. Er kaufte sich einen bessern Anzug, ging nach dem besten Gasthofe und bestellte ein Paar Pferde mit einem Begleiter: denn um Fabiola's Auftrag zu besorgen, mußte er ja schnell vorwärts reiten, seine Pferde auf jeder Station wechseln und die Nacht durchreisen. Er reiste ohne Unterbrechung, bis er Bovillä am Abhange der Albanischen Hügel erreichte. Dort ruhte er aus, vertauschte seine Reisekleidung gegen eine andere, und ritt dann froh zwischen den Reihen von Gräbern hindurch, welche ihn bis an das Thor der Stadt brachten, deren Mauern mehr Gutes und mehr Böses umschlossen, als irgend eine Provinz des Reiches.

Neunzehntes Capitel.

Der Fall.

Torquatus ging, zierlich gekleidet, gleich nach dem Hause des Fabius, gab seinen Brief ab, antwortete auf alle Erkundigungen und nahm, ohne sich lange nöthigen zu lassen, eine Einladung zum Abendessen an. Er suchte dann und fand leicht eine anständige Wohnung, die zu dem jetzigen Zustande seines Geldbeutels paßte.

Fabius, haben wir gesagt, begleitete seine Tochter nicht auf's Land und besuchte sie dort selten. Er hatte nämlich keine Vorliebe für grüne Felder oder sprudelnde Quellen; seinem Geschmacke sagten die Zerstreuungen und Gesellschaften in Rom mehr zu. Während des Jahres war die Gegenwart seiner Tochter einigermaßen eine Schranke für ihn; aber wenn sie mit ihrer Dienerschaft nach Campanien gereist war, kamen in seinem Hause Scenen vor und hatten dort Menschen Zutritt, welche er mit ihr nicht hätte in Berührung bringen mögen. Sittenlose Männer saßen mit ihm zu Tische, und Zechgelage bis spät in die Nacht mit Spielen und freien Unterhaltungen folgten in der Regel auf seine üppigen Mahlzeiten.

Nachdem er Torquatus zum Abendessen eingeladen, ging er aus, um noch einige Gäste zu suchen. Er fand bald einige Sykophanten, welche sich an den Orten, wohin er gewöhnlich kam, herumtrieben und auf eine Einladung warteten. Als er von den Bädern des Titus nach Hause ging, sah er zwei Männer in einem kleinen Haine bei einem Tempel eifrig mit einander sprechen. Nachdem er sie einen Augenblick betrachtet, ging er auf sie zu, wartete aber in einer kleinen Entfernung auf eine Unterbrechung des Gespräches, welches ungefähr folgenden Inhalts war.

„Die Nachricht ist also ganz sicher?“

„Gewiß. Es ist ganz sicher, daß das Volk sich zu Nikomedia erhoben und die sogenannte Kirche der Christen, welche nahe bei dem Palaste lag und von diesem aus gesehen werden

konnte, niedergebrannt hat. Mein Vater hörte es heute Morgen von dem Secretär des Kaisers selbst."

„Was ist auch den Narren in den Sinn gekommen, — hinzugehen und in einem der belebtesten Theile der Residenz einen Tempel zu bauen! Das mußten sie doch wissen, daß früher oder später der religiöse Sinn der Nation sich gegen sie empören und den Tempel zerstören würde, der ihm ein Dorn im Auge sein mußte, so gut wie jede Kundgebung einer fremden Religion."

„Freilich, wie auch mein Vater sagt: hätten die Christen nur ein wenig Verstand, sie würden ihre Köpfe verbergen und sich in die Ecken verkriechen, wenn sie eine Zeit lang von den gütigen Fürsten so herablassend geduldet werden. Da sie das aber nicht wollen, sondern öffentliche Tempel bauen, statt sich in Hintergäßchen zu verstecken, wie sie früher thaten, — nun, ich für meinen Theil bin eben nicht betrübt darüber. Es läßt sich vielleicht einige Berühmtheit und einiger Vortheil dadurch gewinnen, daß man diese verhaßten Menschen niederdrückt und wo möglich vernichtet."

„Mag sein; aber um zur Sache zu kommen. Es ist unter uns abgesprochen, daß wir ehrlich theilen, wenn wir entdecken können, welche unter den Reichen Christen und für den Anfang nicht zu mächtig sind. Wir wollen einander unterstützen. Du schlägst kühne und kräftige Maßregeln vor; ich will mich über die meinigen besinnen. Jeder aber soll allen Vortheil von denen erhalten, die er entdeckt, und seinen gebührenden Antheil von denen, gegen welche wir gemeinschaftlich auftreten. Nicht wahr?"

„Ja wohl."

Jetzt trat Fabius hervor und sprach laut und herzlich: „Wie geht es dir, Fulvius? Ich habe dich ja lange nicht mehr gesehen. Komm und speise heute Abend mit mir; ich habe Freunde eingeladen; und auch dein Freund — Corvinus, wenn ich nicht irre," — dieser machte eine linkische Verbeugung — „wird uns, hoffe ich, begleiten."

„Ich danke dir," entgegnete Fulvius; „ich bin leider schon versagt."

„Unsinn, Freund,“ sagte der gutmüthige Ritter; „es ist ja außer mir kein Mensch in der Stadt geblieben, bei dem du speisen könntest. Aber herrscht denn in meinem Hause die Pest, daß du es gar nicht mehr betreten hast, seit du mit Sebastianus bei mir speistest und dich mit diesem zanktest? Oder bist du durch einen Zauber von dort gebannt?“

Fulvius erblaßte und zog den Fabius bei Seite, indem er sagte: „Die Wahrheit zu sagen — es ist wirklich beinahe so.“

„Ich hoffe doch nicht,“ antwortete Fabius etwas verwundert, „daß dir die schwarze Hexe einen Streich gespielt hat; ich wäre von Herzen froh, wenn sie aus dem Hause wäre. Aber komm,“ fuhr er munter fort, „ich dachte in der That, du wärest an jenem Abende von einem bessern Zauber gebannt worden. Ich habe offene Augen, und ich habe wohl gesehen, wie du dein Herz an mein Nichtchen Agnes verloren hast.“

Fulvius sah ihn mit einiger Verwunderung an und antwortete nach einer Pause: „Wenn dem wirklich so war, so habe ich zugleich gesehen, daß deine Tochter bei sich beschloß, es sollte nie etwas Gutes daraus kommen.“

„Meinst du? Nun, dann ist es erklärlich, daß du mich gar nicht wieder besuchen wolltest. Aber Fabiola ist eine Philosophin und versteht von solchen Dingen nichts. Ich möchte in der That wünschen, sie ließe ihre Bücher liegen und dächte daran, sich zu verheirathen, statt Andere daran zu hindern. Aber ich kann dir bessere Nachrichten mittheilen: Agnes ist dir so gewogen, wie du ihr nur sein kannst.“

„Ist es möglich? Und wie kannst du das wissen?“

„Nun, ich hätte dir das schon längst sagen können, wärest du mir nicht immer so scheu ausgewichen; sie hat es mir an eben jenem Tage selbst vertraut.“

„Dir?“

„Jawohl, mir; deine Juwelen haben ihr Herz vollständig gewonnen. Etwas der Art hat sie mir gesagt. Ich wußte, daß sie nur dich meinen konnte. Ja, ich bin ganz fest überzeugt, daß sie dich gemeint hat.“

Fulvius bezog diese Worte auf die kostbaren Edelsteine, die

er trug, während der Ritter von den Juwelen sprach, welche, wie er sich einbildete, Agnes von ihm erhalten hatte. Fulvius dachte, dann habe er sie doch trotz ihrer Sprödigkeit um einen leichten Preis gewonnen, und er sah nun Vermögen und Rang vor sich, wenn er die Sache nur geschickt fortführte. Fabius unterbrach seinen Traum mit den Worten: „Komm nun, du brauchst deine Bewerbung nur kühn zu betreiben, und ich sage dir, du wirst dein Ziel erreichen, — Fabiola mag denken, was sie will. Aber du hast von ihr jetzt nichts zu fürchten; sie ist mit allen ihren Sklavinnen verreist; der Theil des Hauses, den sie bewohnt, ist verschlossen, und wir gehen durch die Hinterthüre zu dem angenehmern Theile desselben."

„Ich komme sicher," antwortete Fulvius.

„Und Corvinus mit dir," fügte Fabius bei, als er sich entfernte.

Wir wollen das Mahl nicht beschreiben und bemerken nur, daß seltene, feine Weine in solcher Menge getrunken wurden, daß bald alle Gäste mehr oder weniger erhitzt und aufgeregt waren. Fulvius jedoch nahm sich in Acht.

Das Gespräch kam auf die Nachrichten aus dem Osten. Auf die Zerstörung der Kirche zu Nikomedia waren Versuche von Brandstiftungen im kaiserlichen Palaste gefolgt. Es unterlag keinem gegründeten Zweifel, daß der Kaiser Galerius der Urheber derselben war; aber er beschuldigte die Christen und hetzte so den widerstrebenden Diokletianus auf, ihr heftigster Verfolger zu werden. Man erwartete allgemein, daß das kaiserliche Edict, die Verfolgung zu beginnen, in einigen Monaten in Rom ankommen und in Maximianus einen bereitwilligen Vollstrecker finden würde.

Die Gäste waren durchgängig geneigt, nach dem verwundeten Wilde zu stechen; denn zu Großmuth gegen diejenigen, welche das Geschrei des Volkes oder die öffentliche Meinung verfolgt, gehört ein heroischer und eben darum nicht gewöhnlicher Muth. Selbst die Liberalsten fanden irgend einen Grund, den Christen alle wohlwollenden Rücksichten zu versagen. Der Eine konnte

ihr Geheimthun nicht ertragen, den Andern beunruhigten ihre vermeintlichen Fortschritte; dieser meinte, sie seien ein Hinderniß für den wahren Ruhm des Reiches, jener sah sie als ein fremdes Element an, welches man aus dem Reiche austilgen müsse; Einer erklärte ihre Lehren für abscheulich, ein Anderer ihre Sitten für schändlich. Während dieser Debatte — wenn man von Debatte sprechen kann, wo man auf beiden Seiten zu demselben Resultate kam — hatte Fulvius, nachdem er einen Gast nach dem andern angesehen, sein böses Auge auf Torquatus gerichtet.

Der junge Mann schwieg; aber sein Gesicht wurde bald bleich, bald roth. Der Wein hatte ihn aufgeregt; aber noch suchte er sich zu beherrschen. Bald ballte er die Faust und drückte sie gegen die Brust, bald biß er sich auf die Lippen; das eine Mal zerrieb er das Brod mit den Fingern, das andere Mal leerte er in Gedanken einen Becher Wein.

„Diese Christen hassen uns und würden uns Alle vernichten, wenn sie könnten," sagte Einer. Torquatus beugte sich vorwärts, öffnete den Mund, sagte aber nichts.

„Freilich! haben sie ja Rom in Brand gesteckt unter Nero. Und haben sie nicht eben jetzt wieder in Asien dem Kaiser über dem Kopfe den Palast angezündet?" fragte ein Zweiter. Torquatus richtete sich auf seinem Polster in die Höhe, streckte die Hand aus, als wollte er antworten, zog sie aber wieder zurück.

„Aber, was noch schlimmer ist, ihre Lehren untergraben die Grundlagen der Gesellschaft, und dabei begehen sie so schreckliche Verbrechen und sinken bis zu der ekelhaften Anbetung eines Eselkopfes herab," fuhr ein Dritter fort. Torquatus zitterte jetzt vor Wuth; er richtete sich auf und erhob den Arm; da fügte Fulvius mit kaltblütiger Berechnung der Zeit und der Worte in bitterm sarkastischem Tone bei: „Ja, und bei jeder Zusammenkunft morden sie ein Kind und verzehren sein Fleisch und Blut."[1])

Der Arm fiel auf den Tisch herab mit einer Gewalt, daß die Becher aufhüpften und klirrten, und mit einer von Wuth

[1]) So dachten sich die Heiden vielfach die Feier der heiligen Communion.

erstickten Stimme rief Torquatus: „Das ist eine Lüge, eine verdammte Lüge!“

„Wie kannst du das wissen?“ fragte Fulvius so kalt und ruhig wie möglich.

„Weil ich selbst ein Christ bin und bereit, für meinen Glauben zu sterben,“ antwortete Torquatus in großer Aufregung.

Wäre die schöne Alabaster-Statue mit einem Kopfe von Bronze, welche in der Nische neben der Tafel stand, auf den Marmorboden herabgestürzt und in Stücke zersprungen, so hätte das kein größeres Aufsehen erregen können, als dieses plötzliche Geständniß. Alle fuhren zurück; dann folgte eine lange Pause, und nach dieser begann ein Jeder seine Gefühle in seinen Mienen zu zeigen. Fabius sah erbärmlich verlegen aus, als fühlte er sich schuldig, seine Gäste in schlechte Gesellschaft gebracht zu haben. Calpurnius schnaubte; er fühlte sich offenbar dadurch beleidigt, daß ein Gast mit am Tische war, dem man vielleicht thörichter Weise eine genauere Kenntniß der Christen zutrauen könnte, als ihm selbst. Ein junger Mann starrte den Torquatus mit offenem Munde an, und ein verdrießlicher alter Herr besann sich offenbar, ob er nicht irgend Jemand, einerlei wen, zu Boden schlagen solle. Corvinus sah den armen Christen mit dem halb dummen, halb wilden Grinsen an, womit etwa ein Bauer den Marder betrachtet, den er des Morgens in seiner Falle findet: er sah ja Jemand vor sich, den er auf die Folter oder auf den Rost bringen konnte, sobald er wollte. Aber des Fulvius Mienen übertrafen alle andern. Wenn jemals ein mikroskopischer Beobachter Gelegenheit gehabt hat, den Ausdruck in den Gesichtszügen der Spinne zu sehen, wenn sie nach langem Fasten eine vom Blute anderer Thiere wohlgenährte Fliege auf ihr Netz zukommen sieht, und scharf jeden Flügelschlag beobachtet, und nachsinnt, wie sie am besten nur erst Einen Faden um sie schlingen könne, sicher, daß dann alles ihr gehöre, — so wäre das, glauben wir, das beste Bild seiner Mienen und sicher seiner Gefühle. Eines Christen habhaft zu werden, welcher ein Verräther werden könnte, war lange sein Wunsch und sein Bestreben gewesen; jetzt hatte er einen, das

sah er wohl — wenn er ihn nur zu behandeln verstände. Wie wußte er das? Er kannte die Christen gut genug, um überzeugt zu sein, daß ein echter Christ einmal nicht zu viel trinken und ferner sich auch nicht seiner Bereitwilligkeit rühmen würde, als Martyrer zu sterben.

Die Gesellschaft brach auf; Alle mieden den entlarvten Christen wie einen Pestkranken. Torquatus fühlte sich einsam und unbehaglich, als Fulvius, welcher dem Fabius und dem Corvinus ein paar Worte zugeflüstert hatte, auf ihn zukam, ihn bei der Hand faßte und höflich sagte: „Ich fürchte, ich habe unbesonnen gesprochen, da ich dich zu einem Geständniß veranlaßt habe, welches verderblich für dich werden könnte."

„Ich fürchte nichts," antwortete Torquatus heftig; „ich werde meiner Fahne treu bleiben bis zum Tode."

„Still, still!" unterbrach ihn Fulvius; „die Sklaven könnten dich verrathen. Komm mit in ein anderes Zimmer, wo wir ruhig zusammen sprechen können."

Mit diesen Worten führte er ihn in ein schönes Gemach, wohin Fabius Becher und Flaschen voll des besten Falerner Weines für diejenigen hatte bringen lassen, welche nach römischer Sitte an einer Commessatio (Trinkgelage) theilnehmen wollten. Aber nur Corvinus folgte ihnen auf einen Wink des Fulvius.

Auf einem schön eingelegten Tische lagen Würfel. Fulvius nahm dieselben, nachdem er den Torquatus verleitet hatte, noch einige Becher zu trinken, gleichgültig in die Hand, warf sie spielend hin und sprach dabei von gleichgültigen Dingen. „Ei ei!" rief er endlich aus, „wie unglücklich ich heute werfe! Es ist gut, daß ich mit Niemand spiele, sonst wäre ich ruinirt. Versuche du es mal, Torquatus!"

Spielen war, wie wir früher gehört haben, des Torquatus Verderben gewesen; wegen eines daraus entstandenen Handels war er im Gefängnisse, als Sebastianus ihn bekehrte. Als er die Würfel in die Hand nahm, — wie er dachte, ohne die Absicht zu spielen, — beobachtete ihn Fulvius wie ein Luchs seine Beute. Torquatus' Augen glühten, seine Lippen zuckten, seine

Hand zitterte. Fulvius erkannte in alledem, sowie in der Weise, wie er die Hand hielt, in dem Geschick, womit er das Handgelenk bewegte, und in dem scharfen Blicke, womit er auf die niederfallenden Würfel sah, die Heftigkeit einer ersten Versuchung, sich einem abgelegten Laster wieder zu ergeben.

„Ich fürchte, du hast nicht mehr Glück bei dieser dummen Beschäftigung, wie ich," sagte er gleichgültig; „aber Corvinus da würde es vielleicht einmal mit dir versuchen, wenn es um einen ganz geringen Einsatz geht."

„Aber es muß eine ganz kleine Summe sein, so daß wir bloß zur Unterhaltung würfeln; denn ich habe mir vorgenommen, nicht mehr zu spielen. Früher — doch das ist einerlei."

„Komm her," sagte Corvinus, dem Fulvius einen Wink gegeben hatte.

Sie würfelten um den geringsten Einsatz, und Torquatus gewann meist. Fulvius nöthigte ihn von Zeit zu Zeit zum Trinken, und er wurde sehr gesprächig.

„Corvinus, Corvinus," sagte er endlich, als besänne er sich auf etwas, „war das nicht der Name, den Cassianus erwähnte?"

„Wer?" fragte der Andere verwundert.

„Ja, ja, er war es," fuhr Torquatus fort, mit sich selbst redend, „der Zänker, der dicke Tölpel. — Warst du der Mensch," fragte er dann, den Corvinus ansehend, „welcher den schönen christlichen Knaben Pankratius schlug?"

Corvinus wollte auffahren; aber Fulvius hielt ihn durch einen Wink zurück und kam ihm mit der Frage zuvor: „Dieser Cassianus, den du eben erwähntest, ist ein ausgezeichneter Schulmeister: wo wohnt er jetzt auch?"

Das hätte, wie er wußte, Corvinus gern erfahren und darum beruhigte er denselben durch diese Frage. Torquatus antwortete: „Er wohnt — wart' einmal — nein, nein; ich will kein Verräther werden. Nein, ich bin bereit, mich foltern oder verbrennen zu lassen oder für meinen Glauben zu sterben; aber ich verrathe Niemand, — das thue ich nicht!"

„Laß mich einmal deine Stelle einnehmen, Corvinus,"

sagte Fulvius, welcher sah, daß Torquatus immer aufmerksamer und eifriger spielte. Er warf geschickt genug, um seinen Gegner noch aufmerksamer zu machen. Dann legte er einen etwas höhern Einsatz hin; Torquatus besann sich einen Augenblick und legte dann eine gleiche Summe hinzu. Er gewann. Dies schien Fulvius zu ärgern. Torquatus legte den ganzen Gewinn als Einsatz hin; Fulvius zögerte, legte dann aber die gleiche Summe dazu und verlor wieder. Nun spielte man schweigend weiter; bald gewann der Eine, bald der Andere; aber durchgängig war Fulvius im Vortheil; er war auch seiner selbst noch mehr mächtig, als Torquatus.

Einmal blickte Torquatus auf und fuhr zusammen. Er meinte, er sähe den guten Polykarpus hinter dem Stuhle seines Gegners stehen. Er rieb sich die Augen, und sah, daß es nur Corvinus war, der ihn anstarrte. Er bot nun seine ganze Geschicklichkeit auf. Dem Gewissen war Schweigen geboten; der Glaube wankte; die Gnade war gewichen; denn der Teufel der Habsucht, der Unehrlichkeit, der Verwegenheit war zurückgekommen und hatte sieben Geister, schlimmer als er selbst, zu jener gereinigten, aber schlecht bewachten Wohnung mitgebracht; — und wie sie darin einzogen, wich alles Heilige und Gute.

Durch wiederholte Verluste und oftmaliges Trinken bis zum Wahnsinn aufgeregt, warf Torquatus endlich, nachdem er wiederholt in die schwere Börse gegriffen hatte, welche ihm Fabiola gegeben, die Börse selbst auf den Tisch. Fulvius öffnete sie ruhig, leerte sie aus, zählte das Geld und legte die entsprechende Summe dazu. Beide bereiteten sich zum letzten Wurfe vor. Die Würfel fielen. Beide sahen schweigend darauf hin. Fulvius zog das Geld an sich, Torquatus sank auf den Tisch und begrub sein Gesicht in die Hände. Fulvius winkte dem Corvinus, das Zimmer zu verlassen.

Torquatus stampfte mit den Füßen auf den Boden; dann seufzte er; danach biß er die Zähne zusammen und stöhnte; zuletzt fuhr er mit den Fingern in die Haare und fing an, dieselben durch einander zu wirren und zu raufen. Eine Stimme

flüsterte ihm in's Ohr: „Bist du ein Christ?" — Welcher der sieben Geister war das? Sicher der schlimmste.

„Es gibt keine Hoffnung mehr für dich," fuhr die Stimme fort; „du hast deine Religion geschändet und du hast sie noch dazu verrathen."

„Nein, nein!" stöhnte der Elende verzweifelnd.

„Ja; in deiner Trunkenheit hast du uns alles gesagt, — genug, daß es für dich unmöglich ist, jemals zu denen zurückzukehren, die du verrathen hast."

„Fort, fort!" rief der gefolterte Sünder kläglich aus. „Sie vergeben mir doch noch. Gott —"

„Still; nenne nicht Seinen Namen! Du bist ehrlos geworden; du bist meineidig geworden; du bist hoffnungslos verloren. Du bist ein Bettler; morgen mußt du dein Brod betteln. Du bist ein verächtlicher Mensch, ein ruinirter Verschwender und Spieler. Wer wird sich deiner annehmen? Deine christlichen Freunde? Und doch bist du ein Christ; du wirst dafür grausam zu Tode gequält werden; aber sie werden dich darum doch nicht als einen ihrer Martyrer ehren. Du bist ein Heuchler, Torquatus, und sonst nichts."

„Wer ist es, der mich foltert?" rief er aus und blickte auf. Fulvius stand, die Arme über einander geschlagen, zu seiner Seite. „Und wenn das alles wahr ist, was geht es dich an? Was hast du mir noch mehr zu sagen?" fuhr er fort.

„Viel mehr, als du meinst. Du bist ganz in meiner Hand. Ich bin Herr deines Geldes" — er hielt ihm Fabiola's Börse vor — „deines Rufes, deines Friedens, deines Lebens. Ich brauche nur die andern Christen wissen zu lassen, was du gethan hast, was du gesagt hast, was du heute gewesen bist — und du darfst ihnen nicht mehr vor die Augen kommen. Ich brauche nur jenen Zänker und dicken Tölpel, wie du ihn nennst, — es ist der Sohn des Stadtpräfecten — wider dich loszulassen — und außer mir kann ihn, nachdem du ihn so gereizt, Niemand mehr zurückhalten, — und du stehst morgen vor dem Richterstuhle seines Vaters, um für die Religion zu sterben, die

du verrathen und geschändet hast. Bist du bereit, jetzt als besoffener Spieler hinzutaumeln, um als Bekenner deines Christenthums vor dem Richterstuhle auf dem Forum zu stehen?"

Der Gefallene hatte nicht den Muth, den vorlorenen Sohn in der Bekehrung nachzuahmen, nachdem er ihn in der Sünde nachgeahmt. Die Hoffnung war in ihm erstorben, denn er war in seine Hauptsünde zurückgefallen und fühlte kaum Gewissensbisse. Er schwieg, bis ihn Fulvius mit der Frage aufweckte: „Nun, hast du dich entschlossen? Willst du gleich zu den Christen zurückkehren mit den Sünden dieses Abends auf deinem Haupte, oder willst du morgen auf's Forum? Welches von beiden willst du?"

Torquatus schlug die Augen auf, sah ihn mit einem stumpfsinnigen Blicke an und antwortete mit schwacher Stimme: „Keines von beiden."

„Nun, was willst du denn thun?" fragte Fulvius, indem er ihn mit seinem Falkenblicke durchbohrte.

„Was du willst," sagte Torquatus, „nur diese beide Dinge nicht."

Fulvius setzte sich neben ihn und sagte jetzt mit mildem und freundlichem Tone: „Nun höre mich an, Torquatus; thue, was ich dir sage, und alles kann noch gut gehen. Du sollst Wohnung, Nahrung und Kleidung haben, ja, auch Geld zum Spielen, wenn du mir gehorchst."

„Was soll ich denn thun?"

„Du stehst morgen auf, wie gewöhnlich, setzest dein christliches Gesicht auf, gehst frei mit deinen Freunden um, thust, als wenn nichts vorgefallen wäre, aber beantwortest alle meine Fragen und sagst mir alles."

Torquatus stöhnte: „Also doch Verrath!"

„Nenne es, wie du willst; du thust dieses oder du stirbst, — und zwar sollst du zollweise sterben. Ich höre Corvinus im Hofe ungeduldig auf und ab gehen. Schnell, was willst du?"

„Nicht sterben! O nein, lieber alles Andere!"

Fulvius ging hinaus und fand seinen Freund von Wuth und Wein glühend; es kostete viele Mühe, ihn zu besänftigen.

Corvinus hatte den Cassianus über andere Sachen, die ihn in jüngerer Zeit erbittert hatten, beinahe vergessen; aber jetzt war sein ganzer früherer Haß wieder aufgelebt und er brannte vor Begierde, sich zu rächen. Fulvius versprach, er wolle herausbringen, wo Cassianus sich aufhalte, und dadurch hielt er den Corvinus vorerst von Gewaltmaßregeln ab.

Nachdem Corvinus ärgerlich und verdrießlich nach Hause gegangen war, kehrte Fulvius zu Torquatus zurück, den er begleiten wollte, um zu sehen, wo er wohnte. Sobald er das Zimmer verlassen hatte, war der Elende von seinem Stuhle aufgestanden und hatte versucht, durch Auf- und Abgehen etwas nüchterner zu werden und seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. Aber es war vergebens; der Kopf schwindelte ihm vom Rausche und von der darauf gefolgten Aufregung. Das Zimmer schien ihm sich rund herum zu bewegen und auf und ab zu wogen; er fühlte sich ganz krank und sein Herz klopfte fast hörbar. Scham, Gewissensbisse, Verachtung seiner selbst, Haß gegen seine Verderber und gegen sich selbst, die Trostlosigkeit des Geächteten und die schwarze Verzweiflung des Verworfenen wogten gleich dunkeln Wellen durch seine Seele, so daß bald die eine, bald die andere nach oben kam. Unfähig, sich länger auf den Füßen zu halten, warf er sich mit dem Gesichte auf ein seidenes Polster, begrub seine glühende Stirn in seine eiskalten Hände und stöhnte. Noch fortwährend schien alles um ihn herum sich im Kreise zu bewegen und ein ununterbrochenes Brausen tönte in seine Ohren.

Fulvius fand ihn in diesem Zustande und berührte seine Schulter, um ihn zu wecken. Torquatus fuhr zusammen und schauderte; dann rief er aus: „Sollte das die Charybdis sein?“

Zweiter Theil.

Kampf.



Erstes Capitel.

Diogenes.

Die Scenen, durch welche wir bis jetzt den Leser geführt haben, fielen in eine der Perioden des Friedens, oder besser gesagt, des Waffenstillstandes, welche oft zwischen zwei Verfolgungen in der Mitte lagen. Schon haben wir aber auf unserm Wege Kriegsgerüchte vernommen und das Alarmschlagen ganz deutlich gehört. Das Brüllen der Löwen in der Nähe des Amphitheaters, welches den Sebastianus überraschte, aber nicht erschreckte, die Nachrichten aus dem Morgenlande, die Andeutungen des Fulvius und die Drohungen des Corvinus, — das

Der oben abgebildete Grabstein ist im Cömeterium des heiligen Sebastianus gefunden worden: die Inschrift heißt: „Diogenes, der Todtengräber, in Frieden beigesetzt am achten Tage vor dem ersten October." — S. Boldetti I. 15, p. 60.

alles hat uns darauf vorbereitet, daß in Kurzem die Schrecken der Verfolgung wieder erscheinen werden, und daß Christenblut fließen muß, in einem vollern und edelern Strome, als bis dahin das Paradies des Neuen Bundes benetzt hatte. Die Kirche in ihrer steten ruhigen Sorgfalt kann die vielen Zeichen eines drohenden Kampfes nicht übersehen und die Vorbereitungen auf denselben nicht unterlassen. Von dem Augenblicke an, wo sie eifrig sich zu waffnen beginnt, datiren wir die zweite Periode unserer Erzählung. Es ist der Beginn des Kampfes.

Es war gegen Ende October, als ein junger Mann, der uns nicht unbekannt ist, fest in seinen Mantel gehüllt — denn es war dunkel und ziemlich kühl — durch die engen Straßen des Districtes von Rom ging, welcher Suburra hieß. Ueber die Ausdehnung und die genaue Lage dieser Stadtgegend ist man noch nicht einig; sie lag aber jedenfalls in der unmittelbaren Nähe des Forums. Da das Laster leider zu oft mit der Armuth verbunden ist, so hatten beide hier ein gemeinsames Asyl gefunden. Pankratius schien in diesem Theile der Stadt nicht sehr zu Hause zu sein: er schlug mehrere Male einen verkehrten Weg ein, bis er endlich die Straße fand, die er suchte. Nun war freilich, da an den Thüren keine Nummern waren, das Haus, welches er suchte, noch ein ungelöstes Problem, aber doch kein unlösbares. Er sah sich nach dem nettesten Hause in der Straße um, und da eines derselben sich durch Reinlichkeit und guten baulichen Zustand vor den andern deutlich auszeichnete, so klopfte er unbedenklich an der Thüre desselben an. Sie wurde von einem alten Manne geöffnet, dessen Namen wir auch schon kennen gelernt haben, — Diogenes. Er war groß und breitschulterig; man sah ihm an, er war gewohnt, Lasten auf den Schultern zu tragen, und er ging in Folge davon etwas gebückt. Sein Haar war silberweiß und hing an den Seiten eines großen massiven Kopfes herab. Seine Gesichtszüge hatten einen stark melancholischen Ausdruck, zwar ruhig, aber feierlich traurig; er sah aus, wie Einer, der viel unter den Todten gelebt hat und sich in ihrer Gesellschaft am glücklichsten fühlt. Seine beiden Söhne, Ma-

jus und Severus, schöne athletische Jünglinge, waren bei ihm. Der Erste war damit beschäftigt, eine Grabschrift auf ein altes Stück Marmor einzugraben oder, besser gesagt, einzukratzen; auf der Rückseite der Marmorplatte sah man noch Spuren einer heidnischen Grabschrift, welche der jetzige Besitzer ausgekratzt hatte. Pankratius sah die Arbeit an und lachte; es war auch kaum ein Wort richtig geschrieben. Die Inschrift lautete nämlich:

DE BIANOBA
POLLECLA QVE ORDEV BENDET DE BIANOBA.[1])

Der andere Sohn machte eine rohe Zeichnung, in welcher man Jonas, vom Fische verschlungen, und Lazarus, von den Todten erweckt, unterscheiden konnte. Beide waren mit Kohle auf ein Brett gezeichnet, — es sollte offenbar eine Skizze sein für ein anderswo in dauerhafterer Weise auszuführendes Gemälde. Der alte Diogenes war, als an der Thür gepocht wurde, damit beschäftigt, einen neuen Stiel an eine alte Hacke zu machen.

Diese verschiedenartigen Beschäftigungen in einer Familie würden uns vielleicht überrascht haben. Den jungen Besucher überraschten sie gar nicht; denn er wußte, daß die Familie dem ehrenwerthen und frommen Stande der Fossores oder Todtengräber auf den christlichen Begräbnißplätzen (Cömeterien) angehörte. Diogenes war der Vorsteher dieser Bruderschaft.

Mit Berufung auf die Versicherung eines dem heiligen Hieronymus gleichzeitigen ungenannten Schriftstellers[2]) haben einige neuere Alterthumsforscher angenommen, die Fossores hätten in der alten Kirche zu den niedern Klerikern gehört, wie die Lectores oder Vorleser. Wiewohl aber diese Ansicht unhaltbar ist, so

[1]) De via nova — Pollecla, quae hordeum vendit de via nova. — „Von der neuen Straße; Pollecla, die Gerstenverkäuferin von der neuen Straße." — Die Inschrift wurde in dem Cömeterium des Kallistus gefunden.

[2]) De septem ordinibus ecclesiae (im Anhange der Werke des heiligen Hieronymus): Primus igitur in clericis Fossariorum ordo est, qui in similitudinem Tobiae sancti sepelire mortuos admonentur. Von den vier Ordines minores der Akoluthen, Exorcisten, Ostiarier und Lectoren nennt der Verfasser dieser Schrift nur die beiden letztern. D. Uebers.

ist es doch sehr wahrscheinlich, daß dieses Amt von Personen verwaltet wurde, welche von den kirchlichen Behörden ernannt und bestätigt wurden. Das einheitliche System, welches bei dem Ausgraben, Anordnen und Ausfüllen der zahlreichen Begräbnißplätze um Rom herum beobachtet ist, ein System, welches zudem von Anfang an so vollständig ist, daß man keine bestimmte Hindeutungen auf etwa im Laufe der Zeit vorgenommene Verbesserungen und Veränderungen findet, — berechtigt zu dem Schlusse, daß diese bewunderungswerthen und ehrwürdigen Arbeiten unter Einer Leitung und wahrscheinlich von einer zu dem Ende gebildeten Corporation ausgeführt wurden. Es war dies aber nicht, wie jetzt in England, eine Begräbnißplatz- oder Nekropolis-Gesellschaft, welche das Beerdigen der Todten zu einer Speculation macht, sondern eine fromme und kirchlich anerkannte Bruderschaft, welche zu dem Ende zusammengetreten war.

Eine Reihe von interessanten Inschriften, welche in dem Cömeterium der heiligen Agnes gefunden worden sind, zeigt, daß sich dieses Geschäft in bestimmten Familien forterbte und von Großvater, Vater und Söhnen an demselben Orte besorgt wurde.[1]) So erklärt sich auch die große Geschicklichkeit und die sich gleich bleibende Praxis, welche wir in den Katakomben bemerken. Die Fossores hatten aber offenbar in dieser unterirdischen Welt auch noch eine höhere Aufgabe oder sogar Jurisdiction. Die Kirche hatte zwar für alle ihre Kinder Gräber; aber es war natürlich, daß einige etwas für ihren Begräbnißplatz bezahlten, wenn sie ihn an einem besonders beliebten Orte, z. B. in der Nähe des Grabes eines Martyrers, haben wollten. Diese Todtengräber besorgten dergleichen

[1]) S. das Werk des Pater Marchi über die „Architektur des unterirdischen christlichen Rom" (im J. 1844 erschienen), welches hier vielfach benutzt worden ist. [Seit dem Erscheinen der „Fabiola" ist in England von J. Spencer Northcote ein vortreffliches Werkchen über die christlichen Cömeterien herausgegeben worden. Die deutsche Uebersetzung desselben von Dr. Rose unter dem Titel: „Die römischen Katakomben, die Begräbnißplätze der ersten Christen zu Rom" (dritte Auflage 1860) bildet den zehnten Band der „Sammlung von klassischen Werken"].

Käufe, welche in den alten Cömeterien oft erwähnt werden. Die folgende Inschrift z. B. wird auf dem Capitol aufbewahrt:

EMPTV LOCVM AB ARTEMISIVM VISOMVM HOC EST
ET PRAETIVM DATVM FOSSORI HILARO IDEST
FOL NOOD PRAESENTIA SEVERI FOSS ET LAVRENTI. [1])

Das heißt: „Dieses ist der Platz für zwei Leichen, welchen „Artemisius gekauft hat, und den Preis hat er bezahlt dem „Todtengräber Hilarius, nämlich . . . [2]) Beutel, — in Ge„genwart des Todtengräbers Severus und des Laurentius." — Der zuletzt Genannte war vielleicht der Zeuge des Käufers, Severus der Zeuge des Verkäufers. Wie dem aber auch sein mag, wir glauben jetzt dem Leser alles vorgelegt zu haben, was über das Geschäft des Diogenes und seiner Söhne bekannt ist.

Wir verließen den Pankratius, wie er sich an den rohen Versuchen des Majus in der Kunst des Meißels ergötzte. Er fragte ihn danach: „Machst du immer diese Inschriften selbst?"

„O nein," antwortete der Künstler aufblickend und lächelnd; „ich mache nur Inschriften für arme Leute, welche keine bessere Hand bezahlen können. Dieses war eine gute Frau, welche einen kleinen Kramladen auf der neuen Straße hatte, und du kannst denken, daß sie dadurch nicht reich geworden ist, zumal sie sehr ehrlich war. Und doch ist mir ein sonderbarer Gedanke in den Sinn gekommen, als ich ihre Grabschrift machte."

„Was denn, Majus?"

„Ich dachte: nach tausend oder mehr Jahren lesen vielleicht Christen mit Ehrfurcht meine eingekratzte Inschrift und hören mit Interesse von der armen alten Pollecla und ihrem Gerstenkram, während man vielleicht keine einzige Inschrift mehr liest oder kennt von einem Kaiser, der die Kirche verfolgt hat."

„Nun, ich kann mir nicht gut vorstellen, wie die prächti-

[1]) Soll heißen: Emptus locus ab Artemisio bisomus hic est, et pretium datum fossori Hilaro, id est folles . . . in praesentia Severi Fossoris et Laurentii.

[2]) Die Zahl ist leider nicht verständlich, da sie durch eine unbekannte Ziffer ausgedrückt ist.

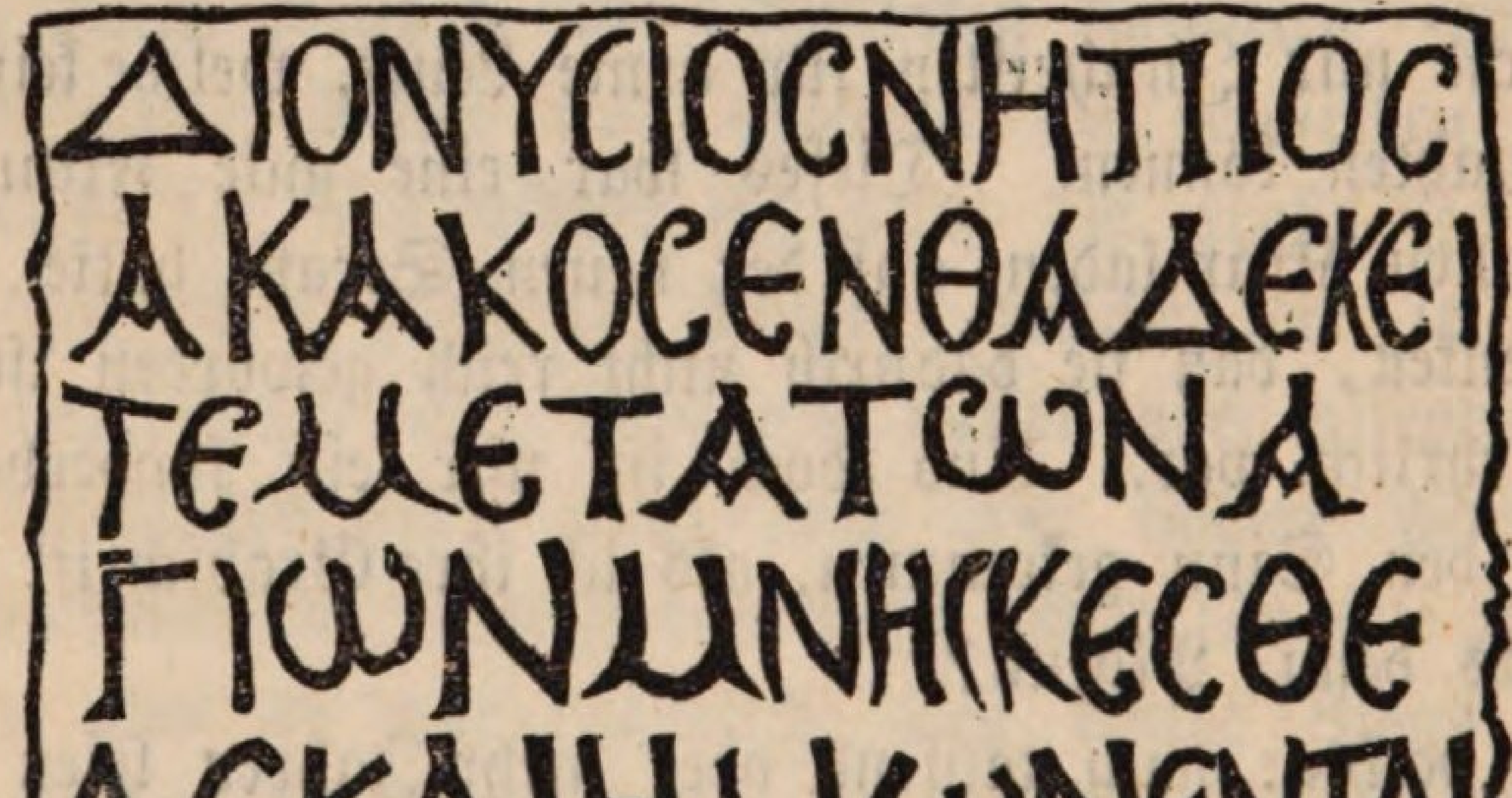
gen Mausoleen der Fürsten ganz verschwinden und doch das Andenken eines Marktweibes auf späte Jahrhunderte kommen sollte. Aber warum meinst du das?"

„Bloß darum, weil ich lieber das Andenken des frommen Armen, als das des gottlosen Reichen auf die Nachwelt bringen möchte. Meine einfache Inschrift kann man möglicher Weise noch lesen, wenn Triumphbogen zerstört sind. Aber sie ist doch schrecklich geschrieben, nicht wahr?"

„Das thut nichts; sie ist einfach, und das ist so gut, als wäre sie schön geschrieben. Was ist da für eine Platte an die Wand gelehnt?"

„Ja, das ist eine wirklich schöne Inschrift, die uns gebracht worden ist, um sie aufzustellen; du wirst sehen, daß sie Einer verfaßt und ein Anderer eingegraben hat. Sie kommt in das Cömeterium auf der Villa der Dame Agnes an der Nomentanischen Straße. Ich glaube, sie bezieht sich auf ein geliebtes Kind, dessen Verlust seine tugendhaften Eltern tief betrauern."

Pankratius nahm ein Licht und las, wie folgt:



[1]

[1]) *Διονύσιος νήπιος ἄκακος ἐνθάδε κεῖται μετὰ τῶν ἁγίων· μνήσκεσθε δὲ καὶ ἡμῶν ἐν ταῖς ἁγίαις ὑμῶν προσευχαῖς καὶ τού γλύψαντος καὶ γράψαντος.*

„Der unschuldige Knabe Dionysius liegt hier unter den „Heiligen. Gedenket aber auch unser in euern heiligen Gebe„ten, dessen, der dies geschrieben, und dessen, der es eingegra„ben hat.“

„Liebes, glückliches Kind!“ fuhr Pankratius fort, als er die Inschrift gelesen hatte; „gedenke auch meiner, der diese Inschrift liest, gleich dem, der sie geschrieben, und dem, der sie eingegraben, in deinen heiligen Gebeten!“

„Amen,“ antwortete die fromme Familie.

Pankratius fiel aber der gedämpfte Ton auf, in welchem Diogenes das Wort sprach. Er wandte sich um und sah den alten Mann eifrig damit beschäftigt, das Ende eines kleinen Keiles abzuschneiden, welchen er in die Spitze des Stiels seiner Hacke hineingesteckt hatte, damit sie im Eisen fest bliebe, — wobei er aber jeden Augenblick, als könnte er nicht gut sehen, mit seiner harten Hand über die Augen fuhr. „Was hast du, mein guter, alter Freund?“ fragte der Jüngling freundlich. „Warum macht dich diese Grabschrift des jungen Dionysius so weich?“

„Es ist nicht die Grabschrift selbst; aber sie erinnert mich an so Vieles, was geschehen ist, und an so Vieles, was vielleicht bald geschieht, daß ich fast zittere, wenn ich an das Eine oder an das Andere denke.“

„Was hast du denn für traurige Gedanken, Diogenes?“

„Siehst du, das ist einfach genug, ein gutes Kind, wie Dionysius, welches in Leinwand, von Spezereien duftend, gewickelt ist, auf den Arm zu nehmen und es in sein Grab zu legen. Seine Eltern mögen weinen, aber es hat einen leichten Uebergang vom Schmerze zur Freude gehabt. Es ist jedoch eine ganz andere Sache, und es gehört ein Herz dazu, welches durch die Gewohnheit so hart geworden ist, wie das meinige,“ — wieder fuhr er mit der Hand über die Augen, — „wenn man das zerrissene Fleisch und die zerbrochenen Glieder eines andern Knaben eilig sammeln, hastig in sein Sterbetuch wickeln, dann in ein zweites Tuch voll Kalk, statt voll Balsam, schlagen und schnell in ein Grab schieben,

muß.[1]) Wie gern möchte man den Leib eines Martyrers anders behandeln!"

„Freilich, Diogenes; allein ein tapferer Offizier zieht das einfache Soldatengrab auf dem Schlachtfelde dem geschnitzten Sarkophage auf der Appischen Straße vor. Aber kommen denn solche Scenen, wie du sie jetzt beschrieben, in Zeiten der Verfolgung öfter vor?"

„Gar nicht selten, mein guter junger Herr. Ich bin überzeugt, ein frommer Jüngling, wie du, muß schon einmal an dem Jahrestage das Grab des Restitutus in dem Cömeterium des Hermes besucht haben."

„Das habe ich auch; und oft habe ich ihn fast beneidet um sein frühes Martyrthum. Hast du ihn begraben?"

„Ja, und seine Eltern ließen ein schönes Grab machen; es ist das Arcosolium seiner Krypta.[2]) Mein Vater und ich machten es aus sechs hastig zusammengesuchten Marmorplatten, und ich grub die Inschrift ein, die noch da ist. Ich glaube, ich schrieb besser, als Majus da," fügte der alte Mann, jetzt ganz heiter, bei.

„Das will nicht viel sagen, Vater," entgegnete sein Sohn eben so munter; „aber da ist eine Abschrift der Inschrift, die du gemacht hast," fügte er bei, indem er aus einer Anzahl Pergamentblätter eines hervorzog.

„Ich erinnere mich der Inschrift noch ganz gut," sagte Pankratius, indem er das Blatt ansah und vorlas, wobei er die orthographischen, aber nicht die grammatischen Fehler verbesserte:

[1]) In dem Cömeterium von Sct. Agnes hat man in Gräbern Stücke Kalk gefunden, worin verschiedene Theile des Leibes genau abgedrückt sind, mit Abdrücken von feiner Leinwand inwendig und gröberer auswendig. Was die Spezereien und den Balsam angeht, so bemerkt Tertullian, die Araber und Sabäer wüßten wohl, daß die Christen jährlich mehr für ihre Todten verbrauchten, als die Heiden für ihre Götter. [Tert. Apol. 42: Thura plane non emimus; si Arabiae queruntur, scient Sabaei pluris et carioris suas merces Christianis sepeliendis profligari quam diis fumigandis.]

[2]) Diese Ausdrücke werden später erklärt werden.

AELIO FABIO RESTVTO
FILIO PIISSIMO PARI N
TES FECERVNT QVIVI
XIT ANNI . S XVIII MENS
VII INIRENE.

„Dem Aelius Fabius Restitutus, ihrem frommen Sohne, „errichteten seine Eltern (dieses Grab). Er lebte achtzehn Jahre „und sieben Monate. In Frieden.“ [1])

Pankratius fuhr fort: „Welch ein herrlicher Jüngling, daß er schon in einem solchen Alter Christus bekannt hat!“

„Gewiß,“ erwiderte der alte Mann; „aber du hast wohl immer geglaubt, sein heiliger Leib ruhe allein in seinem Grabe. Nach der Inschrift muß auch Jeder dies annehmen.“

„Freilich habe ich das immer geglaubt. Ist es denn nicht so?“

„Nein, edeler Pankratius; es liegt Einer mit ihm in demselben Bette, der jünger war, als er selbst. Als wir das Grab des Restitutus schlossen, wurde uns der Leib eines Knaben von höchstens zwölf oder dreizehn Jahren gebracht. O, ich werde den Anblick nie vergessen! Er war über ein Feuer gehängt gewesen, und sein Kopf, sein Rumpf und seine Glieder bis fast an die Kniee waren bis auf die Knochen verbrannt; und er war so entstellt, daß kein Gesichtszug mehr zu erkennen war. Armer Knabe! wie muß er gelitten haben! Aber warum sollte ich ihn bemitleiden? — Wir waren damals sehr eilig; und wir dachten, der Jüngling von achtzehn Jahren würde seinem Mitkämpfer von zwölf Jahren den Raum nicht mißgönnen, sondern ihn als jüngern Bruder anerkennen; so legten wir ihn denn zu den Füßen des Aelius Fabius. Aber wir hatten kein zweites Blutfläschchen, welches wir hätten an der Außenseite des Grabes beifügen können zum Zeichen, daß

[1]) Aelo Fabio Restituto, filio piissimo, parentes fecerunt. Qui vixit annisi XVIII, mensibus VII. In irene. [Ueber die Bedeutung der Formel ἐν εἰρήνῃ, in pace, s. Northcote a. a. O. S. 194.]

ein zweiter Martyrer dort ruhe; denn das Feuer hatte das Blut in seinen Adern ausgetrocknet." [1])

„Welch ein edeler Knabe! Wenn der Erste älter, so war der zweite jünger als ich. Was meinst du, Diogenes, könnte es nicht sein, daß du mir in diesen Tagen den nämlichen Dienst zu leisten hättest?"

„O nein, das hoffe ich nicht," sagte der alte Todtengräber, und seine Stimme wurde wieder gedämpft. „Ich bitte dich, rede nicht von einer solchen Möglichkeit. Sicher muß meine eigene Stunde früher kommen. Warum werden auch die alten Bäume geschont und die jungen Sprößlinge abgeschnitten?"

„Komm, komm, mein guter Freund, ich wollte dich nicht betrüben. Aber ich hätte beinahe meinen Auftrag vergessen. Morgen bei Tagesanbruch sollst du in das Haus meiner Mutter kommen, um die Vorbereitungen in den Cömeterien für die bevorstehende Verfolgung zu besprechen. Unser heiliger Papst wird dort sein mit den Priestern der Titel, den Diakonen der Regionen und den Notaren, die jetzt wieder vollzählig sind, und du sollst als oberster Fossor beigezogen werden, daß alles angeordnet werden kann."

„Ich werde nicht ausbleiben, Pankratius."

„Und nun habe ich noch eine Bitte an dich," fügte der Jüngling bei.

„Eine Bitte an mich?" fragte der alte Mann verwundert.

„Ja; du wirst, glaube ich, deine Arbeit unverzüglich zu beginnen haben. Nun habe ich zwar schon oft aus Andacht unsere heiligen Cömeterien besucht, aber noch nie habe ich sie eigentlich genau besehen, und das möchte ich gern mit dir thun, da du sie so gut kennst."

[1]) Am 22. April 1823 wurde dieses Grab unverletzt gefunden. Als man es öffnete, fand man die Gebeine weiß, glänzend und glatt wie Elfenbein. Ober dem Kopfe lag das Blutfläschchen. Zu den Füßen lag das Skelett eines Knaben von zwölf oder dreizehn Jahren, schwarz und verkohlt, namentlich am Kopfe und an den obern Theilen bis zur Mitte der Schenkel herab, von wo an bis zu den Füßen die Gebeine allmälig weißer wurden. Die beiden Leiber ruhen jetzt in reicher Verhüllung unter dem Altare des Jesuiten-Collegiums zu Loreto.

„Das wird mir eine sehr große Freude machen," antwortete Diogenes, etwas geschmeichelt durch das Compliment, aber noch mehr erfreut über das Interesse, welches Pankratius für das an den Tag legte, was ihm so sehr theuer war. „Nachdem ich meine Aufträge erhalten habe, werde ich gleich nach dem Cömeterium des Kallistus gehen. Erwarte mich vor der Porta Capena, eine halbe Stunde vor Mittag, und wir wollen zusammen hingehen."

„Aber ich werde nicht allein kommen," fuhr Pankratius fort; „zwei junge Leute, welche kürzlich getauft worden sind, wünschen sehr, unsere Cömeterien kennen zu lernen, von denen sie noch nicht viel wissen, und haben mich gebeten, sie mitzunehmen."

„Jeder, der dein Freund ist, soll immer willkommen sein. Wie heißen sie — damit kein Irrthum vorkommt?"

„Der Eine ist Tiburtius, der Sohn des frühern Präfecten Chromatius, der Andere ist ein junger Mann Namens Torquatus."

Severus stutzte etwas und sagte: „Bist du auch überzeugt, daß diesem Letztern zu trauen ist?"

Diogenes verwies seinem Sohne diese Frage und sagte: „Daß er in der Gesellschaft des Pankratius zu uns kommt, ist Sicherheit genug."

„Ich gestehe," unterbrach ihn Pankratius, „daß ich ihn nicht so genau kenne, wie den Tiburtius, welcher gewiß ein braver und edeler junger Mann ist. Indeß, Torquatus gibt sich viele Mühe, alles genau kennen zu lernen, und scheint es ernst zu meinen. Was macht dich seinetwegen besorgt, Severus?"

„Es ist freilich nur eine unbedeutende Sache. Als ich heute Morgen früh zu dem Cömeterium ging, trat ich in die Bäder des Antoninus ein." [1])

„Wie!" unterbrach ihn Pankratius lachend, „besuchst du so vornehme Vergnügungsorte?"

„Doch nicht," antwortete der ehrsame Künstler; „aber du

[1]) Besser bekannt unter dem Namen „Bäder des Caracalla."

weißt vielleicht nicht, daß Cucumio, der Capsarius,[1]) und seine Frau Christen sind?"

„Ist es möglich? Wo findet man doch nicht überall Christen?"

„Ja, dem ist so; sie lassen für sich ein Grab anlegen im Cömeterium des Kallistus, und ich hatte ihnen die Inschrift zu zeigen, welche Majus dafür gemacht hat."

„Hier ist sie," sagte dieser und zeigte Folgendes vor:

CVCVMIO ET VICTORIA
SE VIVOS FECERVNT
CAPSARARIVS DE ANTONINIANAS. [2])

„Ausgezeichnet!" rief Pankratius aus, durch die Schnitzer der Inschrift ergötzt; „aber wir vergessen den Torquatus."

„Als ich also in das Gebäude kam," fuhr Severus fort, „fand ich zu meinem großen Erstaunen zu dieser frühen Stunde in einer Ecke diesen Torquatus in lebhafter Unterredung mit dem Sohne des gegenwärtigen Präfecten, dem Corvinus, dem vorgeblichen Krüppel, der sich in das Haus der Agnes einschlich, weißt du, als ein ungenannter Wohlthäter (Gott möge ihn segnen!) dort reiche Almosen unter die Armen vertheilen ließ. Keine gute Gesellschaft für einen Christen, dachte ich, zumal zu einer solchen Stunde."

„Das ist wahr, Severus," antwortete Pankratius tief erröthend; „aber er ist noch jung im Glauben, und wahrscheinlich wissen seine alten Bekannten noch nichts von seiner Bekehrung. Wir wollen das Beste hoffen."

Die beiden jungen Männer erboten sich, den Pankratius, der sich jetzt zum Weggehen anschickte, durch die arme und verrufene Nachbarschaft zu begleiten. Er nahm ihr Anerbieten mit Freuden an und wünschte dem alten Todtengräber freundlich gute Nacht.

[1]) So hieß der Mann, welcher die Kleider der Badenden verwahrte, — von capsa, Kiste.

[2]) „Cucumio und Victoria machten (das Grab) für sich bei ihren Lebzeiten. (Er war) Capsarius der Antoninischen (Bäder)." Die Inschrift wurde in dem Cömeterium des Kallistus gefunden und zuerst veröffentlicht von Pater Marchi, der sie aber irriger Weise als im Cömeterium des Prätextatus gefunden bezeichnet.

Zweites Capitel.

Die Cömeterien.

M. ANTONI
VS . RESTVTV
S. FECIT . YPO
CEVSIBI . ET
SVIS . FIDENTI
BVS . IN . DOMINO [1]

Es scheint uns fast, als hätten wir eine Person vernachlässigt, deren Charakter und Gedanken wir im Anfange unserer Geschichte geschildert haben, die fromme Lucina. Ihre Tugenden gehörten freilich zu den stillen und bescheidenen Tugenden, die nicht leicht in die Oeffentlichkeit kommen oder äußerlich hervortreten. — Ihr Haus, welches ein Titel oder eine Pfarrkirche war oder, besser gesagt, eine solche umschloß, war jetzt auch die Wohnung des Papstes. Das Nahen einer heftigen Verfolgung — in welcher die Beherrscher des geistigen Reiches Christi sicher darauf rechnen konnten, daß man ihnen zuerst als Feinden des Kaisers nachspürte, — machte es nöthig, daß der Oberhirt der Kirche seine gewöhnliche Wohnung mit einem sicherern Aufenthalt vertauschte. Es wurde dazu das Haus der Lucina gewählt und es blieb zu ihrer großen Freude die päpstliche Wohnung unter dem jetzigen und dem folgenden Pontificate, unter welchem die wilden Thiere dorthin gebracht wurden, daß der Papst Marcellus sie in seiner eigenen Wohnung füttere: diese widerliche Strafe hatte bald seinen Tod zur Folge.[2])

[1]) M. Antonius Restitutus fecit hypogeum sibi et suis, fidentibus in Domino. — „Marcus Antonius Restitutus hat dieses unterirdische Grab gemacht für sich und die Seinigen, welche auf den Herrn vertrauen." — Die Inschrift ist unlängst in dem Cömeterium der heiligen Nereus und Achilleus gefunden worden. Es ist eigenthümlich, daß in der im vorigen Capitel angeführten Inschrift auf den Martyrer Restitutus und wieder in dieser eine Silbe des Namens ausgelassen ist. Es ist eine Silbe, die beim Aussprechen leicht verschluckt wurde.

[2]) Vgl. das römische Brevier unter dem 16. Januar.

Lucina war mit vierzig Jahren [1]) unter die Diakonissinnen aufgenommen worden und fand Beschäftigung genug in den Pflichten dieses Amtes. Die Beaufsichtigung der Weiber in der Kirche, die Verpflegung der Kranken und Armen ihres Geschlechtes, die Anfertigung und das Im-Stande-Erhalten heiliger Gewänder und der Leinwand für den Altar, der Unterricht von Kindern und Frauenzimmern, die auf die Taufe vorbereitet wurden, so wie die Dienstleistungen bei der Taufe derselben — das alles lag den Diakonissinnen ob und gab ihnen Beschäftigung genug außer ihren häuslichen Geschäften. Mit der Erfüllung dieser beiden Klassen von Pflichten brachte Lucina ruhig ihr Leben zu. Das Hauptziel derselben schien erreicht zu sein: ihr Sohn hatte sich Gott geweiht und war bereit, sein Blut für den Glauben zu vergießen. Ihn zu überwachen und für ihn zu beten, war mehr eine Freude, als eine weitere Beschäftigung für sie.

Frühmorgens an dem festgesetzten Tage fand die im vorigen Capitel erwähnte Versammlung Statt. Es wird genügen, zu bemerken, daß in derselben genaue Bestimmungen über das Einsammeln von besondern Almosen getroffen wurden, um die Cömeterien zu erweitern und die Todten zu beerdigen, um diejenigen zu unterstützen, welche sich während der Verfolgung verborgen halten mußten, um die Gefangenen zu unterhalten und sich Zutritt zu ihnen zu verschaffen, und endlich um die Leiber der Martyrer loszukaufen. Ferner wurde für jede Region ein Notar bestimmt, um die Acten der Martyrer zu sammeln und interessante Vorfälle aufzuzeichnen. Die Cardinäle oder Titular-Priester erhielten Anweisungen über die Verwaltung der Sacramente, namentlich der heiligen Eucharistie, während der Verfolgung, und jedem wurden ein oder mehrere Cömeterien überwiesen, um dort in den unterirdischen Kirchen die heiligen Geheimnisse zu feiern. Der Papst wählte für sich das Cömeterium des Kallistus, was den Diogenes, als ersten Todtengräber desselben, nicht wenig, aber in ganz unschuldiger Weise stolz machte.

[1]) Sechszig Jahre war das bestimmte Alter, aber mitunter wurden schon Personen von vierzig Jahren aufgenommen.

Der gute alte Mann schien bei den erschütternden Vorzeichen einer bevorstehenden Verfolgung eher heiter als traurig zu sein. Kein commandirender Ingenieur-Offizier könnte bei der Vertheidigung einer seiner Geschicklichkeit zur Beschützung anvertrauten belagerten Stadt kräftiger und bestimmter seine Befehle ertheilen, wie Diogenes seine Mittheilungen den unter seiner Leitung stehenden Aufsehern der verschiedenen Cömeterien machte, welche er nach seinem Hause bestellt hatte, um die Anordnungen der erwähnten Versammlung zu vernehmen.

Der Schatten des Sonnenzeigers an der Porta Capena zeigte auf Mittag, als er mit seinen beiden Söhnen vor derselben ankam; er fand die drei jungen Männer schon dort. Sie gingen zwei und zwei die Appische Straße entlang, und etwa zwei Meilen vor dem Thore[1]) begaben sie sich auf verschiedenen Wegen, indem sie sich um verschiedene längs der Straße liegende Gräber herumschlichen, in die nämliche Villa auf der rechten Seite der Straße. Hier fanden sie alles vor, was sie beim Hinabsteigen in die unterirdischen Cömeterien bedurften, wie Kerzen, Laternen und Feuerzeug. Severus schlug vor, da der Führer und der Fremden gleich viele seien, so möchten sie sich in Paare theilen; bei der Vertheilung wählte er sich den Torquatus zum Begleiter; weshalb, das können wir uns leicht denken.

Es würde wahrscheinlich unsere Leser ermüden, der ganzen Unterhaltung der Gesellschaft zu folgen. Diogenes beantwortete nicht allein alle an ihn gerichteten Fragen, sondern hielt auch von Zeit zu Zeit ganz verständige kleine Vorträge über die Gegenstände, welche er als besonders anziehend betrachtete. Wir glauben aber, es wird für unsere Freunde interessanter und belehrender sein, wenn wir den ganzen Stoff mehr im Zusammenhange darstellen; zudem werden sie auch etwas über die spätere Geschichte dieser bewunderungswürdigen Anlagen, in welche wir unsere jungen Pilger hineingeführt haben, zu erfahren wünschen.

[1]) Jetzt Sanct Sebastian. Die ältere Porta Capena lag fast eine [englische] Meile mehr nach der Stadt hin, als das jetzige Thor.

Die Geschichte der alten christlichen Begräbnißplätze oder Cömeterien, der Katakomben, wie sie gewöhnlich genannt werden, läßt sich in drei Abschnitte theilen: von ihrem Beginne bis zur Zeit unserer Erzählung oder ein paar Jahre später; von diesem Zeitpunkt bis zum achten Jahrhundert; endlich von da an bis auf unsere Zeit, wo wir Grund haben zu hoffen, daß eine neue Epoche beginnt.

Wir haben es durchgängig vermieden, den Namen „Katakomben" zu gebrauchen, weil das unsere Leser zu der irrigen Meinung hätte verleiten können, als sei dieses der ursprüngliche oder ein allgemeiner Name dieser alten christlichen Krypten gewesen. Dem ist nicht so: Rom ist mit einem Kreise von etwa sechszig Cömeterien umgeben, von denen die meisten unter dem Namen eines oder mehrerer Heiligen bekannt sind, deren Leiber dort ruhten; so haben wir die Cömeterien der heiligen Nereus und Achilleus, der heiligen Agnes, des heiligen Pankratius, des Prätextatus, der Priscilla, des Hermes u. s. w. Mitunter wurden die Cömeterien auch nach dem Orte benannt, wo sie lagen.[1]) Das Cömeterium des heiligen Sebastianus hatte neben verschiedenen andern Namen auch den ad Catacumbas.[2]) Die Bedeutung dieses Wortes ist ganz unbekannt; es bezieht sich vielleicht auf den Umstand, daß die Reliquien der heiligen Petrus und Paulus eine Zeit lang in einer Krypta in der Nähe des Cömeteriums, welche noch vorhanden ist, beigesetzt waren. Diesen Namen hatte also zuerst dieses einzelne Cömeterium; später erhielt er eine allgemeinere Bedeutung, und jetzt nennen wir gewöhnlich den ganzen Complex dieser unterirdischen Räumlichkeiten „die Katakomben".[3])

Ueber ihre Entstehung ist im vorigen Jahrhundert gestritten worden. Durch zwei oder drei unbestimmte und zweideutige Stellen verleitet, behaupteten einige gelehrte Alterthumsforscher, die Katakomben seien ursprünglich heidnische Aushöhlungen

[1]) Z. B. Ad Nymphas, Ad ursum pileatum, Inter duas lauros, Ad Sextum Philippi u. s. w.

[2]) Wahrscheinlich zusammengesetzt aus der griechischen Präposition κατά und dem lateinischen Verbum cumbere.

[3]) Vgl. Northcote, die römischen Katakomben 2c. S. 119.

gewesen, zu dem Zwecke angelegt, für die Bauten in der Stadt Sand zu graben. Diese Sandgruben hießen Arenaria, und eben so werden dann und wann die christlichen Cömeterien genannt. Aber eine wissenschaftliche und genauere Untersuchung, wie namentlich der sorgfältige Pater Marchi sie angestellt, hat diese Theorie vollständig widerlegt. Die Katakomben hatten oft, wie man noch sehen kann, ihren Eingang in diesen Sandgruben, welche selbst unterirdisch sind und ohne Zweifel sehr geeignet waren, das Cömeterium zu verdecken; aber mehrere Umstände beweisen, daß sie nie zu christlichen Beerdigungen benutzt, noch auch in christliche Cömeterien verwandelt wurden.[1])

Wer Sand aus der Erde hervorholen will, wird seine Grube so nahe unter der Oberfläche anlegen, wie möglich ist, den Eingang dazu möglichst bequem machen, um das Material herausschaffen zu können, und endlich die Grube so sehr erweitern, als die Sicherheit des Gewölbes gestattet und die Quantität dessen, was er sucht, erfordert. Alles dieses finden wir auch bei den „Arenaria," deren es noch viele um Rom herum gibt. Die Katakomben aber sind nach gerade entgegengesetzten Grundsätzen angelegt.

Die Katakombe geht gewöhnlich gleich durch eine steile Treppe unter die Schichten losen und zerreibbaren Sandes[2]) hinab, in die Schichte, wo derselbe zu einem weichen, aber haltbaren Steine verhärtet ist, auf dessen Oberfläche man noch jetzt jeden Schlag der Hacke deutlich erkennen kann. Hat man diese Tiefe erreicht, so ist man in dem ersten Stockwerk des Cömeteriums; denn eine Treppe führt weiter zu einem zweiten und dritten tiefern Stockwerke, die alle nach demselben Plane angelegt sind.

Man kann eine Katakombe in drei Theile eintheilen: in die Gänge oder Straßen, in die Kammern oder Plätze, und in die Kirchen. Die Gänge sind lange, enge Galerieen, ziemlich regelmäßig ausgehauen, so daß der Boden und die Decke mit

[1]) Vgl. Northcote a. a. O. S. 1 ff.

[2]) Es ist dies der rothe vulcanische Sand, welcher Puzzolana genannt wird und der zur Anfertigung des sogenannten römischen Cements so gut zu gebrauchen ist.

den Seiten rechte Winkel bilden; sie sind oft so enge, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können. Sie laufen mitunter eine lange Strecke ganz gerade aus, werden aber von andern durchkreuzt, und diese wieder von andern, so daß sie ein vollständiges Labyrinth oder Netz von unterirdischen Corridoren bilden. Sich in ihnen zu verirren, könnte leicht verderblich werden.

Aber diese Gänge haben nicht, wie man aus dem Namen schließen könnte, bloß den Zweck, zu andern Räumlichkeiten zu führen. Sie sind selbst die Katakombe oder das Cömeterium. Ihre Wände, so wie die Seitenwände der Treppe sind ganz voll Gräber, das heißt, es sind darin Reihen von großen und kleinen Aushöhlungen, welche lang genug sind, um einen menschlichen Leichnam, vom Kinde bis zum erwachsenen Manne, aufzunehmen; die Leiche liegt mit der Seite nach der Galerie hin. Mitunter sind bis zu vierzehn, mitunter nur drei oder vier solcher Reihen übereinander. Die Größe der Gräber ist so genau abgemessen, daß wahrscheinlich die Leiche neben dem Grabe lag, während dasselbe ausgehöhlt wurde.

Wenn die Leiche, in Leinwand eingewickelt, wie wir von Diogenes gehört haben, in ihre enge Höhle gelegt worden war, so wurde diese hermetisch verschlossen, entweder durch eine Marmorplatte oder gewöhnlicher durch mehrere breite Ziegelsteine, welche mit den Ecken in eine zu dem Ende in den Felsen gehauene Rinne gesetzt und dann ringsum mit Cement verkittet wurden. Die Inschrift wurde in den Marmor eingegraben oder in den noch feuchten Mörtel eingeschrieben. Tausende von Inschriften der ersten Art sind gesammelt worden und werden in Museen und Kirchen aufbewahrt; viele der letztern Art hat man abgeschrieben und veröffentlicht. Bei weitem die meisten Gräber sind aber ohne Inschrift.

Der Leser könnte nun noch fragen, in welche Periode die Beerdigung in den Katakomben falle, und wie der Anfang und das Ende dieser Periode bestimmt werde. Wir wollen die Frage möglichst kurz zu beantworten suchen.

Es liegt kein Beweis dafür vor, daß die Christen vor der

Anlage der Katakomben andere Begräbnißplätze gehabt hätten. Zwei Grundsätze, die so alt sind, wie das Christenthum selbst, leiten auf diese Weise der Beerdigung hin. Der erste ist die Weise, wie Christus beerdigt wurde: Er wurde in ein in den Felsen gehauenes Grab gelegt, in Leinwand eingewickelt, mit Spezereien einbalsamirt, und ein Stein, auf welchen ein Siegel gedrückt wurde, schloß Sein Grab. Da der heilige Paulus den Herrn so oft als das Vorbild unserer Auferstehung darstellt und davon redet, daß wir mit Ihm begraben würden in der Taufe, so war es natürlich, daß Seine Jünger nach Seinem Beispiele begraben zu werden wünschten, um so bereit zu sein, mit Ihm wieder aufzuerstehen.

Dieses Harren auf die Auferstehung war der zweite Gedanke, welcher die Anlegung dieser Begräbnißplätze veranlaßte. Alle auf sie bezüglicheu Ausdrücke weisen auf die Auferstehung hin. Das Wort „begraben" kommt in den christlichen Inschriften nicht vor. „In Frieden beigesetzt", „die Beisetzung (depositio) des N. N." — das sind die gewöhnlichen Ausdrücke: die Todten werden nur für einige Zeit, bis sie wiedergefordert werden, dem Grabe anvertraut, wie man ein Unterpfand oder eine Kostbarkeit zur sichern aber nur zeitweisen Bewahrung irgendwo hinterlegt. Schon der Name Cömeterium weist darauf hin, daß es nur ein Ort ist, wo Viele ruhen, wie in einem Schlafsaale, eine Zeit lang schlummernd, bis die Morgenröthe kommt und der Posaunenschall sie weckt. Darum wird das Grab auch schlechthin „der Platz" oder noch gewöhnlicher „das Plätzchen" [1]) der in Christus Gestorbenen genannt.

Diese beiden Ideen, welche zusammen bei der Anlegung der Katakomben von Einfluß gewesen sind, wurden aber nicht erst später in das christliche System eingeschoben, sondern müssen gerade in den ältesten Zeiten besonders lebhaft gewesen sein. Darum verabscheute man die heidnische Sitte, die Leichen zu verbrennen; und nichts weist darauf hin, daß diese Sitte zu irgend einer Zeit von Christen sei adoptirt worden.

[1]) Locus, loculus.

Aber auch in den Katakomben selbst finden wir viele Beweise für ihre frühe Entstehung. Die noch erhaltenen Malereien derselben weisen auf eine Zeit hin, wo die Kunst noch blühte. Ihre Symbole und ihr symbolischer Charakter selbst sind ein charakteristisches Kennzeichen einer sehr frühen Zeit; denn die Vorliebe für symbolische Darstellungen nahm mit der Zeit ab. Wiewohl Inschriften mit Angabe des Datums selten sind, so geben doch von zehntausend, welche der gelehrte und scharfsinnige Ritter de Rossi gesammelt hat und herausgeben will, gegen dreihundert das Datum nach den Consuln an, und zwar aus allen Perioden, von den ersten Kaisern bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts. — Eine andere eigenthümliche und interessante Sitte gibt uns weitere Data über die Gräber. Beim Verschließen des Grabes drückten die Verwandten oder Freunde oft, um dasselbe zu bezeichnen, in den feuchten Bewurf desselben eine Münze, eine Camee oder einen geschnittenen Stein, mitunter auch eine Muschel oder ein Steinchen ein, wahrscheinlich um das Grab wiederfinden zu können, auch wenn dasselbe keine Inschrift hatte. Man findet fortwährend viele derartige Gegenstände, und hat schon lange viele derselben gesammelt. Nicht selten aber ist die Münze herabgefallen, hat jedoch einen klaren und scharfen Abdruck in dem Cemente zurückgelassen, auf welchem das Datum noch zu erkennen ist. Diese Data reichen mitunter in die Zeit des Domitianus oder eines andern der ersten Kaiser hinauf.

Man könnte fragen, warum die Christen Gewicht darauf legten, das Grab sicher wiederzufinden. Außer den Motiven der natürlichen Pietät wird regelmäßig ein Grund in den Grabschriften genannt. Wenn uns jetzt Mangel an Raum hinderte, das Datum des Todes einer Person vollständig anzugeben, so würden wir eher den Tag, als das Jahr auslassen. Das ist geschichtlicher: Niemand liegt etwas daran, den Tag zu wissen, an welchem Jemand starb, wenn er das Jahr nicht weiß; das Jahr aber, auch ohne den Tag, ist eine wichtige Notiz. Und doch geben uns nur wenige christliche Inschriften das Todesjahr an, tausende aber ganz genau den Tag, an welchem Jemand

gestorben ist, sei es in der Hoffnung der Gläubigen auf das ewige Leben, sei es in der Gewißheit der Seligkeit als Martyrer. Das erklärt sich leicht: für beide Klassen von Gestorbenen wurde an ihrem Sterbetage eine jährliche Gedächtnißfeier gehalten; darum mußte man den Sterbetag genau kennen, und darum wurde nur dieser aufgezeichnet.

In einem Cömeterium, nahe bei dem, in welchem wir unsere drei jungen Freunde bei Diogenes und seinen Söhnen gelassen haben,[1] wurden unlängst Inschriften, die sich auf beide Klassen von Gestorbenen beziehen, neben einander gefunden. Eine in griechischer Sprache erwähnt die „Beisetzung der Augenda am dreizehnten Tage vor den Kalenden (dem ersten Tage) des Juni" und fügt dann die einfache Anrede bei:

ZHCAIC ENKΩ KAI
EPωTA YΠEPHMωN

„Lebe im Herrn und bitte für uns."[2])

Ein anderes Bruchstück lautet wie folgt:

.....N. IVN-
......IVIBAS-
IN PACE ET PETE
PRO NOBIS

„... Nonen des Juni ... Lebe in Frieden und bitte für uns."[3])

Ein drittes lautet:

VICTORIA . REFRIGERER [ET]
ISSPIRITVS IN BONO

„Victoria, mögest du erquickt werden und möge dein Geist im Glücke sein."[4])

Die letzte Inschrift erinnert uns an eine andere höchst eigenthümliche, die neben einem Grabe im Cömeterium des Prätextatus (nicht weit von dem des Kallistus) in den Mörtel eingekratzt gefunden wurde. Sie ist erstens dadurch merkwür-

[1]) Im Cömeterium der heiligen Nereus und Achilleus.
[2]) *Ζήσαις ἐν κυρίῳ καὶ ἐρώτα ὑπὲρ ἡμῶν.*
[3]) ... Nonas Jun... Vivas in pace et pete pro nobis.
[4]) Victoria, refrigereris [et] spiritus tuus in bono.

dig, daß sie in lateinischer Sprache abgefaßt, aber in griechischen Buchstaben geschrieben ist, dann darum, weil sie ein Zeugniß für die Gottheit Christi enthält, und endlich, weil darin die Bitte ausgesprochen wird, daß Gott die Hingeschiedenen erquicken möge. Wir füllen die Lücken aus, welche durch das Herabfallen einiger Stücke Mörtel entstanden sind:

BENE MERENTI	SORORI BON
	VIII KAL NOB
ΔΕ	
ΟΥC	CΠΙ
ΧΡΙC	PIT ωμ
ΤΟΥC	ΤΟΥ ωμ
ΟΝΝ	ΡΕΦ ρ
ΙΠΟ	ΙΓΕΡΕ τ
ΤΕC	IN ☧

„Der wohlverdienten Schwester Bon . . . am achten Tage „vor den Kalenden des November. Gott, Christus, der „Allmächtige möge deinen Geist erquicken in Christo.“ [1])

Trotz dieser Digression über die auf den Gräbern stehenden Gebete wird der Leser hoffentlich nicht vergessen haben, daß wir mit dem Beweise beschäftigt waren, die christlichen Cömeterien von Rom hätten den ältesten Zeiten ihren Ursprung zu verdanken. Wir haben nun noch die Frage zu beantworten, bis zu welcher Zeit sie benutzt wurden. Nachdem der Kirche der Friede wiedergegeben worden, veranlaßte eine religiöse Gesinnung manche Christen zu dem Wunsche, bei den Martyrern und den Frommen früherer Zeit beerdigt zu werden; aber gewöhnlich begnügten sie sich damit, unter dem Fußboden begraben zu werden. Darum sind die Grabsteine, welche oft in dem Schutte der Katakomben und mitunter noch an ihrem Platze gefunden werden, und welche Consuln aus dem vierten Jahrhundert nennen, dicker und größer, und die Inschriften darauf besser eingegraben und minder einfach stilisirt, als auf den Grabsteinen aus früherer Zeit, welche in die

[1]) Bene merenti sorori Bon. . . . VIII. Kal. Nov. Deus Christus Omnipotens spiritum tuum refrigeret in Christo.

Seitenwände gemauert sind. Aber noch vor dem Ende des vierten Jahrhunderts werden diese Denkmäler seltener, und spätestens im fünften Jahrhundert hörte man auf, in den Katakomben zu begraben. Papst Damasus, welcher 384 starb, scheute sich, wie er uns in seiner Grabschrift sagt, sich in die Gesellschaft der Heiligen einzudrängen.

Restitutus, dessen Grabschrift wir unmittelbar unter der Ueberschrift dieses Capitels mitgetheilt haben, kann demnach wohl als im Namen der alten Christen überhaupt sprechend angesehen werden: wie er sagt, er habe für sich und die Seinigen ein unterirdisches Grab angelegt, so können die alten Christen als ihr ausschließliches Werk und Eigenthum die unterirdische Stadt in Anspruch nehmen, deren Straßen zusammen tausend (englische) Meilen lang sind, und welche sechs Millionen schlummernde Bewohner hat, die auf den Herrn vertrauen und ihre Auferweckung durch Ihn erwarten.[1])

Drittes Capitel.

Was Diogenes von den Katakomben nicht erzählen konnte.

Diogenes lebte während der ersten Periode der Geschichte der Cömeterien, wiewohl kurz vor dem Ende derselben; hätte er einen Blick in ihre zukünftigen Schicksale thun können, er hätte eine Epoche, die sein Herz erfreut haben würde, nahe bevorstehen, aber eine andere darauf folgen sehen, die ihn tief betrübt haben würde. Wiewohl darum der Gegenstand dieses Capitels in keiner unmittelbaren Beziehung zu unserer Erzählung steht, so wird dasselbe doch wesentlich dazu beitragen, die Erzählung mit der jetzigen Topographie ihrer Scene in Verbindung zu bringen.

[1]) Diese Zahlen gibt Pater Marchi als das Resultat einer sorgfältigen Untersuchung an. [Vgl. Northcote a. a. O. S. 14.] Es mag hier noch erwähnt werden, daß bei der Anlage dieser Cömeterien der aus einer Galerie wegzuschaffende Sand in eine andere schon ausgehöhlte gebracht wurde. Darum findet man jetzt manche ganz verschüttet.

Nachdem der Kirche Friede und Freiheit wiedergegeben worden, wurden die Cömeterien von Andächtigen viel besucht. Jedes derselben erhielt seinen Namen von einem oder mehrern der berühmtern dort begrabenen Martyrer, und an den Jahrestagen dieser Martyrer drängten sich Schaaren von Bürgern und von Pilgern zu ihren Gräbern, wo die göttlichen Geheimnisse gefeiert und Homilien zu ihrem Lobe gehalten wurden. In dieser Zeit fing man an, die ersten Martyrologien oder Kalender der Tage der Martyrer abzufassen, woraus die Gläubigen ersahen, wohin sie an den einzelnen Tagen zu gehen hatten. „Zu Rom auf der Salarianischen, oder der Appischen, oder der Ardeatinischen Straße," — der Art sind die Andeutungen, die wir fast bei jedem Tage im römischen Martyrologium lesen, welches jetzt freilich durch die Zusätze aus spätern Zeiten einen viel größern Umfang erhalten hat.[1])

Die gewöhnlichen Leser des Martyrologiums kennen wohl schwerlich die Wichtigkeit dieser Angaben; dieselben haben aber dazu gedient, einige sonst zweifelhafte Cömeterien nachzuweisen. Dabei kommt uns noch eine andere Klasse von werthvollen Schriften zu Hülfe; ehe wir sie aber erwähnen, wollen wir die Veränderungen betrachten, welche diese Andacht in den Cöme-

[1]) Einige Sätze aus dem alten Kalendarium Romanum mögen als Beispiel dienen:

III. Non. Mart. Lucii in Callisti.
VI. Id. Dec. Eutichiani in Callisti.
XIII. Kal. Feb. Fabiani in Callisti, et Sebastiani ad Catacumbas.
VIII. Id. Aug. Systi in Callisti.

Wir haben Stellen gewählt, welche auf das Cömeterium des Kallistus Bezug haben, weil wir, gerade wo wir mit dem Niederschreiben dieses Capitels beschäftigt waren, die Nachricht erhalten haben, daß man die Gräber und Grabschriften der genannten vier Päpste und des heiligen Antherus in einer Kapelle des Cömeteriums des Kallistus gefunden hat, mit einer Inschrift in Versen von dem heiligen Papste Damasus. [Vgl. Northcote a. a. O. S. 124.] Einige andere Beispiele aus dem alten Kalendarium sind:

Prid. Kal. Jan. Silvestri in Priscillae.
IV. Id. (Aug.) Laurentii in Tiburtina.
III. Kal. Dec. Saturnini in Thrasonis.

Dieses Kalendarium steht bei Ruinart, Acta Mart. t. 3 [und bei Krüll, christliche Alterthumskunde, 1. Band, S. 428.].

terien zur Folge hatte. Zunächst wurden geräumigere Eingänge und bequemere Treppen angelegt; ferner wurden Mauern gebaut, um die zusammenfallenden Galerieen zu stützen, und hier und da wurden trichterförmige Oeffnungen in den Gewölben angebracht, um Licht und Luft einströmen zu lassen. Endlich wurden Basiliken oder Kirchen über den Eingängen angelegt, welche gewöhnlich unmittelbar zu dem hauptsächlichsten Grabe führten; dieses hieß damals die Confessio der Kirche. Der Pilger, welcher in der heiligen Stadt ankam, besuchte dann — wie noch jetzt Sitte ist — alle diese Kirchen, stieg in das Cömeterium hinab und kam, ohne seinen Weg lange suchen zu müssen, durch gut unterhaltene Gänge unmittelbar zu dem Grabe des berühmtesten Martyrers und dann weiter zu andern, welche vielleicht auch Gegenstand der Andacht waren.

Während dieser Periode, wovon wir reden, wurde nicht gestattet, ein Grab zu öffnen und einen Leib herauszunehmen. Durch Oeffnungen, die man in die Seitenwand des Grabes machte, wurden Tücher oder Schleier, die sogenannten Brandea, hineingesteckt, um die Reliquien des Martyrers zu berühren; diese Tücher wurden nach fernen Ländern gebracht und sehr in Ehren gehalten. Kein Wunder also, daß es dem heiligen Ambrosius, dem heiligen Gaudentius und andern Bischöfen so schwer wurde, Leiber oder große Reliquien von Martyrern für ihre Kirchen zu bekommen. — Eine andere Art von Reliquien bestand in dem sogenannten Oel eines Martyrers. Es war dieses das (oft mit Balsam vermischte) Oel, welches in einer Lampe neben seinem Grabe brannte. Oft steht ein runder steinerner Pfeiler, etwa drei Fuß hoch und oben ausgehöhlt, neben einem Monumente; dieser trug wahrscheinlich die Lampe oder diente dazu, den Inhalt derselben zu vertheilen. Der heilige Gregorius der Große schrieb der Königin Theodelinde, er sende ihr eine Sammlung der Oele derjenigen Päpste, welche Martyrer seien; die denselben beigefügte Liste hat Mabillon in der Schatzkammer zu Monza abgeschrieben; — sie ist abgedruckt bei Ruinart;[1]) — sie be-

[1]) Acta Mart. t. 3.

findet sich noch dort, mit den Fläschchen, welche die Oele in Metallröhren versiegelt enthalten.

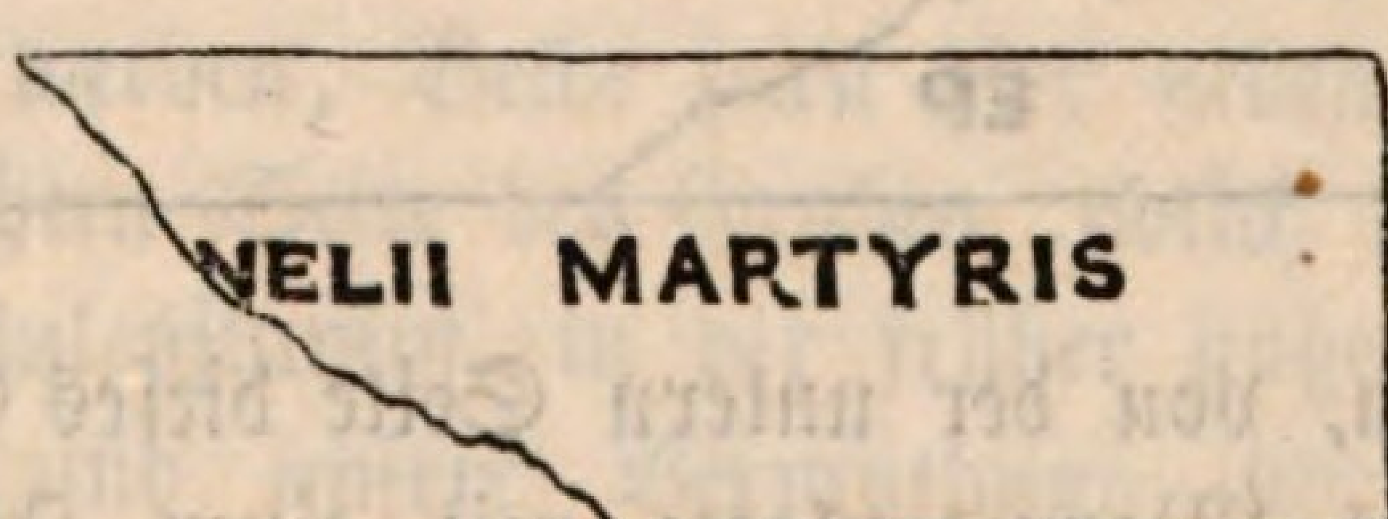
Diese Scheu, die Grabesruhe der Heiligen zu stören, zeigt sich sehr schön in einem Vorfalle, den der heilige Gregorius von Tours erzählt. Zu den Martyrern, welche in der alten römischen Kirche am höchsten verehrt wurden, gehören die heiligen Chrysanthus und Daria. Die Gräber derselben wurden durch zahlreiche dort stattfindende Krankenheilungen so berühmt, daß die Christen über denselben ein Gemach mit einem schön gearbeiteten Gewölbe anlegten, das heißt, in den Felsen aushaueten, wo sich die Schaaren der Betenden versammelten. Die Heiden entdeckten dieses; der Kaiser ließ die Betenden einschließen, den Eingang vermauern und von oben, wahrscheinlich durch das Luminare oder Luftloch, Erde und Steine herabschütten und die Versammelten lebendig begraben, so daß sie auf ähnliche Weise starben, wie die beiden Heiligen vor ihnen. Der Ort war unbekannt zur Zeit, als der Kirche der Friede wiedergegeben wurde, bis er durch eine göttliche Offenbarung wieder bekannt wurde. Man gestattete aber nun den Pilgern nicht mehr, diesen heiligen Ort zu betreten, sondern nur, ihn durch ein in der Wand angebrachtes Fenster zu betrachten: man sah so nicht nur die Gräber der Martyrer, sondern auch die Leiber derjenigen, welche dort lebendig begraben waren. Und da diese grausame Verschüttung stattgefunden hatte, als man gerade mit den Vorbereitungen zur Darbringung der heiligen Eucharistie beschäftigt war, so sah man noch die silbernen Gefäße umherliegen, in welchen der Wein für das heilige Opfer herbeigebracht wurde.[1])

Es ist klar, daß Pilger, die nach Rom kamen, ein Handbuch für die Cömeterien bedurften, um zu wissen, was sie zu besuchen hätten. Ebenso ist es ganz natürlich, daß die heimgekehrten Pilger ihre weniger glücklichen Bekannten durch Berichte über das, was sie gesehen hatten, zu erbauen suchten. Es sind

[1]) S. Greg. Turon. de gloria mart. l. 1. c. 28, bei Marchi a. a. O. S. 81. Man hat ein Epigramm des heiligen Damasus auf diese Martyrer (Carm. 28) auf diesen Vorfall bezogen.

noch mehrere derartige Berichte (Itinerarien) erhalten, welche für uns nicht minder interessant sind, als für die nicht gereisten Bekannten der Verfasser. Die erste Stelle unter denselben nehmen Verzeichnisse aus dem vierten Jahrhundert ein: in dem einen sind die Begräbnißplätze der römischen Päpste, in dem andern die von Martyrern angegeben.[1]) Daran schließen sich drei verschiedene Wegweiser für die Katakomben, die um so interessanter sind, als sie eine verschiedene Reihenfolge einhalten, aber in ihren Angaben ganz genau übereinstimmen.

Um den Werth dieser Documente zu zeigen und zugleich die Veränderungen zu beschreiben, welche in den Katakomben während der zweiten Periode ihrer Geschichte stattfanden, wollen wir kurz über einen Fund berichten, den man in dem Cömeterium gethan hat, wo wir unsere kleine Gesellschaft verlassen haben. In dem Schutt nahe bei dem Eingange einer Katakombe, deren Name noch zweifelhaft war, und welche man für die des Prätextatus gehalten hatte, fand man ein Stück von einer Marmorplatte, welche quer von der Linken zur Rechten durchgebrochen war, mit folgenden Buchstaben:



[2])

Der junge Ritter de Rossi erklärte gleich, das sei ein Stück von der Grabschrift des heiligen Papstes Cornelius; man werde wahrscheinlich unten sein Grab von einer besondern Form finden, und da alle oben erwähnten Itinerarien dieses Grab übereinstimmend in das Cömeterium des Kallistus verlegten, so habe diese Katakombe, nicht die bei Sanct Sebastian, welche einige hundert Schritte davon entfernt ist, Anspruch auf die Ehre dieses Namens. Er ging noch weiter und sagte vorher, da diese Schriften behaupteten, der heilige Cyprianus sei neben Cornelius begraben, so werde man bei dem Grabe etwas fin-

[1]) Von Bucherius im J. 1634 veröffentlicht.
[2]) (Von) ... nelius, dem Martyrer.

den, woraus sich diese Angabe erklären lasse; denn es war bekannt, daß der Leib des erstern in Afrika ruhte. — Es dauerte nicht lange, und alle diese Vermuthungen bestätigten sich. Man fand, daß die große Treppe[1]) gleich auf einen geräumigern Platz führte, welcher durch Ziegelmauern aus der Zeit nach den Verfolgungen eingefaßt war und von oben Licht und Luft erhielt. Zur Linken war ein Grab, gleich den andern in den Felsen eingehauen, und ohne daß außerhalb über demselben ein Bogen angebracht war. Es war aber weit und geräumig, und es waren keine andern Gräber unterhalb oder oberhalb oder zu den Seiten desselben; nur ein einziges war sehr hoch über demselben. Dort fand man das fehlende Stück der Marmorplatte; das zuerst gefundene Stück wurde aus dem Kircher'schen Museum, wo es aufbewahrt wurde, herbeigeholt und beide paßten genau aufeinander und bedeckten das Grab in folgender Weise:



[2])

Weiter unten, von der untern Seite dieses Steines bis zum Boden war eine Marmorplatte mit einer Inschrift gewesen, wovon aber nur links ein Stück übrig geblieben, der Rest abgebrochen und verloren gegangen war. Oberhalb des Grabes war eine andere Platte in den Sandstein eingefügt gewesen, deren rechtes Ende sich erhalten, und wovon man einige andere Stücke im Schutt wiedergefunden hat; nicht genug, um die Inschrift vollständig wieder herzustellen, aber genug, um zu erkennen, daß es eine Inschrift in Versen von dem Papste Damasus gewesen war. Wie läßt sich aber nachweisen, daß die Verse von Damasus waren? Sehr leicht. Wir wissen nicht nur, daß dieser bereits erwähnte heilige Papst sehr gern

[1]) Die Krypta wurde, glauben wir, früher entdeckt als die Treppe.
[2]) Von Cornelius, dem Martyrer und Bischof.

Verse schrieb und auf die Gräber der Martyrer setzen ließ,[1]) sondern die zahlreichen Inschriften, die sich von ihm noch erhalten haben, sind auch in eigenthümlich und sehr zierlich geformten Buchstaben geschrieben, die bei den Alterthumsforschern unter dem Namen „Damasianische“ bekannt sind. Auf diesen Marmor-Bruchstücken stehen aber Stücke von Versen in solchen Schriftzügen.

Auf der Wand rechts vom Grabe, aber noch auf der nämlichen Fläche, waren zwei ganze Figuren in priesterlicher Kleidung und mit Heiligenscheinen um den Kopf gemalt, augenscheinlich byzantinische Arbeiten aus dem siebenten Jahrhundert. Unten auf der Wand zur Linken jeder Figur standen ihre Namen, von denen ein Buchstabe unter den andern gesetzt war; einige Buchstaben waren verwischt, wir wollen sie in liegender Schrift ergänzen:

SCI+ COR*N*EL*I* PP   SCI+ *C*IPRI*AN*I. [2])

So konnte ein Fremder, welcher diese beiden Inschriften neben den Bildern las und wußte, daß die Kirche das Fest der beiden Martyrer an demselben Tage feiert, leicht zu der Meinung verleitet werden, Beide seien hier neben einander beigesetzt. — Zur rechten Seite des Grabes endlich steht ein etwa drei Fuß hoher Säulenstumpf, in der früher angegebenen Weise oben ausgehöhlt; und unsere Vermuthung über den Zweck

[1]) Solche Inschriften bilden den größten Theil seiner uns noch erhaltenen poetischen Werke.

[2]) „(Bild) des heiligen Papstes Cornelius, — des heiligen Cyprianus.“ Auf der andern Seite, auf einer schmalen, unter einem rechten Winkel daranstoßenden Wand sind zwei ähnliche Bilder; aber nur einer der beiden Namen ist noch zu entziffern, der des heiligen Sixtus, oder wie er hier und sonst geschrieben ist, Sustus. – Auf den Bildern der berühmtesten Heiligen liest man noch, in den Mörtel eingekratzt, in Schriftzügen aus dem siebenten Jahrhundert, die Namen von solchen, welche die Gräber besucht haben. Zwei Priester haben z. B. ihren Namen so eingeschrieben:

+ LEO PRB IOANNIS PRB.

In dem alten römischen Kalendarium heißt es vom heiligen Cyprianus: „XVIII. Kal. Oct. Cypriani in Africa: Romae celebratur in Callisti.“

„Am 14. Sept. (Deposition) des Cyprianus in Afrika; zu Rom wird sie in dem Cömeterium des Kallistus gefeiert.“

solcher Säulen wird dadurch bestätigt, daß der heilige Gregorius in dem Verzeichniß der der lombardischen Königin übersandten Oele auch Oel des heiligen Cornelius, Oleum Sancti Cornelii, erwähnt.

Wir sehen also, wie während der zweiten Periode die ursprünglich einfachen Cömeterien sowohl mehr ausgeschmückt als auch bequemer eingerichtet wurden. Man braucht aber darum nicht zu glauben, daß zu befürchten sei, man könne diese spätern Verzierungen mit den Erzeugnissen der ältern Zeit verwechseln. Der Unterschied ist so groß, daß man gerade so leicht ein Bild von Rubens mit einem Bilde von Beato Angelico verwechseln, wie eine byzantinische Figur in die beiden ersten Jahrhunderte versetzen könnte.

Wir kommen jetzt zu der dritten Periode dieser heiligen Cömeterien, zu der traurigen Periode ihrer Verwüstung. Als die Lombarden und später die Sarazenen die Umgegend von Rom zu verheeren anfingen, und die Katakomben der Gefahr der Entweihung ausgesetzt waren, ließen die Päpste die Leiber der berühmtesten Martyrer von dort nach den Basiliken der Stadt bringen. Das dauerte bis zum achten oder neunten Jahrhundert, in welchen noch von Reparaturen berichtet wird, welche die Päpste in den Cömeterien ausführten. Fortan wurden die Katakomben nicht mehr so viel von Andächtigen besucht, und die über den Eingängen derselben stehenden Kirchen wurden zerstört oder verfielen. Nur diejenigen blieben bestehen, welche befestigt waren und vertheidigt werden konnten; dahin gehören die außerhalb der Mauern liegenden Basiliken Sanct Paulus auf der Straße nach Ostia, Sanct Sebastianus auf der Appischen Straße, Sanct Laurentius auf der Tiburtinischen Straße oder dem Ager Veranus, Sanct Agnes auf der Romentanischen Straße, Sanct Pankratius auf der Aurelianischen Straße, und Sanct Peter auf dem Vatican, die größte unter allen. Um die zuerst und um die zuletzt genannte Basilika herum lagen besondere Flecken oder Vorstädte, und um einige der andern sieht man noch Spuren von starken Mauern.

Merkwürdig ist es aber, daß der junge Alterthumsforscher,

den wir oft rühmlich erwähnt haben, zwei der Basiliken über dem Eingange zum Cömeterium des Kallistus fast ganz erhalten wiedergefunden hat; die eine war zu einem Stalle und Backhause, die andere zu einem Weinkeller gemacht. Die eine ist wahrscheinlich die von dem mehrerwähnten Papste Damasus erbaute Basilika.

Die durch die Luftlöcher hineingeflossene Erde, die Verwüstungen, welche im Laufe von Jahrhunderten durch solche Personen angerichtet wurden, die von den Weinbergen aus durch unbewachte Eingänge darin eindringen konnten, die zerstörende Macht der Zeit und des Wetters — das alles hat uns nur Ruinen von den alten Katakomben übrig gelassen. Es ist indeß noch manches da, für dessen Erhaltung wir der Vorsehung danken müssen. Noch ist genug übrig geblieben, um die uns erhaltenen Berichte aus bessern Zeiten zu bestätigen, und diese hinwiederum sind uns behülflich zur Reconstruction der Ruinen. Der jetzt regierende Papst hat in einigen Jahren mehr für diese heiligen Orte gethan, als seit Jahrhunderten dafür geschehen war. Die Commission, welche er zu diesem Zwecke eingesetzt hat, leistet Erstaunliches. Mit sehr beschränkten Mitteln läßt sie systematisch arbeiten; nichts wird von dem Platze, wo es gefunden worden, weggenommen, sondern alles, so weit es angeht, wieder hergestellt, wie es ursprünglich gewesen; von allen Malereien werden genaue Zeichnungen gemacht, und von allen Theilen, die untersucht worden sind, Pläne aufgenommen. Um diese schönen Resultate zu erzielen, hat der Papst aus eigenen Mitteln Weinberge und Felder gekauft, namentlich bei Tor Marancia, wo das Cömeterium der heiligen Nereus und Achilleus liegt, und über dem Cömeterium des Kallistus. — Auch der französische Kaiser hat Künstler nach Rom gesandt, welche ein prächtiges, vielleicht etwas zu sehr überladenes Werk über die Katakomben bearbeitet haben — ein wahrhaft kaiserliches Unternehmen.

Aber es ist Zeit, daß wir unsere Gesellschaft wieder aufsuchen und unsern Besuch in diesen wundervollen Städten hingeschiedener Heiligen unter der Leitung unserer Freunde, der Todtengräber, beendigen.

Viertes Capitel.

Was Diogenes von den Katakomben erzählte.

Alles, was wir unsern Lesern von der ersten Periode der Geschichte des unterirdischen Rom, wie die Alterthumsforscher die Katakomben gern nennen, gesagt haben, hat ohne Zweifel Diogenes seinen jungen Zuhörern viel besser vorgetragen, als sie mit der Kerze in der Hand langsam durch eine lange grade Galerie gingen, welche von vielen andern durchkreuzt wurde. Sie hielten sich in der langen Galerie, blieben aber wiederholt stehen und hörten die Vorträge des Diogenes an, die ungefähr dasselbe enthielten, was wir in unserm prosaischen zweiten Capitel zusammengestellt haben.

Endlich wandte sich Diogenes rechts, und Torquatus sah ängstlich um sich: „An wie vielen Kreuzwegen," fragte er, „mögen wir wohl vorbeigekommen sein, ehe wir diese Haupt-Galerie verlassen haben?"

„Es sind ihrer viele," antwortete Severus trocken.

„Wie viele meinst du denn wohl, zehn oder zwanzig?"

„Wenigstens so viele, glaube ich; ich habe sie aber nie gezählt."

Torquatus aber hatte sie gezählt; er fragte nur, um ganz sicher zu sein, daß er richtig gezählt habe. Er fuhr fort, indem er noch immer stehen blieb: „Wie weißt du denn, wo du von der ersten Richtung abgehen mußt? — O, was ist dies denn?" fragte er weiter, indem er sich stellte, als untersuche er eine kleine Nische an der Ecke. Severus aber beobachtete ihn scharf und sah, daß er ein Zeichen in den Sand machte.

„Komm, komm voran," sagte er, „sonst verlieren wir die Andern aus den Augen und sehen nicht, welchen Weg sie einschlagen. Diese kleine Nische ist dazu da, um eine Lampe darein zu setzen; du wirst an jeder Ecke eine finden. Was uns angeht, so kennen wir alle Gänge hier unten so genau, wie du die Straßen der Stadt dort oben."

Torquatus war froh über das, was er von den Lampen hörte. (Es waren das die kleinen irdenen Lampen, die augen-

scheinlich eigens für die Katakomben gemacht waren und deren man so viele dort findet.[1]) Aber nicht zufrieden damit, zählte er, so genau er konnte, die Ecken, an denen sie vorbeikamen, und wiederholt blieb er bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande stehen und untersuchte einzelne Stellen genauer. Severus aber beobachtete ihn mit Luchsaugen und ließ nichts seiner Aufmerksamkeit entgehen.

Endlich traten sie durch ein Thor in ein viereckiges Gemach, welches reich mit Malereien verziert war.

„Wie nennt ihr dies?" fragte Tiburtius.

„Es ist eine Krypta oder ein Cubiculum, deren es in unsern Cömeterien sehr viele gibt," antwortete Diogenes. „Zuweilen sind dieselben bloße Familienbegräbnisse, gewöhnlich aber enthalten sie das Grab irgend eines Martyrers, an dessen Jahrestage wir hier zusammenkommen. Siehe dort das Grab uns gegenüber, welches zwar mit der Mauer zusammenhängt, aber überwölbt ist. Dieses wird bei solchen Gelegenheiten der Altar, worauf die göttlichen Geheimnisse gefeiert werden. Ihr kennt ja diese Sitte?"

„Vielleicht haben meine beiden Freunde," unterbrach ihn Pankratius, „die erst kürzlich getauft worden sind, noch nichts davon gehört; aber mir ist die Sitte wohl bekannt. Es ist gewiß eine der herrlichsten Auszeichnungen der Martyrer, daß der heilige Leib und das kostbare Blut des Herrn über ihrer Asche geopfert wird, und daß sie so zu den Füßen Gottes ruhen.[2]) Aber laß uns die Malereien dieser Krypta genauer besehen."

[1]) Northcote a. a. O. S. 169.

[2]) „Sic venerarier ossa libet,
Ossibus altar et impositum;
Illa, Dei sita sub pedibus,
Prospicit haec, populosque suos
Carmine propitiata fovet."
Prudentius, Peristeph. 3, 43.

„Ihre Gebeine verehren wir hier
Und den Altar, der darüber erbaut;
Sie aber ruht zu den Füßen des Herrn,
Blicket auf uns und gewähret dem Lied,
Das wir ihr weihen, geneigtes Gehör."

Der Ausdruck, daß ein Martyrer „unter den Füßen Gottes" liege, bezieht sich auf die wirkliche Gegenwart Christi im heiligen Altarssacramente.

„Der Malereien wegen habe ich euch lieber in dieses Gemach geführt, als in viele andere des Cömeteriums. Es ist eins der ältesten und enthält eine sehr vollständige Reihe von Malereien von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Zeit; denn die jüngsten sind von der Hand meines Sohnes."

„Nun denn, Diogenes, so erkläre sie meinen Freunden der Reihe nach," sagte Pankratius. „Ich glaube, ich kenne die meisten, aber nicht alle; und jedenfalls höre ich auch gern deine Beschreibung."

„Ich bin kein Gelehrter," antwortete der alte Mann bescheiden; „aber wenn man sechszig Jahre, als Mann und als Knabe, unter Gegenständen gelebt hat, so lernt man sie besser kennen, als Andere, weil man sie lieber gewinnt. Alle hier Anwesenden sind ja in die heiligen Geheimnisse eingeweiht," fügte er bei und hielt inne.

„Ja," antwortete Tiburtius, „wenngleich nicht so vollständig unterrichtet, wie Convertiten gewöhnlich sind; Torquatus und ich haben die heilige Communion empfangen."

„Nun gut," fuhr der Todtengräber fort. „Die Malereien am Gewölbe sind natürlich die ältesten; denn sie sind angefertigt woren, als die Krypta ausgehauen wurde, während die Wände verziert wurden, als man die Gräber anlegte. Ihr seht, das Gewölbe ist mit einer Art von Gitterwerk mit Weintrauben bemalt, vielleicht um den wahren Weinstock darzustellen, dessen Rebzweige wir sind. Dort seht ihr den Orpheus sitzen und lieblich spielen, nicht bloß für seine Heerde, sondern auch für die wilden Thiere der Wüste, die bezaubert um ihn herum stehen."

„Wie, das ist ja ein ganz heidnisches Gemälde!" unterbrach Torquatus verwundert und etwas sarkastisch. „Was hat das mit dem Christenthum zu thun?"

„Es ist eine Allegorie, Torquatus," entgegnete Pankratius freundlich, „und zwar eine sehr beliebte. Den Gebrauch heidnischer Bilder hat man, wenn sie an sich unverfänglich waren, für erlaubt gehalten. Du siehst zum Beispiel dort am Gewölbe Masken und andere heidnische Verzierungen, und solche

Malereien sind gewöhnlich aus einer sehr alten Zeit. So wurde auch der Heiland unter dem Symbole des Orpheus dargestellt, um Sein heiliges Bild vor Verhöhnung und Entweihung durch die Heiden zu schützen.[1]) Sieh, dort in jenem Bogen hast du eine neuere Darstellung des nämlichen Gegenstandes."

„Ich sehe da," sagte Torquatus, „einen Hirten mit einem Lamme auf den Schultern; — das ist der gute Hirt, das kann ich verstehen: ich erinnere mich der Parabel."

„Aber warum wird dieser Gegenstand so oft dargestellt?" fragte Tiburtius. „Ich habe diese Darstellung auch in andern Cömeterien gesehen."

„Wenn du dort über das Arcosolium[2]) siehst," antwortete Severus, „so findest du eine vollständigere Darstellung der Scene. Aber ich meine, es ist besser, wir fahren erst da fort, wo wir angefangen haben, bis wir mit dem Gewölbe fertig sind. Du siehst dort die Figur rechts?"

„Ja," antwortete Tiburtius; „es ist ein Mann, der in einem Kasten zu sitzen scheint, mit einer Taube, die auf ihn zufliegt. Soll das die Sündfluth darstellen?"

„Ja," sagte Severus; „und sie ist das Symbol der Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, und der Erlösung der Welt. Das ist unser Anfang und hier ist unser Ende: Jonas, aus dem Schiffe geworfen und von dem Fische verschlungen und dann ruhig unter seiner Hütte sitzend, — die Auferstehung mit dem Herrn und die ewige Ruhe als ihre Frucht."

„Wie natürlich ist diese Darstellung an einem solchen Orte!" bemerkte Pankratius. „Und hier," fuhr er fort, auf die andere Seite weisend, „haben wir eine andere Darstellung der nämlichen trostvollen Lehre."

„Wo?" fragte Torquatus gleichgültig; „ich sehe nichts,

[1]) Northcote S. 81.

[2]) So hießen die mit einem Bogen verzierten Gräber, welche mit einem drei Fuß hohen Herde mit einem Bogen darüber verglichen werden könnten; die Gemälde hätte man sich inwendig über dem Herde zu denken. (Northcote S. 47.) Die Titel-Vignette dieses Bandes stellt ein verziertes Arcosolium dar, aber mit einem etwas höhern Bogen. Die Gemälde sind aus den Cömeterien. Unter dem Gewölbe sind der gute Hirt und Moyses an den Felsen schlagend dargestellt.

als eine ringsum eingewickelte stehende Figur, wie ein großes Kind, in einem kleinen Tempel, und eine andere Person ihr gegenüber."

„Ganz recht," sagte Severus; „so stellen wir die Auferweckung des Lazarus immer dar. Hier siehst du einen rührenden Ausdruck der Hoffnungen unserer Väter in der Verfolgung: die drei babylonischen Jünglinge im Feuerofen."

„Nun ja," sagte Torquatus; „ich meine, wir könnten jetzt zum Arcosolium übergehen, daß wir mit diesem Gemache fertig werden. Was sind das für Bilder rings um das Arcosolium?"

„Links siehst du die Vermehrung der Brode und Fische. Der Fisch [1]) ist, wie du weißt, das Symbol Christi."

„Wie so?" fragte Torquatus ungeduldig. Severus sah den Pankratius an, da er wünschte, daß dieser, als der besser Unterrichtete, antworten möge.

„Es gibt zwei Ansichten über den Ursprung dieses Symbols," sagte der Jüngling bereitwillig. „Einige finden die Bedeutung in dem Worte selbst, da die fünf Buchstaben des griechischen Wortes für ‚Fisch' die Anfangsbuchstaben der griechischen Worte sind, welche ‚Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland' bedeuten.[2]) Andere finden die Bedeutung in dem Symbole: wie der Fisch im Wasser geboren wird und lebt, so wird der Christ durch die Taufe aus dem Wasser geboren und mit Christus darin begraben.[3]) Darum haben wir auch unterwegs auf Gräbern das Bild eines Fisches oder das Wort ‚Fisch' eingegraben gefunden. — Nun fahre fort, Severus."

„Ferner zeigt uns die Verbindung von Brod und Fisch bei derselben Vermehrung, wie in der Eucharistie Christus die Speise Aller wird.[4]) — Gegenüber siehst du Moyses, der

[1]) Es wird gewöhnlich das griechische Wort gebraucht und Christus schlechtweg der Ichthys, ἰχθύς, genannt. [Vgl. Northcote S. 73.]

[2]) Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ. Diese Erklärung geben der heilige Optatus (de schism. Donat. l. 3.) und der heilige Augustinus (Civ. D. 18, 23).

[3]) Dies ist Tertullian's Erklärung (de bapt. c. 1).

[4]) In dem nämlichen Cömeterium befindet sich noch ein anderes interessantes Gemälde. Auf einem Tische liegt ein Brod und ein Fisch;

Wasser aus dem Felsen schlägt, woraus Alle tranken. Der Felsen ist Christus, welcher sowohl unser Trank wie unsere Speise ist." [1])

„Nun kommen wir endlich an den guten Hirten," sagte Torquatus.

„Ja," fuhr Severus fort, „du siehst ihn in der Mitte des Arcosolium in seiner einfachen Tunica und in Beinkleidern mit dem verirrten Lamme auf der Schulter; zwei andere stehen zu seiner Seite, der träge Widder zur Rechten, das sanfte Schaf zur Linken, — der Büßer nimmt den Ehrenplatz ein. Auf jeder Seite siehst du auch eine Person, welche offenbar von ihm beauftragt ist, zu predigen. Beide beugen sich vorwärts und reden zu Schafen, welche nicht zur Heerde gehören. Eins auf jeder Seite scheint auf ihre Worte nicht zu achten, sondern grast ruhig weiter, während ein anderes den Kopf und die Augen emporhebt und sie aufmerksam ansieht und zuhört. Es fällt reichlicher Regen; das ist die Gnade Gottes. Es ist nicht schwer, dieses Bild zu deuten."

„Aber warum ist dieses Bild so oft dargestellt?" fragte Tiburtius zum zweiten Male.

„Wir glauben," antwortete Severus, „daß dieses und die meisten ähnlichen Bilder aus der Zeit stammen, wo die Novatianische Ketzerei so große Verwüstungen in der Kirche anrichtete." [2])

„Was ist denn das für eine Ketzerei?" fragte Torquatus

ein Priester breitet seine Hände darüber aus; gegenüber sieht man eine weibliche Figur in anbetender Stellung. Der Priester ist der nämliche, welcher auf einem andern Bilde, ganz nahe dabei, als die Taufe spendend dargestellt ist. In einem andern Gemache, aus welchem kürzlich der Schutt weggeräumt wurde, hat man sehr alte Verzierungen gefunden, Masken u. dgl., und unter andern auch schwimmende Fische, welche Brodkörbe und Weinfläschen auf dem Rücken tragen. [Northcote, a. a. O. S. 71.]

[1]) Unter dem Bilde des Moyses wird in den Cömeterien oft der heilige Petrus dargestellt. Auf einem Glasgemälde, welches die Scene darstellt, steht über dem Kopfe der Person, welche an den Felsen schlägt: PETRVS. [Vgl. Card. Wiseman's Reden und Vorträge, 16. Band dieser Sammlung, S. 320.]

[2]) Vgl. Northcote S. 58 und 140.

gleichgültig; denn die Sache schien ihn nicht sehr zu interessiren.

„Es war das, oder vielmehr es ist das die Ketzerei,“ antwortete Pankratius, „welche lehrt, es gebe Sünden, welche die Kirche nicht vergeben könne, welche zu groß seien, als daß Gott sie verzeihen könne.“

Pankratius bemerkte nicht, welchen Eindruck diese Worte machten; aber Severus, welcher die Augen von Torquatus nicht abwandte, sah, wie er abwechselnd erröthete und erblaßte.

„Ist das eine Ketzerei?“ fragte der Verräther verwirrt.

„Gewiß; es ist eine schreckliche Ketzerei,“ antwortete Pankratius, „wenn man die Barmherzigkeit Dessen beschränken will, welcher kam, nicht die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder zur Buße. Die katholische Kirche hat immer gelehrt, ein Sünder könne, seine Sünden möchten auch noch so häßlich und zahlreich sein, wenn er sie wahrhaft bereue, durch das Sacrament der Buße Verzeihung erlangen. Darum hat sie immer dieses Bild des guten Hirten so sehr geliebt, welcher bereit ist, in die Wüste zu eilen, um ein verlorenes Schaf wiederzusuchen.“

„Aber vorausgesetzt,“ sagte Torquatus, offenbar tief ergriffen, „es wäre Jemand Christ geworden und hätte die heilige Communion empfangen, wäre dann abgefallen und in Laster versunken und — und“ — (seine Stimme bebte) — „hätte beinahe seine Brüder verrathen, würde einem Solchen die Kirche nicht jede Hoffnung verschließen?“

„Nein, nein,“ antwortete der Jüngling; „das sind gerade die Verbrechen, um die es sich handelt; weil die Katholiken glauben, daß auch diese Verzeihung erlangen können, darum werden sie von den Novatianern angefeindet. Die Kirche ist ja eine Mutter, deren Arme stets offen sind, um ihre verirrten Kinder wieder aufzunehmen.“

Dem Torquatus traten Thränen in die Augen; seine Lippen bebten und waren im Begriff, das Schuldbekenntniß auszusprechen, welches für einen Augenblick gleichsam aus dem Herzen emporstieg; aber es war, als wäre ein schwarzer giftiger

Tropfen mit demselben emporgestiegen und hätte ihn gewürgt; — nach einem Augenblicke wurde sein Gesichtsausdruck hart und verstockt; er biß auf die Lippen und sprach, indem er gleichgültig zu reden suchte: „Eine tröstliche Lehre für den, welcher ihrer bedarf.“

Nur Severus erkannte, daß in dem Herzen dieses Menschen ein Augenblick der Gnade verscherzt, und durch einen verzweifelten Gedanken ein Hoffnungsfunke erstickt worden war.

Diogenes und Majus, welche sich entfernt hatten, um in der Nähe eine Stelle zum Aushauen einer neuen Galerie auszusuchen, kehrten jetzt zurück, und Torquatus sprach zu dem alten Todtengräber: „Wir haben nun die Galerieen und die Kammern gesehen; ich möchte jetzt auch noch gern die Kirche sehen, wo wir uns werden zu versammeln haben.“

Diogenes ahnte nichts Schlimmes und wollte ihn dorthin führen, als sein Sohn ihn mit den Worten zurückhielt: „Ich glaube, Vater, es ist für heute zu spät. Du weißt, wir haben zu arbeiten. Unsere jungen Freunde werden uns entschuldigen, zumal sie die Kirche ohnehin bald, und zwar in besserm Zustande sehen werden, da der heilige Papst darin zu celebriren beabsichtigt.“

Sie stimmten bei, und als sie wieder an dem Punkte ankamen, wo sie die erste geradeaus laufende Galerie verlassen hatten, um das verzierte Gemach zu besuchen, bat Diogenes sie, zu warten, ging einige Schritte weit in einen Gang gegenüber und sagte:

„Wenn ihr diesem Corridor nachgeht und euch dann rechts wendet, kommt ihr zur Kirche. Ich habe euch aber bloß darum hierhergebracht, um euch ein Arcosolium mit einem schönen Gemälde zu zeigen. Ihr seht da die heilige Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Arme, und die Weisen aus dem Morgenlande beten es an; es sind dieser hier vier dargestellt wiewohl wir gewöhnlich nur drei zählen.“ [1])

[1]) Dieses Gemälde kommt in den Katakomben mehrere Male vor [Northcote S. 80]; ein Exemplar wurde unlängst, wenn ich mich recht erinnere, in dem Cömeterium der heiligen Nereus und Achilleus

Alle bewunderten das Gemälde; der arme Severus aber war sehr bekümmert darüber, daß sein guter Vater unbedachtsam dem Torquatus gezeigt hatte, wo die Kirche lag, und daß er es ihm zugleich leicht gemacht hatte, den Weg wieder zu finden, indem er ihn auf ein so bemerkenswerthes Gemälde aufmerksam machte.

Als die Fremden weg waren, theilte er seinem Bruder seine Beobachtungen mit, indem er bemerkte: „Dieser Mensch wird uns noch Verdruß machen; ich traue ihm gar nicht."

In kurzer Zeit hatten die Brüder alle Zeichen, welche Torquatus unterwegs an den Ecken gemacht hatte, vernichtet. Aber das genügte nicht, da er auch die Kreuzwege gezählt hatte; sie entschlossen sich daher, den jetzigen Weg nach der Kirche zu verschütten und einen andern Gang dazu einzurichten. Zu dem Ende brachten sie den Sand aus den neuen Anlagen an das Ende einer Galerie, welche den Hauptgang durchkreuzte, wo dieser niedrig war. Sie ließen vorläufig den Sand in Haufen dort liegen, um erst die Gläubigen von der beabsichtigten Veränderung in Kenntniß zu setzen.

Fünftes Capitel.

Ueber der Erde.

Damit der Leser sich von dieser langen unterirdischen Excursion etwas erholen kann, führen wir ihn zum zweiten Male nach dem „glücklichen" oder „gesegneten" Campanien,[1] wie alte Schriftsteller es hätten nennen können. Wir haben Fabiola dort verlassen, wie sie durch einige Sätze, welche sie geschrieben gefunden hatte, sehr in Erstaunen versetzt war. Sie kamen ihr vor wie ein Brief aus einer andern Welt; sie wußte aber nicht, welchen Charakter sie ihm beilegen sollte. Sie wünschte mehr darüber zu erfahren, wagte es aber kaum zu fragen.

gefunden. (Die Titelvignette enthält eine Zeichnung davon.) Es ist viel älter, als das Concil von Chalcedon, aus dessen Zeit man gewöhnlich diese Art und Weise der Darstellung des Herrn datirt.

[1]) Campania felix, wie Arabia felix.

Den nächsten Tag und die darauf folgenden erhielt sie viel Besuch; es kam ihr oft der Gedanke, dem einen oder andern unter den Besuchern die geheimnißvollen Sätze zu zeigen, aber sie konnte sich nicht dazu entschließen.

Unter Andern kam eine Dame, welche gleich ihr ein philosophisch tadelloses und kalt tugendhaftes Leben führte, und sie sprachen zusammen über die Tagesmeinungen. Fabiola zog das Pergamentblatt hervor, um die Fremde dadurch in Staunen und Verlegenheit zu versetzen; aber es war ihr unmöglich, ihr dasselbe zu zeigen; es war ihr, als würde sie es dadurch profaniren. Ein Gelehrter der in allen Zweigen der Wissenschaft und Literatur sehr belesen war, besuchte sie längere Zeit und sprach sehr schön über die erhabenern Ansichten der ältern Schulen. Sie fühlte sich versucht, ihn wegen ihres Fundes zu befragen; aber die Sätze schienen ihr doch auch wieder zu erhaben zu sein, als daß er sie verstehen könnte. Merkwürdig, daß sie, die vornehme und stolze römische Dame, so oft sie Weisheit und Trost suchte, sich unwillkürlich zu ihrer christlichen Sklavin hingezogen fühlte! So auch jetzt. Sobald sie, nach mehrern Tagen, von Besuchen und Gesellschaften nicht mehr in Anspruch genommen war und sich mit Syra allein fand, zog sie ihr Pergament hervor und zeigte es dieser. Syra las die Sätze nicht ohne innere Bewegung, wiewohl ihre Gebieterin dieses nicht bemerkte. Nachdem sie gelesen, blickte sie ganz ruhig auf.

„Dieses Pergament,“ sagte Fabiola, „habe ich von der Villa des Chromatius, wahrscheinlich durch ein Mißverständniß, mitgenommen. Ich kann mir die Sätze nicht aus dem Sinne schlagen und bin ganz verwirrt dadurch.“

„Warum denn, meine edele Gebieterin? Ihr Sinn scheint doch klar genug zu sein.“

„Ja, aber gerade das beunruhigt mich. Mein natürliches Gefühl empört sich gegen diese Ansicht. Ich meine, ich müßte einen Mann hassen, welcher eine Beleidigung nicht rächt und nicht Haß mit Haß vergilt. Zu vergeben, wäre schon viel; aber Gutes zu thun für Böses, scheint mir eine unnatürliche Anforderung an die menschliche Natur zu sein. Trotzdem aber,

daß ich alles das fühle, weiß ich, daß ich mich genöthigt gesehen habe, dich für ein Benehmen zu achten, welches dem gerade entgegengesetzt war, was ich natürlicher Weise glaubte erwarten zu müssen."

„O, sprich nicht von mir, meine liebe Gebieterin, sondern sieh nur auf den einfachen Grundsatz; du achtest ihn auch bei Andern. Verachtest du oder achtest du den Aristides, weil er einem ungebildeten Feinde den Gefallen erwies, seinen eigenen Namen auf die Scherbe zu schreiben, womit derselbe für seine Verbannung stimmte? Verachtest du, als eine römische Dame, oder ehrst du den Namen des Coriolanus für seine großmüthige Nachsicht gegen euere Stadt?"

„Ich verehre Beide, ganz gewiß, Syra; aber du weißt, sie waren Heroen, keine gewöhnliche Menschen."

„Und warum sollten wir nicht Alle Heroen sein?" fragte Syra lachend.

„Ich bitte dich, Kind! In welcher Welt sollten wir denn leben? Es ist sehr unterhaltend, von den Thaten solcher wundervollen Leute zu lesen; aber man möchte sie doch nicht gern von gewöhnlichen Menschen alle Tage vollbracht sehen."

„Warum nicht?" wiederholte die Sklavin.

„Warum nicht? Möchtest du denn wohl ein Kind, welches du zu verpflegen hättest, mit Schlangen in der Wiege spielen oder sie erdrücken sehen, wie Hercules? Ich möchte nicht, daß mir ein Herr, den ich zu Tische geladen, kaltblütig erzählte, er habe an jenem Morgen einen Minotaurus getödtet oder eine Hydra erwürgt, oder daß mir ein Freund anböte, die Tiber durch meine Ställe zu leiten, um sie zu reinigen. Bewahre uns der Himmel vor einem Heroen-Geschlechte, sage ich." Und Fabiola lachte herzlich bei dem Gedanken.

In derselben muntern Laune fuhr Syra fort: „Aber gesetzt, wir hätten das Unglück, in einem Lande zu leben, wo es solche Ungeheuer gäbe, Centauren und Minotauren, Hydras und Drachen. Wäre es dann nicht besser, daß gewöhnliche Menschen heldenmüthig genug wären, sie zu bekämpfen, als daß man aus einem andern Welttheile einen Theseus oder Her-

cules kommen lassen müßte, um sie zu vernichten? In der That, in diesem Falle würde ein Mensch, der sie bekämpfte, den Namen Heros um nichts mehr verdienen, wie ein Löwenjäger in meinem Vaterlande."

„Ganz recht, Syra; aber ich sehe nicht ein, was du damit beweisen willst."

„Dieses: Zorn, Haß, Neid, Ehrgeiz, Habsucht sind in meinen Augen eben so gut Ungeheuer, wie Schlangen und Drachen; und sie greifen gewöhnliche Menschen ebensowohl an, wie große. Warum sollte ich nicht eben so gut mich bestreben, sie zu überwinden, wie Aristides oder Coriolanus oder Cincinnatus? Warum sollten wir das den Heroen allein überlassen, was wir eben so gut thun können?"

„Und hältst du dies denn wirklich für einen allgemein gültigen sittlichen Grundsatz? Thust du das, so fürchte ich, du fliegst zu hoch."

„Nein, theuere Gebieterin. Du warst überrascht, als ich die Behauptung aussprach, innere und ungesehene Tugend sei eben so nöthig, wie die äußere und sichtbare; ich fürchte, ich muß dich noch mehr überraschen."

„Fahre fort und scheue dich nicht, mir alles zu sagen."

„Nun denn, der Grundsatz des Systems, zu welchem ich mich bekenne, ist dieser: daß wir das als eine alltägliche und gewöhnliche Tugend, ja als einfache Pflicht ansehen und üben müssen, was alle andern Gesetzbücher, auch die reinsten und erhabensten, die es geben kann, als heroisch und als Beweis einer ungewöhnlichen Tugend ansehen."

„Das ist in der That ein sehr hohes sittliches Ideal; aber übersieh dabei nicht einen wichtigen Umstand. Der Heros wird unterstützt und gehoben durch das Lob der Welt; seine Handlung wird aufgezeichnet, und es wird der Nachwelt überliefert, wenn er seine Leidenschaften zügelt oder etwas vollbringt, was als eine erhabene That angesehen wird. Aber wer sieht, wer beachtet oder wer belohnt einen armen gewöhnlichen Menschen, welcher in stiller Verborgenheit ihn nachahmt?"

Syra erhob mit feierlichem, ehrfurchtsvollem Blicke ihre

Augen und ihre rechte Hand zum Himmel und sagte langsam: „Sein Vater, der im Himmel ist, der Seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte!“

Fabiola schwieg eine Zeit lang in ehrfurchtsvollem Staunen; dann sagte sie milde und achtungsvoll: „Wiederum, Syra, hast du meine Philosophie besiegt; deine Weisheit ist eben so consequent wie erhaben. Eine heroische Tugend, auch wenn sie nicht gesehen wird, schreibst du als die gewöhnliche tägliche Tugend eines Jeden vor. Die Menschen müssen allerdings mehr werden, als was die Götter nach dem gewöhnlichen Glauben sind, um das zu versuchen; aber schon die Idee ist eine ganze Philosophie werth. Kannst du mich noch höher führen?“

„O, noch viel, viel höher!“

„Und wohin würdest du mich endlich führen?“

„Dahin, wo dein Herz dir sagen würde, es habe nun Frieden gefunden.“

Sechstes Capitel.

Berathungen.

Die Verfolgung hatte nun schon einige Zeit im Morgenlande unter Diokletianus und Galerius gewüthet, und Maximianus hatte bereits das Decret erhalten, worin ihm befohlen wurde, sie auch im ganzen Abendlande zu beginnen. Es war aber beschlossen worden, die Verfolgung solle nicht bloß die Unterdrückung, sondern die völlige Ausrottung des christlichen Namens bewirken. Niemand sollte verschont werden; mit den Häuptern der Religion wollte man beginnen, um dann bis zur gänzlichen Niedermetzelung der ärmsten Klassen fortzuschreiten. Zu dem Ende war es nöthig, dafür zu sorgen, daß die verschiedenen Zerstörungswerkzeuge in grausamer Harmonie zusammenwirkten, daß alle mögliche Mittel angewandt wur-

den, um einen vollständigen Erfolg zu erzielen, und auch, daß die Majestät des kaiserlichen Befehls den niederschmetternden Schlag noch großartiger und furchtbarer machte.

Darum hatte der Kaiser, wiewohl voll Ungeduld, sein blutiges Werk zu beginnen, auf das Zureden seiner Rathgeber beschlossen, das Edict geheim zu halten, bis es gleichzeitig in allen Provinzen des Abendlandes veröffentlicht werden könnte. So schwebte die verderbendrohende Gewitterwolke eine Zeit lang unheimlich und geheimnißvoll über ihren Opfern, bis sie plötzlich über sie hereinbrach und über sie ausgoß „Feuer, Hagel, Schnee, Eis und brausenden Sturm.“ [1])

Im November berief Maximianus Herculeus die Versammlung, in welcher die zu ergreifenden Maßregeln endgültig beschlossen werden sollten. Die höchsten Hof- und Staatsbeamten waren dazu eingeladen worden. Der bedeutendste unter ihnen, der Stadtpräfect, brachte seinen Sohn Corvinus mit; er hatte denselben als Hauptmann einer Abtheilung von bewaffneten Häschern vorgeschlagen, welche den Christen unablässig nachspüren und nachstellen sollten, und wozu man die wildesten Feinde derselben ausgewählt hatte. Die Präfecten oder Statthalter von Sicilien und Italien, Spanien, Afrika und Gallien waren gleichfalls zugegen, um ihre Anweisungen entgegen zu nehmen. Außerdem waren einige Gelehrte, Philosophen und Redner eingeladen, darunter unser alter Bekannter Calpurnius; auch viele Priester, welche aus verschiedenen Gegenden nach Rom gekommen waren, um strenge Maßregeln gegen die Christen zu erwirken, hatten den Befehl erhalten, sich bei dieser Zusammenkunft einzufinden.

Die gewöhnliche Residenz der Kaiser lag, wie wir gesehen haben, auf dem Palatinischen Hügel. Es gab aber in Rom noch einen andern Palast, wo sie sich gern aufhielten und welchem namentlich Maximianus Herculeus den Vorzug gab. Unter Nero wurde nämlich der reiche Senator Plautius Lateranus des Hochverraths angeklagt und natürlich mit dem Tode bestraft. Sein ungeheueres Vermögen wurde von dem

[1]) Ps. 148, 8.

Kaiser confiscirt; dazu gehörte auch sein Haus, welches Juvenal und andere Schriftsteller als ein ungewöhnlich großes und prächtiges schildern. Es lag sehr schön auf dem Cölischen Hügel, am südlichen Ende der Stadt, so daß man von dort eine Aussicht hatte, die selbst in der Nähe von Rom nicht ihres Gleichen fand. Das Auge hatte da die wellenförmige Campagna vor sich, von colossalen Wasserleitungen durchschnitten, von Straßen mit ihrer Einfassung von Marmorgräbern durchkreuzt und überall mit glänzenden Villen übersäet, gleich Edelsteinen in das dunkele grüne Email der Lorbeeren und Cypressen eingefaßt. Darüber hinaus erblickte am Abende das Auge die purpurne Hügelreihe, worauf Alba und Tusculum mit ihren „Töchtern", um einen orientalischen Ausdruck zu gebrauchen, wie auf einem Polster üppig hingestreckt da lagen, hell glänzend in der untergehenden Sonne. Die felsige Kette der Sabinischen Berge zur Linken und die goldene Fläche der See zur Rechten des Beschauers schlossen diese vollendet schöne Landschaft ein.

Wir würden dem Maximianus eine Eigenschaft zuschreiben, die er nicht besaß, wollten wir von ihm annehmen, er habe aus Sinn für das Schöne eine so wundervoll gelegene Residenz vorgezogen. Der Grund davon lag vielmehr in der Pracht der Gebäude, die er selbst noch mehr verschönert hatte, und vielleicht auch darin, daß er von dort bequem aus der Stadt auf die Eber- und Wolfsjagd eilen konnte.

Gebürtig aus Sirmium in Slavonien und darum nach römischen Begriffen ein Barbar, von ganz niedriger Herkunft, bloß ein glücklicher Soldat, ohne alle Bildung, ohne hervorragende Eigenschaften mit Ausnahme seiner thierischen Kraft, welche seinem Beinamen Herculeus alle Ehre machte, — war er von einem andern Barbaren, Diokles, bekannt als Kaiser Diokletianus, mit dem Purpur bekleidet worden. Gleich diesem habsüchtig bis zur Gemeinheit und verschwenderisch bis zur Gedankenlosigkeit, den nämlichen rohen Lastern und schändlichen Sünden ergeben, die eine christliche Feder nicht näher bezeichnen mag, ohne Zügel für seine Leidenschaften, ohne Sinn für

Gerechtigkeit und ohne Gefühl der Menschlichkeit, hatte dieses Ungeheuer nie aufgehört, Alle zu unterdrücken, zu Grunde zu richten oder zu vernichten, welche ihm im Wege standen. Für ihn war die bevorstehende Verfolgung, was ein Festmahl für einen Schlemmer ist, welcher etwas Ungewöhnliches bedarf, um die Eintönigkeit täglicher Excesse erträglich zu machen. Von riesiger Gestalt, mit den wohlbekannten Gesichtszügen seines Volksstammes, mit Haaren auf dem Kopfe und im Gesichte, die mehr gelb als roth, und zottig und wild waren gleich Büscheln Stroh, mit unruhig umherrollenden Augen, aus denen Argwohn, Liederlichkeit und Rohheit zugleich strahlten, — flößte Maximianus, beinahe der Letzte unter Rom's Tyrannen, durch seinen bloßen Anblick Jedem Schrecken ein, nur nicht einem Christen. Ist es zu verwundern, daß er dieses Geschlecht und seinen Namen haßte.

In der großen Basilika oder Halle des Lateranensischen Palastes [1]) also hatte Maximianus seinen buntscheckigen Rath versammelt; bei Todesstrafe war geboten, die Verhandlungen geheim zu halten. In der halbkreisförmigen Apsis am obern Ende der Halle saß der Kaiser auf einem reichverzierten elfenbeinernen Throne, und vor ihm standen seine gehorsamen und fast zitternden Räthe. Eine auserlesene Abtheilung der Leibwache bewachte den Eingang, und der Befehlshaber derselben, Sebastianus, lehnte sich nachlässig an die innere Seite der Thüre, achtete aber aufmerksam auf alles, was gesprochen wurde.

Der Kaiser ahnte nichts davon, daß die Halle, in welcher er saß, und welche er später mit dem anstoßenden Palaste, als einen Theil der Mitgift seiner Tochter Fausta, dem Constantinus schenkte, durch diesen an das Oberhaupt der Religion kommen sollte, die er vernichten wollte, und daß sie unter Beibehaltung des Namens, „Lateranensische Basilika" die Kathedrale von Rom werden würde, „die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises". [2]) Er ahnte nichts davon, daß auf

[1]) Aedes Lateranae.

[2]) »Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput,« heißt die Lateranensische Basilika in der Inschrift über ihrem Eingange und auf Münzen.

dem Platze, wo jetzt sein Thron stand, bald ein Stuhl würde aufgestellt werden, von welchem aus ein unsterbliches Geschlecht von geistlichen und weltlichen Herrschern Befehle ertheilen sollte, welche bis zu Ländern dringen, die der römischen Macht unbekannt waren.

Zuerst wurde, aus einer gewissen Höflichkeitsrücksicht gegen die Religion, den Priestern das Wort gegeben; und jeder derselben trug seine Sache vor: hier war ein Fluß über seine Ufer getreten und hatte auf den benachbarten Ebenen großen Schaden angerichtet; dort hatte ein Erdbeben eine Stadt zum Theile zerstört; an den nördlichen Grenzen drohten die Barbaren einzufallen; im Süden wüthete die Pest unter der frommen Bevölkerung; bei allen diesen Fällen hatten die Orakel erklärt, die Christen seien an allem Schuld, die Duldung gegen sie erzürne die Götter und ihre bösen Zauberkünste brächten Unglück über das Reich. Ja, einige Orakel hatten sogar zum Schmerze der Frommen offen erklärt, sie würden gar keine Antwort mehr geben, bis die verhaßten Nazarener ausgerottet wären; und das große Orakel zu Delphi hatte kein Bedenken getragen, zu erklären, „der Gerechte“ gestatte den Göttern nicht, zu reden.

Danach kamen die Philosophen und Redner, und jeder hielt eine lange und kunstvolle Rede. Maximianus gab während derselben unzweideutig zu erkennen, daß er sich langweile; da aber die Kaiser im Morgenlande eine ähnliche Versammlung gehalten hatten, so hielt er es für seine Pflicht, die Redner trotz seiner Langeweile zu Ende sprechen zu lassen. Die gewöhnlichen Verleumdungen wurden zum zehntausendsten Male wiederholt und von den Versammelten beklatscht: daß die Christen Kinder mordeten und verzehrten, daß sie abscheuliche Verbrechen begingen, daß sie die Leiber der Martyrer anbeteten, daß sie einen Eselskopf verehrten, und — was freilich nicht ganz dazu paßte — daß sie Ungläubige wären und keinem Gott dienten. Diese Märchen fanden alle Glauben, wiewohl die Erzähler derselben wahrscheinlich ganz wohl wußten, daß es nur gute heidnische Lügen waren, welche

dazu dienten, den Schrecken vor dem Christenthume rege zu erhalten.

Endlich aber erhob sich der Mann, welcher im Rufe stand, daß er die Lehren des Feindes am gründlichsten studirt habe und sein gefährliches Treiben am besten kenne. Man glaubte von ihm, er habe die Bücher der Christen selbst gelesen und sei mit der Abfassung einer Widerlegung ihrer Irrthümer beschäftigt, die ganz niederschmetternd für sie sein werde. Er genoß ein solches Ansehen bei den Seinigen, daß, wenn er behauptet hätte, die Christen hätten irgend einen monströsen Grundsatz, und wenn ihr Papst selbst dem widersprochen hätte, Jeder schon den Gedanken lächerlich gefunden haben würde, auf die Aussage des Papstes über seinen eigenen Glauben mehr Gewicht zu legen, als auf die Behauptung des Calpurnius.

Er behandelte die Sache anders, als die bisherigen Redner, und setzte durch seine Gelehrsamkeit die andern Sophisten in großes Erstaunen. Er habe, sagte er, die Originalschriften nicht allein der Christen, sondern auch ihrer Vorfahren, der Juden, gelesen. Diese seien unter dem König Ptolemäus Philadelphus wegen einer Hungersnoth in ihrem eigenen Lande nach Aegypten gekommen und hätten dort nach dem schlauen Rathe ihres Anführers Josephus, eines ihrer großen Geschichtschreiber, alles Korn aufgekauft und nach ihrer Heimath geschickt. Darauf habe Ptolemäus sie gefangen gesetzt und gesagt: da sie alles Korn aufgegessen, sollten sie nun von dem Stroh leben und damit Ziegelsteine zum Bau einer großen Stadt machen. Demetrius Phalereus habe dann von ihnen sehr viele merkwürdige Geschichten ihrer Vorfahren gehört und darum den Moyses und den Aaron, ihre beiden gelehrtesten Männer, mit halbgeschorenem Barte in einen Thurm eingeschlossen, damit sie alle ihre alten Nachrichten in griechischer Sprache aufschrieben. Diese seltenen Bücher habe er gesehen und seine Darstellung beruhe ausschließlich auf denselben. Dieses jüdische oder christliche Volk habe alle Könige und Völker bekriegt und vernichtet, die ihm in den Weg getreten seien. Es sei Grundsatz bei diesen Menschen, wenn sie eine Stadt einnähmen, alle Einwohner

über die Klinge springen zu lassen. Das komme daher, daß sie unter der Leitung ihrer herrschsüchtigen Priester ständen; so habe einmal ein gewisser König Saul, der auch Paulus genannt werde, einen armen gefangenen Monarchen, Namens Agag, verschont, die Priester aber hätten denselben herbeiführen und in Stücke hauen lassen. „Nun stehen aber," fuhr er fort, „diese Christen noch unter der Herrschaft der nämlichen Priesterschaft und sind noch bis zur Stunde bereit, unter deren Leitung das große römische Reich zu stürzen, uns Alle auf dem Forum zu verbrennen und sogar mit gottloser Hand sich an den geheiligten und ehrwürdigen Häuptern unserer göttlichen Kaiser zu vergreifen."

Ein Schrei des Entsetzens erscholl bei diesem Satze in der ganzen Versammlung. Es wurde aber bald wieder still, denn der Kaiser that seinen Mund auf, um zu reden.

„Was mich angeht," sagte er, „so habe ich einen andern und stärkern Grund, diese Christen zu verabscheuen. Sie haben es gewagt, im Herzen des Reichs und in dieser Stadt eine höchste religiöse Autorität zu begründen, die vordem unbekannt war, die von der Regierung des Staates unabhängig ist und keine geringere Gewalt über sie hat, als diese. Früher war die souveraine Gewalt des Kaisers in religiösen sowohl wie in bürgerlichen Angelegenheiten allgemein anerkannt; darum führt er noch den Titel Pontifex Maximus, einen Titel, welchen diese Menschen ihm hochverrätherischer Weise rauben wollen; denn sie haben eine damit in Widerspruch stehende Gewalt begründet und ihre Unterthanentreue ist demgemäß eine getheilte. Ich hasse darum diese Priesterherrschaft über meine Unterthanen als einen Eingriff in meine Rechte, und ich erkläre, ich möchte lieber von einem neuen Nebenbuhler hören, der nach meiner Krone strebte, als von der Wahl eines dieser Priester in Rom." [1])

[1]) Wörtlich so drückte sich der Kaiser Decius über die Wahl des heiligen Cornelius zum Papste aus: »Cum multo patientius audiret levari adversus se aemulum principem, quam constitui Romae Dei sacerdotem.« S. Cypr. Ep. 52 ad Antonianum, cap. 9. Kann es einen stärkern Beweis dafür geben, daß unter den heidnischen

Der Kaiser sprach diese Worte mit rauher, heiserer Stimme und mit einer gemeinen, fremden Betonung; sie wurden aber mit ungeheuerm Beifall aufgenommen. Es wurden neue Pläne entworfen, um das Edict gleichzeitig im ganzen Abendlande veröffentlichen und es vollständig, bis zur gänzlichen Ausrottung der Christen, ausführen zu können.

Endlich wandte sich der Kaiser an Tertullus und sagte: „Präfect, du sagtest, du hättest Jemand vorzuschlagen, der diese Maßregeln leiten und die Verräther erbarmungslos verfolgen könne.“

„Er ist hier, Herr; es ist mein Sohn Corvinus.“ Mit diesen Worten führte Tertullus den jungen Mann zu den Stufen des Thrones, wo derselbe niederkniete. Maximianus sah ihn scharf an, brach in ein häßliches Gelächter aus und sagte: „Auf mein Wort, ich glaube, er taugt dazu. Aber, Präfect, ich hätte nicht gedacht, daß du einen so häßlichen Sohn hättest. Ich sollte meinen, er sei gerade, was wir brauchen; alle Eigenschaften eines gründlichen, gewissenlosen Wüstlings prägen sich in seinem Gesichte aus.“

Dann wandte er sich an Corvinus, der scharlachroth war vor Wuth, Angst und Scham, und sagte zu ihm: „Nimm dich zusammen, Bursche! Ich verlange ordentliche Arbeit, keine Pfuschereien. Ich bezahle gut, wenn ich gut bedient werde; aber ich bezahle auch, wenn ich schlecht bedient werde. Nun mach' dich fort, und vergiß nicht: dein Rücken steht mir für einen kleinen Fehler, dein Kopf für einen größern. Die Fasces der Lictoren enthalten sowohl ein Beil wie Stöcke.“

Der Kaiser stand auf, um sich zu entfernen; da fiel sein Blick auf Fulvius, welcher als bezahlter Hofspion auch eingeladen worden war, sich aber möglichst im Hintergrunde hielt. „He da, mein orientalischer Freund,“ rief er ihm zu, „komm näher!“

Fulvius gehorchte scheinbar freudig, aber mit innerlichem Widerstreben, ungefähr so, als wäre er aufgefordert worden, sehr nahe zu einem Tiger hinzutreten, ohne ganz darüber be-

Kaisern die päpstliche Macht auch äußerlich wahrnehmbar war, so daß sie sogar die Eifersucht der Kaiser rege machte?

ruhigt zu sein, ob dessen Kette auch stark genug sei. Er hatte gleich anfangs bemerkt, daß sein Aufenthalt in Rom dem Maximianus nicht angenehm war, obschon er nicht recht wußte, warum. Der Grund lag nicht bloß darin, daß der Tyrann schon Günstlinge genug zu bereichern und Spione genug zu bezahlen hatte, auch ohne daß ihm Diokletianus noch mehr aus Asien zuschickte. Das war allerdings ein Grund mit; aber dazu kam noch, daß er vermuthete, Fulvius sei hauptsächlich zu dem Zwecke nach Rom geschickt worden, um ihn selbst zu überwachen und über das, was an seinem Hofe vorfiele, nach Nikomedia zu berichten. Er mußte ihn nun freilich dulden und beschäftigen, aber er hatte Mißtrauen und Abneigung gegen ihn, und das war bei ihm schon gleichbedeutend mit Haß.

Es war eine kleine Genugthuung für Corvinus, zu hören, wie sein gebildeterer Verbündete öffentlich eben so grob, wie er selbst, mit folgenden Worten angeredet wurde: „Bleib' mir mit deinen glatten, heuchlerischen Mienen weg, Mensch! Ich will Thaten, kein Lächeln. Du bist als ein famoser Complotjäger hierher gekommen, als eine Art von Iltis, um Verschwörer aus ihren Nestern zu rupfen oder ihre Eier für mich auszusaugen. Ich habe aber bis jetzt noch nichts zu sehen bekommen, und doch habe ich dir Gelder vorgeschossen, um dein Geschäft zu beginnen. Nun bekommst du aber an diesen Christen Arbeit genug; darum halte dich bereit, und zeige uns, was du kannst. Du kennst meine Weise; darum sieh' scharf um dich, oder du wirst etwas sehr Scharfes vor dir zu sehen bekommen. — Das Vermögen der Verurtheilten wird zwischen den Anklägern und dem Staatsschatze getheilt, falls ich nicht besondere Gründe habe, es ganz an mich zu nehmen. Nun kannst du gehen."

Die Meisten dachten, diese „besondern Gründe" würden in der Wirklichkeit sich als sehr allgemeine erweisen.

Siebentes Capitel.

Ein dunkeler Tod.

Einige Tage nach Fabiola's Rückkehr von ihrer Villa hielt es Sebastianus für seine Pflicht, sie zu besuchen, um ihr von dem Gespräche zwischen Corvinus und ihrer schwarzen Sklavin so viel mitzutheilen, als ohne unnöthige Unannehmlichkeiten für irgend Jemand anginge. Wir haben bereits bemerkt, daß unter den vielen vornehmen jungen Männern, welche Fabiola im Hause ihres Vaters kennen gelernt hatte, keiner ihre Bewunderung und Achtung gewonnen hatte, als Sebastianus. So unbefangen, so hochherzig, so tapfer und doch so bescheiden, so mild, so wohlwollend in seinem Handeln und Reden, so frei von Selbstsucht und so besorgt für Andere, so vollkommen Adel und Einfachheit, hohe Weisheit und praktischen Verstand zu Einem Charakter verschmelzend, — erschien er ihr als ein vollendetes Bild männlicher Tugend, welches nicht leicht durch die Zeit leiden oder auf die Dauer ermüden könnte.

Als ihr darum gemeldet wurde, der Tribun Sebastianus wünsche sie in einer der Hallen unten im Hause allein zu sprechen, da klopfte ihr das Herz bei einer so ungewöhnlichen Nachricht und tausend sonderbare Gedanken über den möglichen Zweck dieses Besuches stiegen in ihr auf. Diese Aufregung wurde nicht vermindert, als Sebastianus, nachdem er seine scheinbare Zudringlichkeit entschuldigt, mit einem Lächeln bemerkte, er wisse wohl, wie sie von den vielen Bewerbern um ihre Hand schon genug belästigt werde, und bedauere darum sehr, sich genöthigt zu sehen, die Liste derselben mit dem Namen eines neuen Bewerbers zu vermehren, der sich bis jetzt noch nicht erklärt habe. Wenn diese doppelsinnige Einleitung Fabiola verwunderte und vielleicht ihr schmeichelte, so wurde sie gleich sehr unangenehm enttäuscht, als sie hörte, es handele sich um den rohen und dummen Corvinus; denn selbst ihr Vater, der sonst, wenn es sich nicht um Geschäftssachen handelte, eben kein großer Menschenkenner war, hatte doch den Corvinus bei dem Mahle, wozu er ihn eingeladen, hinlänglich

durchschaut, um ihn seiner Tochter durch diese Beiwörter zu charakterisiren.

Da Sebastianus zwar nicht die moralische, wohl aber die physische Wirkung von Afra's Zaubertränken fürchtete, so hielt er es für gut, Fabiola von der Verabredung in Kenntniß zu setzen, welche dieselbe mit Corvinus getroffen; er fügte aber bei, es scheine hauptsächlich darauf abgesehen zu sein, dem Corvinus Geld abzulocken. Von dem, was die Beiden über die Christen gesprochen hatten, sagte er natürlich nichts. Er rieth der Fabiola, geeignete Vorsichtsmaßregeln gegen die Verrätherei ihrer Sklavin zu treffen, und sie versprach, der Zauberin ihre nächtlichen Ausgänge zu untersagen. Sie glaubte gar nicht, daß Afra wirklich das zu versuchen beabsichtige, was sie Corvinus versprochen hatte, und sie fürchtete auch nichts von Künsten, die sie auf's tiefste verachtete. Afra's letzte Worte schienen ihr zudem hinlänglich zu beweisen, daß sie den Corvinus nur hintergehe. Dabei war sie aber natürlich sehr entrüstet darüber, daß zwei so verächtliche Menschen in der Art über sie verhandelt hatten, und daß man sie als ein habsüchtiges Weib dargestellt welches für Gold zu erkaufen sei.

„Ich weiß es wohl zu erkennen," sagte sie endlich zu Sebastianus, „wie gütig es von dir ist, daß du kommst, um mich zu warnen, und ich bewundere die zarte Weise, wie du eine so widerliche Sache dargelegt, und das Wohlwollen, womit du alle dabei Betheiligten behandelt hast."

„Ich habe jetzt nur gethan," antwortete der Soldat, „was ich für jeden Menschen thun würde, — ihn wo möglich vor Unglück und Gefahr zu behüten."

„Für jeden Freund, willst du wohl sagen," entgegnete Fabiola lächelnd; „sonst, fürchte ich, könntest du dein ganzes Leben mit solchen Werken uneigennützigen Wohlwollens zubringen."

„Immerhin! besser könnte ich es ja doch nicht zubringen."

„Das ist gewiß nicht dein Ernst, Sebastianus. Wenn du Jemand, der dich immer gehaßt und zu verderben gestrebt hätte, von einem Unglück bedroht sähest, welches ihn unschädlich machen

würde, wolltest du dann wohl die Hand ausstrecken, um ihn zu retten oder ihm zu helfen?"

„Gewiß. Wenn Gott Seinen Sonnenschein und Seinen Regen gleichmäßig Seinen Feinden wie Seinen Freunden sendet, soll der schwache Mensch dann eine andere Regel der Gerechtigkeit haben?"

Diese Worte überraschten Fabiola: lauteten sie doch fast buchstäblich wie die Worte auf ihrem räthselhaften Pergamentblatte, und ganz so, wie die sittlichen Theorieen ihrer Sklavin. „Du bist im Morgenlande gewesen, glaube ich," sagte sie plötzlich; „hast du dort diese Grundsätze kennen gelernt? Ich habe nämlich eine Person in meiner Umgebung, die freiwillig eine Sklavin bleibt und eine seltene sittliche Weisheit besitzt; sie hat mir die nämlichen Ideen vorgetragen; und sie ist eine Asiatin."

„Ich habe sie in keinem fernen Lande kennen gelernt, sondern sie hier mit der Muttermilch eingesogen; ursprünglich aber stammen sie allerdings aus dem Morgenlande."

„Die Grundsätze sind gewiß an sich schön," bemerkte Fabiola; „aber der Tod würde uns überraschen, ehe wir sie halb ausgeführt hätten, wollten wir sie zur Richtschnur unseres Handelns wählen."

„Und wie könnte der Tod uns besser treffen, wenngleich nicht überraschen, als wenn wir so unsere Pflicht thäten, sollten wir sie auch nicht vollkommen erfüllt haben?"

„Was mich angeht," fuhr die Dame fort, „so stimme ich dem alten epikuräischen Dichter bei: diese Welt ist ein Gastmahl, von dem ich gern aufstehen will, wenn ich gesättigt bin, — ut conviva satur,[1]) — aber nicht eher. Ich möchte das Buch des Lebens ganz durchlesen und es ruhig schließen, aber erst nachdem ich die letzte Seite gelesen."

Sebastianus schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Die letzte Seite des Buches dieser Welt steht in der Mitte des Bandes, wo gerade das Wort ‚Tod' geschrieben ist. Aber auf der folgenden Seite beginnt das herrliche Buch eines neuen Lebens, und das hat keine letzte Seite."

[1]) „Wie ein gesättigter Gast."

„Ich verstehe dich," entgegnete Fabiola heiter; „du bist ein tapferer Soldat und sprichst als solcher. Du mußt immer zum Tode bereit sein, der dir auf tausenderlei Weise nahen kann; wir sehen ihn selten plötzlich nahen; er tritt zu dem Schwachen sanfter und verstohlener hinzu. Du denkst ohne Zweifel an ein herrliches Geschick: wenn zahllose Pfeile des Feindes deine Brust durchbohren und du mit Ehren bedeckt niedersinkst; du denkst an das mit Trophäen bedeckte Grab des Kriegers; für dich beginnen nach dem Tode die strahlenden Blätter des Buches des Ruhmes."

„Nein, nein, schöne Dame," rief Sebastianus lebhaft aus. „Ich meine dieses nicht. Ich achte den Ruhm für nichts, den man nur mit der in die Zukunft schauenden Phantasie genießen kann. Ich spreche von dem gewöhnlichen Tode, wie er mich gleich dem ärmsten Sklaven treffen kann, von dem Tode, der mich durch ein langsames, entkräftendes Fieber, durch eine langwierige, schleichende Auszehrung, durch schmerzliche, allmälig aufzehrende Geschwüre oder, wenn du willst, durch noch grausamere von der Wuth der Menschen ersonnene Qualen hinwegraffen kann. In welcher Weise der Tod kommen mag, er kommt von einer Hand, die ich liebe."

„Und meinst du denn wirklich, du könntest einen solchen Tod willkommen heißen?"

„So froh der Schwelger ist, wenn die Thüren des Speisesaales weit geöffnet werden, und er drinnen die hellen Lampen, den reichbesetzten Tisch und die kostbaren Gerichte sieht und die zierlich gegürteten, mit Rosen bekränzten Diener; so entzückt die Braut ist, wenn ihr der Bräutigam angemeldet wird, der mit reichen Geschenken kommt, um sie in ihre neue Heimath zu führen: so erfreut wird mein Herz sein, wenn der Tod in was immer für einer Gestalt die Thore öffnet, — eisern auf dieser Seite, aber golden auf der andern, — welche zu einem neuen und ewigen Leben führen. Es liegt mir nichts daran, wie häßlich und finster der Bote ist, welcher mir das Nahen Dessen verkündet, der himmlisch schön ist."

„Und wer ist das?“ fragte Fabiola gespannt. „Kann Er nicht anders gesehen werden, als nach dem Tode?“

„Nein,“ antwortete Sebastianus, „denn Er ist es, der uns vergelten muß, nicht allein für unser Leben, sondern auch für unsern Tod. Wohl denen, die ebensowohl ihr innerstes Herz, worin Er allezeit gelesen hat, rein und unschuldig bewahrt haben, wie ihre Handlungen tugendhaft gewesen sind! Sie dürfen hoffen, Ihn anzuschauen, dessen wahre Belohnungen erst dann beginnen.“

„Ganz wie Syra's Ansichten!“ dachte Fabiola. Aber ehe sie wieder sprechen konnte, um zu fragen, woher dieselben stammten, trat ein Sklave ein, blieb auf der Schwelle stehen und sagte ehrerbietig: „Es ist eben ein Bote von Bajä [1]) angekommen.“

„Entschuldige mich, Sebastianus,“ sagte Fabiola. — „Laß ihn gleich herein kommen.“

Der Bote trat ein, mit Staub bedeckt und ganz erschöpft; sein ermüdetes Pferd hatte er am Thore stehen lassen. Er überreichte der Fabiola ein versiegeltes Packet.

Ihre Hand zitterte, als sie dasselbe annahm, und während sie den Faden losriß, fragte sie zögernd: „Von meinem Vater?“

„Es betrifft ihn wenigstens,“ war die bedenkliche Antwort.

Sie öffnete den Brief, sah hinein, stieß einen Schrei aus und sank zusammen. Sebastianus fing sie auf, ehe sie zu Boden fiel, legte sie auf ein Ruhebett, und ließ sie dann unter den Händen ihrer Dienerinnen, welche eintraten, sobald sie den Schrei hörten.

Ein einziger Blick in den Brief hatte ihr alles gesagt. Ihr Vater war todt.

Achtes Capitel.

Noch dunkeler.

Als Sebastianus auf den Hof kam, fand er eine kleine Gruppe von Sklaven um den Boten versammelt, welcher ihnen Näheres über den Tod ihres Herrn erzählte.

[1]) Ein viel besuchter Badeort bei Neapel.

Der Brief, welchen Fabiola ihrem Vater vor seiner Abreise nach Asien durch Torquatus übersandte, hatte seinen Zweck erreicht: er kam nach seiner Villa und blieb dort einige Tage bei seiner Tochter. Er war ungewöhnlich liebevoll gegen sie; und als sie Abschied von einander nahmen, schienen sie Beide zu ahnen, daß sie sich nicht wiedersehen würden. Fabius wurde aber bald wieder heiter, als er nach Bajä kam, wo eine Gesellschaft von vornehmen Schwelgern ihn erwartete und wo er bleiben zu müssen glaubte, bis sein Schiff für die Reise segelfertig gemacht und namentlich mit den besten Weinen und Lebensmitteln versehen wäre, die in Campanien zu finden waren. Er überließ sich aber zu Bajä bis zum Uebermaß seiner Vergnügungssucht. Als er nun einst nach einem üppigen Mahle ein Bad genommen, wurde er vom Schlag gerührt und nach vierundzwanzig Stunden war er eine Leiche. Sein ganzes Vermögen hinterließ er seiner einzigen Tochter. Als der Bote abging, wurde die Leiche gerade einbalsamirt, um auf seinem Schiffe nach Ostia gebracht zu werden.

Als Sebastianus diesen traurigen Bericht hörte, that es ihm fast leid, daß er in solchen Ausdrücken, wie er sie gebraucht hatte, vom Tode gesprochen; er verließ mit traurigen Gedanken das Haus.

Fabiola versank gleich tief, bis zur Bewußtlosigkeit, in den dunkeln Abgrund der Trauer. Die Kraft der Jugend und ihres Geistes hob sie wieder zur Oberfläche empor, und nun erschien ihr das Leben wie ein unermeßliches Meer von schwarzen siedenden Wogen, auf denen kein anderes lebendiges Wesen zu erblicken war, als sie selbst. Ihr Unglück kam ihr maßlos vor; sie schloß schaudernd die Augen und versank wieder in Bewußtlosigkeit. Sie erwachte zum zweiten Male, und so wurde sie noch einige Male auf- und abgeschleudert zwischen vorübergehendem Tod und Leben, während ihre Dienerinnen alle möglichen Heilmittel gegen diese beunruhigenden vermeintlichen Krampfanfälle anwandten. Endlich richtete sie sich auf, bleich, vor sich hinstarrend und ohne Thränen; die Hand, welche ihr Arzneien bot, schob sie sanft bei Seite. In diesem

Zustande blieb sie lange. Eine tödtliche Erstarrung schien sie befallen zu haben; ihre Augen waren fast unempfindlich gegen das Licht, und man flüsterte sich schon die Befürchtung zu, ihr Geist möge gestört sein. Der Arzt, den man herbeigeholt, rief ihr deutlich und laut die Frage in's Ohr: „Fabiola, weißt du, daß dein Vater todt ist?“ Sie fuhr zusammen, fiel auf das Ruhebett zurück, und ein Strom von Thränen erleichterte ihr Herz und ihren Kopf. Sie redete von ihrem Vater, rief nach ihm unter lautem Schluchzen und sprach in wilden und unzusammenhängenden, aber innigen Worten über ihn und zu ihm. Mitunter schien sie zu meinen, er lebe noch; dann erinnerte sie sich, daß er todt war; und so weinte und wehklagte sie, bis der Schlaf statt der Thränen die Aufgabe übernahm, ihren tief erschütterten Geist und Körper zu erquicken.

Euphrosyne und Syra allein wachten bei ihr. Die Erstere hatte von Zeit zu Zeit die gewöhnlichen heidnischen Trostgründe vorgebracht und sie auch daran erinnert, was für ein gütiger Herr, was für ein achtbarer Mann und was für ein liebevoller Vater Fabius gewesen sei. Die Christin dagegen saß still da und öffnete den Mund nur, um ihrer Gebieterin sanfte und beschwichtigende Worte zuzusprechen; sie bediente sie mit einer zarten Aufmerksamkeit, welche selbst jetzt nicht unbemerkt blieb. Was konnte sie sonst noch thun, als beten? — worauf sonst hoffen, als daß eine neue Gnade, gleich einer Blume, aus dieser Heimsuchung hervorknospen solle; daß ein glänzender Engel in der dunkeln Wolke daherfahre, welche ihre niedergebeugte Gebieterin überschattete?

Wie die Gewalt des Schmerzes abnahm, konnte das Nachdenken allmälig wieder eintreten, und es drängten sich bald dem Geiste Fabiola's sehr beängstigende Fragen auf. Was war aus ihrem Vater geworden? Wohin war er gekommen? Hatte er aufgehört zu sein und war er ganz vernichtet? War sein Leben von dem unsichtbaren Auge durchforscht worden, welches das Unsichtbare sieht? Hatte er die Prüfung bestanden, wovon Sebastianus und Syra gesprochen? Unmöglich! Was war

also aus ihm geworden? Sie schauderte, wie sie daran dachte, und suchte den Gedanken aus ihrem Geiste zu verscheuchen.

O, daß doch ein Strahl irgend eines unbekannten Lichtes in das Grab fallen und ihr zeigen möchte, was es sei! Die Poesie hatte versucht, es zu erhellen und selbst zu verherrlichen; aber in der That war sie doch nur an die Thüre gelehnt stehen geblieben, als ein Genius mit gesenktem Haupte und umgekehrter Fackel. Die Wissenschaft war hineingetreten, aber schnell wieder herausgekommen, voll Schrecken, mit beschmutztem Flügel und die Lampe in der erstickenden Luft ausgelöscht; denn sie hatte dort nur ein Beinhaus entdeckt. Die Philosophie hatte kaum gewagt, um das Grab herum zu gehen, ängstlich hineinzublicken und dann zurückweichend zu stammeln oder zu schwätzen, und die Schultern zuckend zu gestehen, das Problem sei noch nicht gelöst, der Schleier noch nicht gelüftet. O, möchte doch irgend etwas oder irgend Jemand, besser als sie alle, die peinigende Ungewißheit heben!

Während diese Gedanken wie eine finstere Nacht Fabiola's Herz umdunkeln, sieht ihre Sklavin Licht, in sterbliche Gestalt gekleidet, durchsichtig und strahlend, aus dem Grabe hervorkommen, wie aus einem Destillirkolben, in welchem die gröbern Eigenschaften der Materie zurückgeblieben sind, ohne daß diese dadurch das Wesentliche ihrer Natur eingebüßt hat. Vergeistigt und frei, lieblich und glorreich bringt der erste Strahl aus der Verwesung hervor, und ein zweiter und ein dritter und noch viele andere vom Lande und vom Meere, von den Begräbnißplätzen und den consecrirten Altären, aus dem Waldesdickicht, wo ein heimlicher Mord begangen worden an dem Unschuldigen, und von den alten Schlachtfeldern, wo Israel für Gott gestritten, — gleich krystallhellen Springbrunnen, welche in die Luft sich erheben, gleich glänzenden Signallichtern, welche von der Erde zum Himmel empor steigen, — bis eine dichtgedrängte Schaar von Millionen die Schöpfung wieder bevölkert mit freudigem und endlosem Leben. — Und wie weiß sie das? Weil Einer, der größer und besser war, als Dichter, Gelehrte und Sophisten, es thatsächlich gezeigt, Sich zuerst auf

das dunkele Ruhebett des Todes niedergelegt und es geweiht hat, wie Er Sich vorher in die Wiege gelegt und die Kindheit heilig gemacht hatte; durch Ihn war auch der Tod etwas Heiliges und das Grab ein Heiligthum geworden. Er ging in das Grab an dem dunkelsten Abende, und Er trat aus demselben hervor an dem hellsten Morgen; Er wurde hineingelegt, in Spezereien eingewickelt, und Er stand wieder auf, in Seine eigene duftende Unverweslichkeit gekleidet. Und seit dem Tage hat das Grab aufgehört, ein Schrecken zu sein für die christliche Seele; denn es ist geblieben, wozu Er es gemacht hat, — die Furche, in welche der Same der Unsterblichkeit hineingelegt werden muß.

Die Zeit war noch nicht gekommen, von diesen Dingen zu Fabiola zu reden. Sie trauerte noch, wie die trauern müssen, welche keine Hoffnung haben. Ein Tag verging nach dem andern unter düsterm Nachsinnen über das Geheimniß des Todes, bis andere Sorgen ihr die Wohlthat erwiesen, sie daraus aufzuwecken. Die Leiche kam an, und es wurde ein Leichenbegängniß gehalten, wie Rom es bis dahin selten gesehen. Der Leichenzug fand bei Fackellicht Statt, und es wurden darin die Wachsbilder der Ahnen einhergetragen; es wurde ein großer Scheiterhaufen aus wohlriechendem Holze gebaut und mit den kostbarsten Spezereien aus Arabien bestreut; und am Ende wurden ein paar Handvoll verkohlter Gebeine in eine Urne von Alabaster gelegt und diese, mit dem Namen des Verstorbenen bezeichnet, in eine Nische der Familiengruft gestellt.

Calpurnius hielt die Leichenrede, in welcher er der herrschenden Tagesmeinung gemäß die Tugenden des gastfreien und geschäftseifrigen Bürgers schilderte im Gegensatze zu der falschen Moralität der Menschen, die man Christen nenne, welche den ganzen Tag fasteten und beteten, und welche heimlicher Weise ihren gefährlichen Grundsätzen Eingang in alle edeln Familien zu verschaffen, Unsittlichkeit und Illoyalität unter allen Ständen zu verbreiten suchten. Wenn es ein zukünftiges Sein gebe, worüber die Philosophen nicht einig seien, so ruhe jetzt ohne Zweifel Fabius, Nektar trinkend, auf einer grünen Bank

im Elysium. „Möchten doch," schloß der alte, weinerliche Heuchler, der gewiß nicht gern einen Becher Falerner gegen eine Amphora [1]) von jenem Tranke vertauscht hätte, „möchten doch die Götter den Tag beschleunigen, wo ich, sein demüthiger Client, zu ihm komme an seinen schattigen Ruheplatz und zu seinem elysischen Mahle!" Dieser edele Wunsch gewann ihm ungeheuern Beifall.

Dieser Sorge folgte eine andere. Fabiola mußte die verwickelten Geschäfte ihres Vaters untersuchen und abschließen. Wie oft fand sie zu ihrem tiefen Schmerze in den Geschäften eines Mannes, den die Welt als den ehrlichsten und liberalsten unter den Staatspächtern gepriesen hatte, was sie für Ungerechtigkeit, Betrug, Uebervortheilung und Unterdrückung halten mußte!

Noch einige Wochen später besuchte Fabiola in schwarzer Trauerkleidung ihre Bekannten, und zwar zuerst ihre Nichte Agnes.

Neuntes Capitel.

Der falsche Bruder.

Wir müssen jetzt den Leser einige Schritte weit in der Geschichte des Torquatus zurückführen. Am Morgen nach seinem Falle sah er beim Erwachen Fulvius vor seinem Bette sitzen. Fulvius war der Falkner, welcher, da er einen guten Falken gefangen hatte, nun gekommen war, ihn zu zähmen und ihn anzuleiten, in wohlversorgter Knechtschaft die Tauben für ihn zu fangen. Mit der kalten Ruhe eines in dergleichen Dingen geübten Menschen erinnerte er ihn an alle Umstände der Schwelgerei des vorigen Abends, an seinen gänzlichen Ruin und an sein einziges Rettungsmittel. Mit gefühlloser Ueberlegung verstärkte er jeden Faden an dem Gewebe des vorhergehenden Abends und fügte demselben viele neue Maschen bei.

[1]) Ein großes irdenes Gefäß, worin der Wein im Keller aufbewahrt wurde.

Die Lage des Torquatus war folgender Art: wenn er einen einzigen Schritt zum Christenthum zurück that, was, wie Fulvius ihm versicherte, ganz fruchtlos sein würde, so wurde er gleich dem Richter überliefert und grausam hingerichtet; blieb er seinem verrätherischen Versprechen treu, so sollte ihm nichts mangeln.

„Du bist erhitzt und fieberhaft,“ schloß endlich Fulvius; „ein Spaziergang und die frische Luft werden dich erquicken.“

Torquatus willigte ein. Sie waren kaum auf das Forum gekommen, als Corvinus, scheinbar zufällig, ihnen begegnete. Nachdem sie sich gegenseitig begrüßt hatten, sagte er: „Es freut mich, euch zu treffen; ich möchte euch gern mitnehmen, um euch meines Vaters Werkstatt zu zeigen.“

„Werkstatt?“ fragte Torquatus überrascht.

„Ja, wo er seine Instrumente aufbewahrt; sie ist gerade jetzt schön aufgeräumt. - Hier ist sie und der grimmige alte Geselle da, Catulus heißt er, öffnet die Thüren.“

Sie traten in einen geräumigen Hof, welcher mit einem Schuppen umgeben war und ganz voll Folterwerkzeuge jeder Art lag. Torquatus schauderte zurück.

„Kommt herein, ihr Herren; seid nicht bange,“ sagte der alte Henker. „Es ist noch kein Feuer angezündet und Niemand wird euch etwas zu Leide thun, wenn ihr nicht etwa zu den gottlosen Christen gehört. Für sie haben wir kürzlich alles aufgeputzt.“

„Nun, Catulus,“ sagte Corvinus, „erkläre diesen fremden Herren, wozu die hübschen Spielsachen gebraucht werden.“

Catulus führte sie bereitwillig in seinem schrecklichen Museum herum und erklärte ihnen alles mit solchem herzlichen Humor und unter so zahllosen Späßen — sie sind nicht recht geeignet, hier mitgetheilt zu werden —, daß er in seiner Begeisterung dem Torquatus beinahe praktische Erläuterungen dessen gegeben hätte, was er beschrieb, indem er das eine Mal fast sein Ohr mit einer scharfen Zange gepackt hätte, das andere Mal mit einem Hammer nur einen Zoll vor seinen Zähnen vorbeifuhr.

Die Folter, ein großer Rost, ein eiserner Stuhl mit einem Ofen darin, um ihn glühend zu machen; große Kessel für Bäder von heißem Oel oder siedendem Wasser; Löffel, um Blei darin zu schmelzen und es damit in den Mund zu gießen; Zangen, Haken und eiserne Kämme von verschiedenen Formen, um damit die Haut von den Rippen zu reißen; sogenannte Obelisken, das heißt Werkzeuge, womit man das Fleisch am Leibe oder an den Gliedern verbrannte; Skorpionen oder Geißeln mit eisernen oder bleiernen Kügelchen; eiserne Halsbinden, Handschellen und Fesseln der schrecklichsten Art; endlich Schwerter, Messer und Aexte in geschmackvoller Manchfaltigkeit, — das alles wurde mit wahrem Behagen erklärt, wobei Catulus sich schon im Voraus auf das Vergnügen freute, die Instrumente an den hartköpfigen und dickhäutigen Christen zu versuchen. [1])

Torquatus war wie vernichtet. Er wurde nun nach den Bädern des Antoninus geführt, wo er die Aufmerksamkeit des Kleiderbewahrers Cucumio und seiner Frau Victoria auf sich zog, welche ihn in der Kirche gesehen hatten. Nachdem er einige gute Erfrischungen erhalten hatte, wurde er nach einem Spielsaale in den Thermen geführt und verlor natürlich. Fulvius lieh ihm Geld, ließ sich aber über jeden Heller eine Verschreibung ausstellen. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser Behandlung machten die beiden Schurken ihn in einigen Tagen ganz zu ihrem Sklaven.

Sie kamen des Morgens früh und des Abends spät zusammen; den Tag über ließen sie ihn frei, damit er nicht den Argwohn der Christen rege machte und dadurch seine Brauchbarkeit verlöre. Corvinus hatte beschlossen, einen furchtbaren Schlag gegen die Christen zu führen, sobald das Edict veröffentlicht wäre. Er verlangte also für seinen Theil von Torquatus, dieser solle ausspioniren, in welchem Cömeterium der Papst fungiren wolle. Es fiel dem Torquatus nicht schwer, dieses zu erfahren; sein Besuch im Cömeterium des Kallistus hing mit diesem Geschäfte

[1]) Die genannten Folterwerkzeuge werden in den Martyrer-Acten und bei den Kirchengeschichtschreibern erwähnt.

zusammen. Als in seiner Seele der Kampf zwischen Gnade und Sünde stattfand, welchen Severus bemerkte, da war es der Gedanke an Catulus und seine hundert Marterwerkzeuge und an Fulvius und seine hundert Schuldscheine, wodurch die Wagschale des Verderbens tief niedersank. Er stattete dem Corvinus Bericht ab, und dieser entwarf danach einen Plan des Cömeteriums und beschloß, dasselbe gleich am ersten Tage nach der Veröffentlichung des Verfolgungs-Edictes anzugreifen.

Fulvius hatte einen andern Plan. Er beschloß, sich mit den vornehmsten Geistlichen und den angesehensten Christen von Rom bekannt zu machen. Wenn er sie einmal persönlich kannte, so war er sicher, daß keine Verkleidung sie vor seinen scharfen Augen verbergen und daß er sie leicht Einen nach dem Andern fangen könne. Er drang darum in Torquatus, er solle ihn zu der ersten kirchlichen Feierlichkeit mitnehmen, welche viele Priester und Diakonen um den Papst versammeln würde. Er ließ keine Einwendung des Torquatus gelten, beseitigte alle seine Bedenklichkeiten und versicherte ihn, wenn er erst durch seine Parole Zutritt zu der Versammlung der Christen erhalten habe, werde er sich ganz genau so wie jeder Christ benehmen. — Bald darauf theilte ihm Torquatus mit, er finde eine vortreffliche Gelegenheit zur Ausführung seines Planes bei der nächsten Ordination, welche noch im Monat December stattfinden werde.

Zehntes Capitel.

Die Ordination im December.

Wer die Geschichte der ältesten Päpste gelesen hat, der wird bemerkt haben, daß fast von allen ohne Ausnahme berichtet wird, sie hätten Ordinationen im Monat December gehalten und so und so viele Priester und Diakonen, so und so viele Bischöfe für verschiedene Orte geweiht. Die Priester und Diakonen wurden für die Stadt Rom geweiht, die Bischöfe waren augenscheinlich für andere Diöcesen bestimmt. In spä-

terer Zeit waren die Quatempertage im December, welche nach dem Feste der heiligen Lucia bestimmt wurden,[1]) die Tage, an welchen der Papst seine Consistorien hielt, seine Cardinal-Priester und Cardinal-Diakonen ernannte und die Bischöfe aus allen Theilen der Welt präconisirte; und wiewohl diese Function jetzt nicht mit der Ordinationszeit zusammenfällt, so findet sie noch fortwährend hauptsächlich zu demselben Zwecke Statt.

Von Marcellinus, in dessen Pontificat unsere Geschichte fällt, wird berichtet, er habe zwei Ordinationen im December gehalten, natürlich in verschiedenen Jahren.[2]) Eine derselben ist die, welche wir eben als bevorstehend erwähnt haben.

Fulvius' erste Frage war, wo die Feierlichkeit stattfinde. Die Antwort darauf wird gewiß für den christlichen Alterthumsforscher von Interesse sein. Unsere Kenntniß der alten römischen Kirche wäre auch nicht vollständig, wenn wir nicht den merkwürdigen Ort kännten, wo Papst nach Papst predigte und die göttlichen Geheimnisse feierte und seine Concilien und die glorreichen Ordinationen hielt, welche nicht nur Bischöfe, sondern auch Martyrer aussandten, um andere Kirchen zu leiten, und welche einem heiligen Laurentius seine Diakonenwürde, und einem heiligen Novatus oder Timotheus seine priesterliche Würde gaben. Dort besuchte ein Polykarpus oder ein Irenäus den Nachfolger des heiligen Petrus, und von dort erhielten die Apostel ihre Sendung, welche unsern [englischen] König Lucius zum Glauben bekehrten.

Das Haus, welches die römischen Päpste bewohnten, und die Kirche, worin sie fungirten, bis Constantinus ihnen den Lateranensischen Palast und die Lateranensische Basilika überwies, — die Residenz und die Kathedrale der glorwürdigen Reihe der Martyrer-Päpste in den ersten dreihundert Jahren,

[1]) Die Quatempertage des December sind der Mittwoch, Freitag und Samstag nach dem Feste der heiligen Lucia, 13. December.

[2]) Marcellinus rexit ecclesiam annos septem, menses undecim, dies viginti tres; quo tempore fecit ordinationes duas mensi Decembri, quibus creavit presbyteros quatuor, episcopos per diversa loca quinque. Das römische Brevier unter dem 26. April.

kann kein unberühmter Ort sein. Und um bei der Aufsuchung desselben nicht von nationalen oder persönlichen Rücksichten mißleitet zu werden, wollen wir einen noch lebenden gelehrten Alterthumsforscher zum Führer nehmen, welcher bei der Untersuchung eines andern Gegenstandes nebenbei auch alle Data zusammengestellt hat, die wir zur Beantwortung unserer Frage bedürfen. [1])

Das Haus der Eltern der Agnes lag, wie wir erwähnt haben, an dem Vicus Patricius, der patricischen Straße. Diese Straße hatte aber auch noch einen andern Namen: sie hieß auch die Straße der Cornelier, Vicus Corneliorum, weil die berühmte Familie dieses Namens an derselben wohnte. Der Centurio, welchen der heilige Petrus bekehrte, [2]) gehörte zu dieser Familie, und vielleicht war er es, welcher den Apostel zu Rom bei dem Haupte seiner Familie, dem Cornelius Pudens, einführte. Dieser Senator heirathete die Claudia, eine vornehme britische Dame; [3]) und es ist merkwürdig, wie der unsaubere Dichter Martialis in seinem Hochzeitsgedichte auf diese beiden tugendhaften Brautleute mit den züchtigsten Dichtern wetteifert.

In ihrem Hause wohnte der heilige Petrus, und sein Mitapostel, der heilige Paulus, zählt sie auch unter seinen Freunden auf: „Eubulus und Pudens und Linus und Claudia und alle Brüder grüßen dich.“ [4]) Aus diesem Hause also gingen die Bischöfe hervor, welche der Apostelfürst nach allen Richtungen hin aussandte, um den christlichen Glauben zu verbreiten und für den christlichen Glauben zu sterben. Nach dem Tode des

[1]) Msgr. D. Bartolini in seiner 1852 zu Rom erschienenen Schrift »Sopra l'antichissimo altare di legno, rinchiuso nell' altare papale, etc.« (Ueber den uralten hölzernen Altar, welcher in den päpstlichen Altar in der Lateranensischen Basilika eingeschlossen ist.)

[2]) Apg. 10.

[3]) Claudia war die Tochter des britischen Fürsten Caractacus, der im Jahre 50 mit seiner Familie in römische Gefangenschaft gerieth. Der Kaiser Claudius gab ihm die Freiheit, seine Tochter blieb aber zu Rom und wurde die Gattin des Pudens. Den Namen Claudia nahm sie wahrscheinlich zu Ehren des Kaisers an, der sie frei ließ.
Der Uebers.

[4]) 2. Tim. 4, 21.

Pudens kam das Haus in den Besitz seiner Kinder oder Enkel, [1]) zweier Söhne und zweier Töchter. Die Letztern sind besser bekannt, weil ihre Namen in das Heiligen-Verzeichniß der Kirche aufgenommen, und weil zwei der berühmtesten Kirchen von Rom nach ihnen benannt sind, die der heiligen Praxedes und die der heiligen Pudentiana. [2]) Diese letztere Kirche, welche Alban Butler [3]) „die älteste Kirche in der Welt" nennt, liegt da, wo früher der Vicus Patricius und das Haus des Pudens war.

Wie in jeder andern Stadt, so wurde auch zu Rom ursprünglich das eucharistische Opfer nur an Einem Orte dargebracht nnd zwar von dem Bischofe. Selbst nachdem mehrere Kirchen errichtet worden waren, worin die Gläubigen zusammenkamen, wurde die Communion von dem Einen Altare durch Diakonen dorthin gebracht und durch die Priester ausgetheilt. Es war Papst Evaristus, der vierte Nachfolger des heiligen Petrus, welcher die Kirchen in Rom unter besonders interessanten Umständen vervielfältigte.

Dieser Papst traf nämlich eine zweifache Anordnung: erstens setzte er fest, es sollten fortan nur Altäre von Stein errichtet und dieselben sollten consecrirt werden; zweitens „vertheilte er die Titel," [4]) das heißt, er theilte Rom in Pfarreien und gab den Pfarrkirchen den Namen „Titel". Die Verbindung, in welcher diese beiden Anordnungen mit einander stehen, wird Jedem einleuchten, wenn er das achtundzwanzigste Capitel der Genesis liest. Dort heißt es, dem Jakob seien, während er mit einem Steine unter dem Kopfe schlief, Engel erschienen, und er habe dann zitternd gesprochen: „Wie furchtbar ist dieser Ort! Hier ist nichts Anderes, als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels." Und weiter heißt

[1]) Novatus und Timotheus werden als Söhne des Pudens bezeichnet. Es wird aber auch ein zweiter oder jüngerer Pudens erwähnt.

[2]) Das Fest der heiligen Pudentiana wird am 19. Mai, das der heiligen Praxedes am 21. Juli gefeiert. Die Kirche der heiligen Praxedes, Santa Prassede, ist wie Sanct Pudentiana ein Cardinalstitel. Der Uebers.

[3]) In seinem Leben der Heiligen, zum 19. Mai.

[4]) Ecclesiarum titulos urbis Romae presbyteris divisit. Das römische Brevier unter dem 26. October.

es: „Und Jakob erhob sich am Morgen und nahm den Stein . . . und richtete ihn auf, als Mal (titulus), und goß Oel oben darauf.“ [1])

Die Kirche oder das Oratorium, wo die heiligen Geheimnisse gefeiert wurden, war gewiß für die Christen „das Haus Gottes,“ und der darin errichtete steinerne Altar wurde durch Aufgießen von Oel consecrirt — wie noch immer geschieht, denn das ganze Gesetz des Evaristus ist noch jetzt in voller Kraft — und wurde so ein Titulus, ein Monument oder Mal.[2])

Dieser Bericht meldet uns also zwei interessante Thatsachen: einmal, daß es bis dahin in Rom nur Eine Kirche mit einem Altare gab, und es ist nie bezweifelt worden, daß dieses die Kirche war, welche später Sanct Pudentiana genannt wurde und noch so heißt; dann, daß der Eine Altar, der bis dahin existirte, nicht von Stein war. Es war der hölzerne Altar, den der heilige Petrus gebraucht hatte und der in jener Kirche aufbewahrt wurde, bis ihn der heilige Sylvester nach der Lateranensischen Basilika bringen ließ, wo er der Hochaltar ist.[3]) Wir folgern weiter, daß das Gesetz des Evaristus keine rückwirkende Kraft hatte und daß der hölzerne Altar der Päpste in jener Kirche blieb, wo er zuerst war errichtet worden, wenn er auch von Zeit zu Zeit anderswohin gebracht und dort gebraucht werden mochte.

Die Kirche an dem Vicus Patricius also, welche vor der Errichtung der „Titel“ existirte, war selbst kein Titel; sie blieb die bischöfliche oder vielmehr die päpstliche Kirche von Rom. Das Pontificat des heiligen Pius I. (142—157) bildet aus zwei Gründen eine interessante Periode in ihrer Geschichte.

[1]) 1. Moys. 28, 17. 18.

[2]) Die Bedeutung von Titulus bei den Klassikern braucht hier nicht erörtert zu werden.

[3]) Nur der Papst oder ein Cardinal, der durch eine eigene Bulle dazu ermächtigt ist, darf an diesem Altare Messe lesen. Er ist in der letzten Zeit prächtig verziert worden. In Sanct Pudentiana hat man immer ein Brett von dem hölzernen Altare in dem Altare des heiligen Petrus aufbewahrt. Es ist unlängst mit dem Holze des Altars im Lateran verglichen worden und es hat sich gefunden, daß es ganz dasselbe Holz ist.

Erstens fügte dieser Papst der Kirche, ohne ihren Charakter zu ändern, ein Oratorium bei, welches er zu einem Titel machte;[1]) da er denselben seinem Bruder Pastor übertrug, so wurde er Titulus Pastoris genannt, und das mit dieser Kirche verbundene Cardinalat hatte lange diesen Namen. Das zeigt, daß die Kirche selbst mehr als ein Titel war.

Zweitens kam unter diesem Papste der heilige und gelehrte Apologet Justinus zum zweiten Male nach Rom und erlitt dort das Martyrthum. Die Vergleichung seiner Schriften mit den Acten seines Martyriums[2]) gibt uns einige interessante Aufschlüsse über den christlichen Cultus zur Zeit einer Verfolgung.

„An welchem Orte kommen die Christen zusammen?" wurde er von dem Richter gefragt.

„Meinst du," antwortete er, „wir kämen Alle an Einem Orte zusammen? Keineswegs." Als er aber weiter gefragt wurde, wo er wohne und wo er mit seinen Schülern zusammen komme, da antwortete er: „Ich habe bis jetzt in der Nähe des Hauses eines gewissen Martinus gewohnt, in dem Bade, welches das Timotinische heißt. Ich bin jetzt zum zweiten Male in Rom, und ich kenne keinen andern Ort, als den, welchen ich genannt habe." Die Timotinischen oder Timotheanischen Bäder waren aber ein Theil des Hauses der Familie des Pudens; es sind dieselben, bei welchen, wie wir erwähnt haben, eines Morgens ganz früh Fulvius und Corvinus sich trafen. Novatus und Timotheus waren die Brüder der heiligen Jungfrauen Praxedes und Pudentiana; darum hatten die Bäder den Namen Novatianische oder Timotinische, da sie nach einander im Besitze beider Brüder waren.

Der heilige Justinus hatte also dort seine Wohnung und wohnte dort, da er keinen andern Ort in Rom kannte, dem Gottesdienste bei, was auch schon die Regeln der Gastfreundschaft mit sich brachten. Nun spricht er aber in seiner Apo-

[1]) Dieses Oratorium lag da, wo sich jetzt die Caetanische Kapelle befindet.

[2]) In der Mauriner Ausgabe seiner Werke und bei Ruinart, T. 1.

logie,[1]) wo er die christliche Liturgie beschreibt, und zwar natürlich so beschreibt, wie er sie gesehen hatte, von dem fungirenden Priester in Ausdrücken, welche denselben hinlänglich als den Bischof oder Oberhirten der Stadt kennzeichnen: er gibt ihm nämlich nicht nur einen Titel, welchen im Alterthum die Bischöfe führten,[2]) sondern er bezeichnet ihn auch als denjenigen, welcher die Sorge für die Witwen und Waisen habe, welcher die Kranken, die Armen, die Gefangenen und die als Gäste kommenden Fremden unterstütze, welcher „mit Einem Worte für alle Bedürftige zu sorgen sich bestrebe;" das konnte nur der Bischof oder der Papst selbst sein.

Es ist weiter zu bemerken, daß von dem heiligen Pius erzählt wird, er habe einen Taufbrunnen in dieser Kirche eingerichtet, — ein weiteres Vorrecht der Kathedrale, welches später mit dem päpstlichen Altare nach dem Lateran übertragen wurde. Es wird erzählt, der heilige Papst Stephanus habe im Jahre 257 den Tribun Nemesius und seine Familie mit vielen Andern im Titel des Pastor getauft.[3]) Ebendaselbst vertheilte der heilige Diakon Laurentius die kostbaren Geräthe der Kirche unter die Armen.

Mit der Zeit ist der Name „Titel des Pastor" mit einem andern, „Titel von Sanct Pudentiana," vertauscht worden.[4]) Aber der Ort ist der nämliche, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kirche Sanct Pudentiana während der ersten drei Jahrhunderte die bescheidene Kathedrale von Rom war.

[1]) Apol. I., 65—67.

[2]) Ὁ προεστώς, praepositus, Vorsteher, (vgl. Hebr. 13, 17.) Mit demselben griechischen Worte bezeichnet Eusebius (hist. eccl. 5, 24) den Papst Victor: ὁ τῶν Ῥωμαίων προεστὼς Βίκτωρ.

[3]) Der gelehrte Bianchini spricht die gar nicht unwahrscheinliche Vermuthung aus, die „Station" am Ostersonntage sei darum nicht im Lateran, der Kathedrale, auch nicht in Sanct Peter, wo der Papst fungirt, — wiewohl man erwarten sollte, daß die Station in einer dieser beiden Kirchen sein würde, sondern in der Liberianischen Basilika, weil an diesem Tage in Sanct Pudentiana getauft wurde, welche Kirche von jener Basilika nur einen Steinwurf weit entfernt ist.

[4]) Cardinal Wiseman selbst war Cardinalpriester vom Titel Sanct Pudentiana. D. Uebers.

Zu diesem Orte also hatte Torquatus mit Widerstreben versprochen, den Fulvius hinzuführen, daß er der December-Ordination beiwohnen könnte.

Wir finden in Grabschriften sowohl wie in Martyrologien und bei den Kirchengeschichtschreibern viele Spuren von allen Weihen, welche die katholische Kirche noch jetzt ertheilt. Die Inschriften erwähnen vielleicht öfter, als manche andere Weihen, die der Lectoren oder Vorleser und die der Exorcisten. Wir wollen ein interessantes Beispiel von beiden anführen. Von einem Lector:

CINNAMIVS OPAS LECTOR TITVLI FASCIOLE AMICVS PAVPERVM QUI VIXIT ANN. XLVI. MENS. VII. D. VIII. DE POSIT IN PACE X. KAL. MART.[1])

Von einem Exorcisten:

MACEDONIVS
EXORCISTA DE KATOLICA.[2])

Darin war die frühere Praxis von der jetzigen verschieden, daß früher eine niedere Weihe nicht nothwendig eine Vorstufe einer andern, höhern war, sondern daß oft Personen ihr ganzes Leben lang in einer dieser niedern Weihen blieben. Darum wurden diese nicht so oft, und wahrscheinlich auch nicht öffentlich mit den höhern Weihen ertheilt.

Torquatus hatte sich das nothwendige Losungswort verschafft und trat mit Fulvius ein, welcher bald zeigte, daß er schon darin geübt war, sich gerade so zu benehmen wie die, in deren Mitte er sich befand. Die Versammlung war nicht groß. Sie wurde in einer Halle des Hauses gehalten, welche in eine Kirche oder ein Oratorium verwandelt war. Die meisten Anwesenden waren Geistliche oder solche, welche die Weihen empfangen sollten. Unter diesen befanden sich auch die gleichzeitig mit Torquatus bekehrten Zwillingsbrüder Marcus und Marcellianus, welche zu Diakonen geweiht wurden, und ihr Vater

[1]) „Cinnamius Opas, Lector vom Titel der Fasciola [jetzt der heiligen Nereus und Achilleus], der Freund der Armen; er lebte 46 Jahre 7 Monate und 8 Tage. Beigesetzt in Frieden am 10. Tage vor dem 1. März." Die Inschrift ist vom Cömeterium des heiligen Paulus.

[2]) „Macedonius, Exorcist der katholischen Kirche." Vom Cömeterium der heiligen Thraso und Saturninus auf der Salarianischen Straße.

Tranquillinus, welcher die Priesterweihe empfing. Fulvius prägte sich ihre Gesichtszüge und ihre Gestalt wohl ein; noch sorgfältiger merkte er sich die dort versammelten ausgezeichnetsten Geistlichen von Rom. Auf Einem Manne aber haftete mehr als auf allen Andern sein scharfes Auge; er studirte jede seiner Bewegungen, sein Aussehen, seine Stimme und seine Züge. Es war dieses der Papst, welcher die erhabene Ceremonie vornahm.

Marcellinus hatte die Kirche bereits sechs Jahre regiert und war ein ehrwürdiger Greis. Sein freundliches und mildes Antlitz schien kaum die Stärke zu verrathen, welche das Martyrthum verlangt und welche er bei seinem Tode für Christus bewies.[1]) In diesen Tagen wurden alle äußern Auszeichnungen sorgfältig vermieden, welche den obersten Hirten den Wölfen hätten verrathen können. Der Priester trug die gewöhnliche einfache Kleidung anständiger Männer; aber wenn er am Altare fungirte, wurde ohne Zweifel ein besonderes Gewand, woraus später die weite Casel entstanden ist, über die gewöhnliche Kleidung geworfen. Der Bischof trug außerdem eine Krone oder Infula, woraus später die Mitra entstand; und in der Hand hielt er den Stab, das Emblem seines Hirtenamtes und seiner Auctorität.

Der Papst stand, mit dem Gesichte der Versammlung zugewandt, an dem Altare des heiligen Petrus, welcher sich zwischen ihm und dem Volke befand. Der morgenländische Spion heftete auf ihn seine schärfsten Blicke; er besah ihn auf's genaueste, maß mit dem Auge seine Größe, merkte sich die Farbe seines Haares und Gesichtes, beobachtete jede Bewegung seines Kopfes, seinen Gang, seine Stimme, beinahe sein Athemholen, — und endlich sprach er zu sich selbst: „Wenn er sich sehen läßt, und mag er sich verkleiden, wie er will, — er ist mein; und ich weiß, wie viel er werth ist.“

[1]) Er starb unter Diokletianus als Martyrer; sein Fest wird am 26. April gefeiert.

Elftes Capitel.

Die Jungfrauen.

PRIE IVN PAVSA
BET PRAETIOSA
ANNORVM PVLLA
VIRGO XII TANTVM
ANCILLA DEI ET XPI
FL. VINCENTIO ET
FRAVITO. VC CONSS [1]

Wenn der gelehrte Thomassin diese kürzlich gefundene Inschrift gekannt hätte, als er mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit nachwies, daß in der alten Kirche das Gelübde der Jungfräulichkeit in einem Alter von zwölf Jahren abgelegt werden konnte,[2] so würde er sie gewiß citirt haben. Denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Mädchen, welches „eine Jungfrau von nur zwölf Jahren, eine Dienerin Gottes und Christi" war, sich als Jungfrau Gott geweiht hatte; sonst wäre ja, je zarter ihr Alter war, um so weniger auffallend ihre Jungfräulichkeit gewesen.

Wiewohl aber die Kirche gestattete, daß Jungfrauen in diesem Alter, in welchem nach römischem Gesetze auch die Verheirathung zuläßig war, sich in dieser Weise Gott weihten, so verschob sie doch die feierlichere Weihe, wobei der Bischof (gewöhnlich am Ostersonntag) den Schleier der Jungfräulichkeit überreichte, bis zu einem reifern Alter. Jener erste Act bestand wahrscheinlich in nichts Anderm, als daß die Jungfrau aus den Händen von Verwandten ein einfaches schwarzes Ge-

[1]) Pridie (Kal.) Jun. pausavit Praetiosa, annorum puella virgo XII tantum, ancilla Dei et Christi, Fl. Vincentio et Fravito, viro consulari, consulibus. „Am Tage vor dem 1. Juni verschied Prätiosa, eine Jungfrau von nur 12 Jahren, die Dienerin Gottes und Christi, unter dem Consulat des Flavius Vincentius und des Consularis Fravitus." Die Inschrift ist vom Cömeterium des Kallistus.

[2]) Vetus et nova Ecclesiae disciplina circa beneficia (Lucca 1727) P. 1. l. 3.

wand empfing. Wenn aber eine Gefahr drohte, so gestattete die Kirche, daß die feierliche Weihe der Jungfrauen um viele Jahre früher stattfand, um durch ihren feierlichen Segen die Bräute Christi in ihrem heiligen Vorsatze zu stärken.[1])

Eine Verfolgung der schrecklichsten Art stand jetzt bevor, von der zu fürchten war, daß sie auch die zartesten Lämmer der Heerde nicht verschonen würde; und es war nicht zu verwundern, daß diejenigen, welche sich im Herzen dem Lamme als Seine keuschen Bräute für immer verlobt hatten, vor dem Tode zu Seinem Hochzeitsmahle einzugehen wünschten; sie sehnten sich natürlich danach, die ganz aufgeblühte Lilie um die Palme gewunden zu tragen, falls die letztere ihr Antheil werden sollte.

Agnes hatte schon als Kind diesen heiligsten Stand gewählt. Die übermenschliche Weisheit, welche sie stets in ihren Worten und Handlungen an den Tag gelegt hatte und welche sich bei ihr so anmuthig mit der Einfalt eines unschuldigen und arglosen Kindes vereinigte, machte sie trotz ihrer Jugend jeder Begünstigung würdig, welche überhaupt Herzen, die sich nach ihrer keuschen Hochzeitstunde sehnten, bewilligt werden konnte. Sie ergriff mit Freuden den Anspruch auf eine mehr als gewöhnliche Milderung des Gesetzes, welchen die drohende Gefahr ihr verlieh, während sonst die Erfüllung ihres Wunsches noch um mehr als zehn Jahre hinausgeschoben worden wäre. Eine zweite Postulantin schloß sich an sie an.

Wir können uns leicht denken, daß seit Agnes' erstem Zusammentreffen mit Syra, welches wir geschildert haben, eine heilige Freundschaft zwischen Beiden immer inniger wurde. Agnes' Liebe zu Syra wurde durch all das Rühmliche verstärkt, was ihr Fabiola von ihrer Lieblings-Sklavin erzählte.

Diese und die bescheidenern Berichte der Sklavin selbst überzeugten sie, daß sie das Werk, welchem dieselbe sich geweiht hatte, die Bekehrung ihrer Gebieterin, ganz ihren Händen überlassen dürfe: es gedieh offenbar, Dank der Klugheit und Liebe, womit es gefördert wurde. Agnes begnügte sich daher bei

[1]) Thomass. l. c. p. 792.

ihren häufigen Besuchen bei Fabiola damit, zu bewundern und zu billigen, was ihre Nichte ihr von Syra's Reden erzählte, vermied aber sorgsam jeden Ausdruck, welcher den Verdacht eines gegenseitigen Einverständnisses zwischen ihr und Syra hätte erregen können.

Beim Tode des Fabius hatten Syra als Sklavin und Agnes als Verwandte Trauerkleidung angelegt; so konnte also keine Veränderung der Kleidung die Tochter des Verstorbenen zu dem Argwohn veranlassen, daß die Beiden irgend einen heimlichen oder gemeinsamen Schritt gethan hätten. Insofern konnten sie ohne Bedenken darum bitten, es möchte ihnen jetzt gleich die feierlichere Weihe zur ewigen Jungfräulichkeit ertheilt werden. Ihre Bitte wurde bewilligt; die Sache wurde aber aus naheliegenden Gründen sorgfältig geheim gehalten. Erst einen oder zwei Tage vor dem glücklichen Tage ihrer geistigen Hochzeit sagte Syra ihrer blinden Freundin davon, als von einem großen Geheimniß.

„So," sagte diese, sich unwillig anstellend, „alles Gute behältst du also für dich? Ist das liebevoll?"

„Mein liebes Kind," sagte Syra, sie beschwichtigend, „sei nicht böse; die Sache mußte ganz geheim gehalten werden."

„Darum werde ich Arme auch wohl nicht einmal zugegen sein dürfen?"

„O ja, Cäcilia, gewiß darfst du zugegen sein und zusehen, so viel du kannst," antwortete Syra lachend.

„Kümmere dich nicht um mein Sehen. Aber sage mir, wie wirst du gekleidet sein? Und was hast du vorher zu thun?"

Syra gab ihr eine genaue Beschreibung des Kleides und des Schleiers, ihrer Farbe und ihrer Form.

„Wie schön!" sagte sie. „Und was mußt du dabei thun?"

Die Andere ergötzte sich an Cäcilia's ungewöhnlicher Neugierde und beschrieb ihr ganz genau das kurze Ceremoniell.

„So, nun noch eine Frage," fuhr das blinde Mädchen fort. „Wann und wo soll all dieses stattfinden?" Du sagst ja, ich dürfe hinkommen: ich muß also die Zeit und den Ort wissen."

Syra sagte ihr, die Feierlichkeit solle im Titel des Pastor beim Anbruche des dritten Tages stattfinden. „Aber was hat dich so neugierig gemacht, Kind? Ich habe dich nie zuvor so gesehen; ich fürchte, du wirst ganz weltlich.“

„Das geht dich nichts an,“ antwortete Cäcilia. „Wenn andere Leute ihre Sachen vor mir geheim halten, dann sehe ich nicht ein, warum ich nicht auch einmal etwas geheim halten soll.“

Syra lachte über ihren erkünstelten Eigensinn; denn sie kannte recht gut die demüthige Herzenseinfalt des armen Kindes. Sie umarmten sich herzlich und trennten sich. Cäcilia ging geraden Weges zu der guten Lucina; sie wurde in ihrem, wie in allen Häusern gern gesehen. Sie war aber nicht sobald in das Gemach der frommen Matrone getreten, als sie auf dieselbe zueilte, sich ihr an die Brust warf und in Thränen ausbrach. Lucina tröstete und liebkoste sie, und es gelang ihr bald, sie zu beruhigen. Nach einigen Minuten war sie wieder heiter und munter und in ein Gespräch mit der freundlichen Dame vertieft, welches augenscheinlich ein ihr sehr angenehmes Geheimniß betraf. Als sie wegging, war sie im höchsten Grade vergnügt. Sie ging zum Hause der Agnes, in das Hospital, wo der Priester Dionysius wohnte. Sie fand ihn zu Hause, und sich vor ihm auf die Kniee werfend, sprach sie so eindringlich zu ihm, daß er bis zu Thränen gerührt wurde und sie mit gütigen Worten tröstete. Das Te Deum war damals noch nicht verfaßt; aber etwas ihm Aehnliches erklang in dem Herzen des blinden Mädchens, als es seine demüthige Wohnung aufsuchte.

Der glückliche Morgen kam endlich. Vor Tagesanbruch waren die heiligen Mysterien gefeiert worden, und die Gläubigen hatten sich zerstreut. Nur diejenigen blieben zurück, welche an der besondern Feierlichkeit theilzunehmen hatten, oder welche eingeladen waren, dabei zugegen zu sein. Es waren dieses Lucina und ihr Sohn, die bejahrten Eltern der Agnes und Sebastianus. Aber Syra sah sich vergebens nach ihrer blinden Freundin um; sie hatte sich augenscheinlich mit den andern

Gläubigen entfernt, und die sanfte Sklavin fürchtete, sie bei ihrer letzten Unterredung verletzt zu haben.

Es herrschte in der Halle noch das Zwielicht eines Wintermorgens, wiewohl der glühende Osten draußen einen hellen Decembertag verkündete. Auf dem Altare brannten große wohlriechende Kerzen und um ihn herum goldene und silberne Lampen von großem Werthe, die ein sanftes Licht in dem Heiligthume verbreiteten. Vor dem Altare stand der Stuhl, der nicht weniger ehrwürdig war, als der Altar selbst, — derselbe, welcher jetzt in der vaticanischen Basilika aufbewahrt wird, — der Stuhl des heiligen Petrus.[1]) Auf diesem saß der ehrwürdige Papst mit dem Stabe in der Hand und mit der Krone auf dem Haupte, und um ihn herum standen seine Diener, kaum minder ehrwürdig, als er selbst.

Aus dem Hintergrunde der Kapelle vernahm man jetzt süße Stimmen, gleich Engelstimmen, die in sanften Tönen einen Hymnus sangen, welcher dieselben Gefühle ausdrückte, die bald nachher in den Hymnus »Jesu corona virginum« — „Jesu, der Jungfrauen Krone" — eingekleidet wurden.[2]) Darauf trat in das Licht des Heiligthums der Zug der schon geweihten Jungfrauen hervor, geführt von den Priestern und Diakonen, unter deren Leitung sie standen. In ihrer Mitte sah man Zwei in schneeweißen Kleidern, welche unter den schwarzen Gewändern der Andern nur noch heller schienen. Es waren die beiden Postulantinnen, welche, während die Andern vorbeigingen und sich zu beiden Seiten in einer Reihe aufstellten, von je zwei schon geweihten Jungfrauen zu den Stufen des Altars geführt wurden, wo sie zu den Füßen des Papstes niederknieten. Ihre Brautjungfern oder Pathinnen standen neben ihnen.

Beide wurden feierlich gefragt, was sie begehrten, und sprachen ihren Wunsch aus, den Schleier zu empfangen und unter der Leitung ihrer Pathinnen die damit verbundenen Pflichten zu üben. Es hatten nämlich schon vor dieser Zeit

[1]) S. Wiseman, Vermischte Schriften, 3. Abth. S. 100 ff.
[2]) Dieser Hymnus, welcher im Brevier im Officium der heiligen Jungfrauen steht, wird dem heiligen Ambrosius zugeschrieben.

geweihte Jungfrauen angefangen, in Gemeinschaft zu leben; indeß blieben auch viele noch in ihrem Hause wohnen, und zur Zeit der Verfolgung hatte das Zusammenleben große Schwierigkeiten. In der Kirche aber hatten die geweihten Jungfrauen einen besondern Platz, und sie kamen auch oft zu besondern Unterweisungen und Andachtsübungen zusammen.[1])

Der Papst redete die jungen Aspirantinnen in beredten und herzlichen Worten an. Er sprach davon, welch ein erhabener Beruf es sei, auf Erden das Leben der Engel zu führen, die „weder heirathen noch verheirathet werden,"[2]) — den nämlichen keuschen Pfad zum Himmel zu wandeln, den das fleischgewordene Wort für Seine Mutter gewählt, — und dort angelangt, in die reinen Reihen der auserlesenen Schaar aufgenommen zu werden, welche dem Lamme folgt, wohin Es geht.[3]) Er erörterte die Lehren des heiligen Paulus im Korinthier-Briefe[4]) von der Erhabenheit der Jungfräulichkeit über jeden andern Stand, und er schilderte lebhaft, was für ein Glück es sei, keine andere Liebe auf Erden zu haben, als die Eine, welche, statt zu welken, zur Unsterblichkeit erblühe im Himmel; denn die ewige Seligkeit, bemerkte er, sei nur die aufgeblühte Blume, welche die göttliche Liebe auf Erden trage.

Nach dieser kurzen Anrede und einer Prüfung der Bewerberinnen um diese große Ehre, segnete der Papst die verschiedenen Stücke ihrer Ordenskleidung, und zwar unter Gebeten, welche wahrscheinlich mit den noch jetzt gebräuchlichen fast gleichlautend waren. Die Kleider wurden ihnen darauf von ihren Pathinnen angelegt. Die neuen Ordensschwestern legten dann den Kopf auf den Altar zum Zeichen ihrer Selbstaufopferung; das Haar wurde im Abendlande nicht, wie im Morgenlande, abgeschnitten. Endlich wurde einer Jeden ein Blumenkranz auf's Haupt gesetzt; denn obschon es Winter war, so waren doch auf Fabiola's gut geschützter Terrasse prächtige und duftende Blumen zu finden gewesen.

[1]) S. Wiseman, Vermischte Schriften, 2. Abth. S. 247 ff.
[2]) Matth. 22, 30.
[3]) Apok. 14, 4.
[4]) 1. Kor. 7, 25 ff.

Alles schien beendigt zu sein, und Agnes kniete regungslos vor den Stufen des Altares, in einer ihrer Verzückungen, unverwandt nach oben blickend, während Syra mit gebeugtem Haupte neben ihr kniete, von Demuth und von Staunen darüber ganz durchdrungen, daß sie so großer Gnade würdig erachtet worden sei. Beide waren in ihr Dankgebet so vertieft, daß sie nicht bemerkten, wie eine kleine Bewegung in der Versammlung entstand, als hätte sich etwas Unerwartetes ereignet.

Sie wurden aus ihrem Nachsinnen geweckt, als der Papst die Frage wiederholte: „Meine Tochter, was begehrst du?“ Aber noch ehe sie sich umsehen konnten, fühlten sie sich Beide bei der Hand ergriffen und hörten sie eine Beiden theuere Stimme antworten: „Heiliger Vater, den Schleier begehre ich, um Jesus Christus geweiht zu werden, meiner einzigen Liebe auf Erden, unter der Obhut dieser beiden heiligen Jungfrauen, welche schon Seine glücklichen Bräute sind.“

Sie waren außer sich vor Freude: es war die arme blinde Cäcilia. Als sie von dem Glücke hörte, welches Syra bevorstand, war sie, wie wir gesehen haben, zu der guten Lucina geeilt, welche sie bald mit der Versicherung tröstete, es lasse sich wohl möglich machen, daß ihr ein ähnliches Glück zu Theil werde. Sie versprach, ihr alles dazu Nöthige zu geben; nur bestand Cäcilia darauf, ihr Kleid müsse rauh und ärmlich sein, wie es für eine arme Bettlerin passe. Der Priester Dionysius trug ihre Bitte dem Papste vor und erwirkte die Bewilligung derselben; und da sie ihre beiden Freundinnen zu Pathinnen zu haben wünschte, so wurde verabredet, daß er sie nach der Consecration Beider zum Altare führen solle. Cäcilia hielt dies aber ganz geheim.

Der Segen war gesprochen und das Kleid und der Schleier ihr angelegt; man fragte, ob sie keinen Blumenkranz mitgebracht habe. Schüchtern zog sie aus ihrem Kleide den Kranz hervor, den sie mitgebracht hatte, — es war ein nackter Dornzweig, der zusammengeflochten war. Sie reichte ihn hin mit den Worten: „Ich habe meinem Bräutigam keine Blumen zu bieten; auch Er hat keine Blumen für mich getragen.. Ich bin nur

ein armes Mädchen; aber glaubet ihr, es würde meinen Herrn beleidigen, wenn ich Ihn um die Krone bitte, die Er selbst getragen hat? Blumen bedeuten auch Tugenden bei denen, die sie tragen; mein unfruchtbares Herz aber hat nichts Besseres hervorgebracht, als diese Dornen."

Sie sah nicht mit ihren blinden Augen, wie ihre beiden Freundinnen ihre Kränze abnahmen, um sie ihr aufzusetzen; aber ein Wink des Papstes gebot ihnen, es zu unterlassen, und während den Umstehenden die Thränen in die Augen traten, stand sie, ganz Freude, in ihrem Dornenkranze da, — ein lebendiges Symbol dessen, was die Kirche allezeit gelehrt hat: daß die Königin unter den Tugenden die Unschuld mit dem Kranze der Buße ist.

Zwölftes Capitel.

Die Nomentanische Villa.

Die Nomentanische Straße geht von Rom ostwärts; zwischen ihr und der Salarianischen ist eine tiefe Schlucht; jenseit derselben neben der Nomentanischen Straße zieht sich ein lieblicher wellenförmiger Landstrich hin. Mitten darauf liegt ein pittoresker runder Tempel und in der Nähe eine schöne Basilika, der heiligen Agnes geweiht. Dort lag die Villa, welche ihr gehörte, etwa anderthalb Meilen von der Stadt entfernt. Es war abgesprochen, daß die zwei, oder jetzt die drei neugeweihten Jungfrauen sich dorthin begeben sollten, um den Tag in Zurückgezogenheit und stiller Freude zu verleben. Sie hatten vielleicht nur noch wenige solcher Tage zu hoffen.

Wir brauchen von diesem Landsitze nichts weiter zu sagen, als daß alles dort Zufriedenheit und Glück athmete. Es war einer der schönen Tage, wie sie in einem römischen Winter vorkommen. Die felsigen Apenninen waren dünn mit Schnee bestreut; der Boden war nur wenig gefroren, die Luft hell,

der Sonnenschein warm, der Himmel wolkenlos. Einige feine graue Rauchwölkchen, die aus den Hütten aufstiegen, und die blätterlosen Weinstöcke waren das Einzige, was an den December erinnerte. Alle lebendigen Wesen schienen die sanfte Gebieterin des Ortes zu kennen und zu lieben. Die Tauben kamen und flogen ihr auf die Schulter oder auf die Hand; die Lämmer in den Hürden hüpften und liefen auf sie zu, sobald sie nahe kam, und fraßen die grünen duftigen Kräuter, die sie ihnen brachte, mit augenscheinlichem Behagen. Keiner aber erkannte ihre milde Herrschaft so willig an, wie der alte Molossus, der große Haushund. Neben dem Thore angekettet, war er so grimmig, daß nur einige Diener ihm nahe zu kommen wagten. Sobald aber Agnes sich sehen ließ, legte er sich nieder und wedelte mit dem buschigen Schweife und winselte, bis er losgebunden wurde; denn jetzt durfte ein Kind ihm nahen. Er verließ nun die Seite seiner Herrin keinen Augenblick, er folgte ihr wie ein Lamm, und wenn sie sich niedersetzte, legte er sich zu ihren Füßen, sah sie an und freute sich, wenn ihre zarte Hand seinen großen Kopf streichelte.

Es war ein wahrer Tag des Friedens: bald still und ruhig, sanft und lieblich, — wenn die Drei von dem Glück dieses Morgens sprachen, und von dem glücklichen Morgen, dessen Unterpfand dieser Morgen war, über dem hellen Blau des Himmelsgewölbes, — bald fröhlich und heiter, wenn die Beiden Cäcilia wegen des Streiches zu Rede stellten, den sie ihnen gespielt. Und sie lachte heiter, wie immer, und sagte, sie habe noch einen schönern Streich vor, sie wolle ihnen zuvorkommen, wenn jener zweite Morgen anbreche, denn dann wolle sie nicht wieder die Letzte, sondern die Erste sein.

Mittlerweile war Fabiola auf die Villa gekommen, um Agnes zum ersten Male nach dem Tode ihres Vaters zu besuchen und ihr für die liebevolle Theilnahme zu danken. Sie suchte Agnes im Garten, blieb aber plötzlich stehen, als sie in die Nähe des Ortes kam, wo die glückliche Gruppe versammelt war. Denn als sie die Beiden, welche den äußerlichen Glanz des Himmels sehen konnten, über die Dritte hingebeugt er-

blickte, welche allen Glanz des Himmels in ihrer Seele zu haben schien, da erkannte sie in dieser Scene die Erfüllung ihres Traumes. Sie mochte indeß nicht unvermuthet bei den Dreien erscheinen, auch wünschte sie Agnes allein zu finden und nicht in der Gesellschaft ihrer eigenen Sklavin und eines armen blinden Mädchens; sie ging darum zurück, ehe sie bemerkt worden war, und begab sich in einen andern Theil des Gartens. Aber die Frage drängte sich ihr unwillkürlich auf: warum sie selbst nicht heiter und glücklich sein könne, wie die Drei; warum ein Abgrund sei zwischen ihr und ihnen?

Der Tag sollte jedoch nicht ohne Wolken vergehen, — er wäre ja auch sonst zu selig gewesen für diese Erde! Außer Fabiola war noch Jemand von Rom gekommen, um der Agnes einen minder willkommenen Besuch abzustatten. Es war Fulvius, der die Versicherung des Fabius nicht vergessen hatte, sein bezauberndes Wesen und seine glänzenden Schmucksachen hätten der Agnes den schwachen Kopf verdreht. Er hatte gewartet, bis die ersten Tage der Trauerzeit vorüber waren; auch hatte er einige Scheu vor dem Hause, wo er einmal eine so unfreundliche Aufnahme gefunden hatte, oder vielmehr aus dem er einmal so kurzer Hand war hinausgeworfen worden. Als er darum erfuhr, daß Agnes zum ersten Male ohne ihre Eltern und ohne alle männliche Begleitung sich nach ihrem Landhause vor der Stadt begeben habe, so schien ihm das eine gute Gelegenheit zu sein, seine Bewerbungen fortzusetzen. Er ritt aus dem Nomentanischen Thore und kam bald vor der Villa an. Er stieg ab, sagte, er habe über eine wichtige Angelegenheit mit Agnes zu reden, und wurde nach einigem Bedenken vom Pförtner eingelassen. Man wies ihn in eine Allee, an deren Ende er sie finden werde. Die Sonne hatte sich geneigt; die beiden Andern waren etwas weiter gegangen, und Agnes saß allein an einem schönen, sonnigen Plätzchen mit dem alten Molossus zu ihren Füßen. Ein leises Knurren des Hundes — eine Seltenheit, wenn er bei ihr war — veranlaßte sie, von den Winterblumen, welche die Andern gesammelt hatten und welche sie zu einem Kranze wand, aufzublicken.

Sie hob den Finger auf und unterdrückte damit die Aeußerung des instinctmäßigen Mißfallens, welches Molossus an dem Fremden empfand.

Fulvius kam mit achtungsvoller Miene näher, aber dabei freier und vertraulicher als gewöhnlich, wie Einer, der der Erfüllung seines Begehrens schon gewiß ist.

„Ich bin gekommen, edele Agnes," sagte er, „dir den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochachtung zu wiederholen; und ich hätte keinen bessern Tag zu wählen vermocht; denn einen hellern und schönern Tag hätte uns kaum die Sommersonne bereiten können."

„Wohl ist der Tag schön und hell für mich gewesen," antwortete Agnes, in Gedanken in die Scene des Morgens zurückversetzt, „und keine Sonne hat mir je in meinem Leben einen schönern bereitet, — nur Einen schönern Tag kann sie mir bereiten."

Fulvius fühlte sich geschmeichelt, da er die Worte auf seine Anwesenheit bezog. Er fuhr fort: „Du meinst ohne Zweifel den Tag Deiner Verehelichung mit Einem, der vielleicht dein Herz gewonnen hat?"

„Das ist in der That geschehen," antwortete sie wie verzückt; „und heute ist Sein herrlicher Tag."

„Hast du denn diesen bekränzten Schleier zur Vorbereitung auf diese glückliche Stunde angelegt?"

„Ja, er ist das Zeichen, welches mein Geliebter über mein Angesicht gelegt hat, daß ich keinen andern Liebhaber anerkenne, als Ihn."[1])

„Und wer ist der Glückliche? — Ich hegte einige Hoffnung, und ich will sie auch jetzt noch nicht ganz aufgeben, daß ich einen Platz in deinen Gedanken, vielleicht in deinem Herzen besäße."

Agnes schien seine Worte kaum zu hören. Sie zeigte in ihren Blicken und in ihrem Benehmen keine Schüchternheit oder Furchtsamkeit, nicht einmal Verlegenheit.

[1]) Posuit signum in faciem meam, ut nullum praeter Eum amatorem admittam. Officium der heiligen Agnes im römischen Brevier.

„So makellos ihr Kleid, so rein ihr Inn'res war,
„Sie kannte keine Sünde, drum schreckte sie keine Gefahr."

Ihr kindliches Antlitz blieb heiter, offen und arglos; ihre sanft strahlenden Augen sahen Fulvius gerade in's Gesicht, mit einer so unschuldigen Einfalt, daß er fast vor ihr zu Boden sank. Dann stand sie auf und sagte mit anmuthiger Würde: „Milch und Honig quollen von Seinen Lippen, als das Blut von Seiner zerschlagenen Wange auf die meinige floß." [1])

„Sie ist wahnsinnig," fing Fulvius gerade zu denken an; da fühlte er sich von Staunen und Ehrfurcht überwältigt durch den begeisterten Ausdruck ihres Gesichtes und den hellen Glanz ihrer Augen, mit welchen sie auf irgend etwas nur für sie Sichtbares hinzublicken schien. Aber in einem Augenblicke kam sie wieder zu sich, und er faßte wieder Muth und entschloß sich, seine Bitte vorzutragen.

„Agnes," sagte er, „du verspottest Einen, der dich aufrichtig bewundert und liebt. Ich weiß aus der besten Quelle, — ja, aus der besten Quelle, von einem gemeinsamen Freunde, der jetzt hingeschieden ist, — daß du günstig von mir gedacht und dich geäußert hast, du verschmähtest meine Bewerbungen um deine Hand nicht. Ich bitte dich also jetzt ernstlich und inständig um deine Hand. Meine Bewerbung mag dir plötzlich und formlos erscheinen, sie kommt aber aus einem aufrichtigen und liebenden Herzen."

„Weiche von mir, Speise des Todes!" sagte sie mit ruhiger Majestät; „denn schon hat ein anderer Liebhaber mein Herz zu eigen. Ihm allein bewahre ich meine Treue, Ihm allein bin ich mit ungetheilter Hingebung zugethan. Seine Liebe ist keusch, Seine Liebkosung ist rein, Seine Bräute legen nie ihre jungfräulichen Kränze ab." [2])

[1]) Mel et lac ex ejus ore suscepi et sanguis ejus ornavit genas meas. Officium der heiligen Agnes im römischen Brevier.

[2]) Discede a me, pabulum mortis, quia jam ab alio amatore praeventa sum. — Ipsi soli servo fidem, ipsi me tota devotione committo; — Quem cum amavero, casta sum; cum tetigero, munda sum; cum accepero, virgo sum. Ebendas.

Fulvius war bei seinen letzten Worten niedergekniet. Nach dieser strengen Zurückweisung stand er auf, voll Aerger und Wuth darüber, daß er so arg getäuscht worden sei. „Ist es nicht genug,“ sagte er, „daß du mich verschmähst, nachdem du mich ermuthigt hattest? Mußt du mich auch noch beschimpfen? Und mußt du mir in's Gesicht sagen, daß du heute einen Andern mir vorgezogen hast? Es wird wieder Sebastianus sein, der —“

„Wer bist du?“ rief eine zornige Stimme hinter ihm aus; „wer bist du, daß du es wagst, verächtlich den Namen eines Mannes auszusprechen, dessen Ehre makellos und dessen Tugend so unzweifelhaft ist, wie sein Muth?“

Er wandte sich um und sah Fabiola vor sich stehen. Sie war einige Zeit im Garten umhergewandelt, bis sie dachte, sie würde jetzt wahrscheinlich ihre Nichte allein finden. Sie war noch gerade früh genug gekommen, um die letzten Worte des Fulvius zu hören. Dieser wurde verlegen, als er sie sah, und schwieg.

Mit edeler Entrüstung fuhr Fabiola fort: „Und wer bist du, daß du, nicht zufrieden damit, dich einmal in meiner Verwandten Haus eingeschlichen zu haben, um sie zu belästigen, — dir jetzt wieder herausnimmst, dich in die stille Einsamkeit ihres Landsitzes einzudrängen?“

„Und wer bist du,“ entgegnete Fulvius, „daß du dich zur herrischen Gebieterin in einem fremden Hause aufwirfst?“

„Ich bin Schuld daran gewesen,“ antwortete die Dame, „daß meine Nichte an meinem Tische zuerst mit dir zusammengetroffen ist; ich habe dort deine bösen Absichten auf ein unschuldiges Kind durchschaut; darum fühle ich mich durch meine Ehre und mein Gewissen verpflichtet, deine Plane zu vereiteln und Agnes gegen sie zu schützen.“

Sie nahm Agnes bei der Hand, um sie wegzuführen. Molossus bedurfte eines sanften Schlages mit der Hand, — er erinnerte sich nicht, daß er von dieser Hand schon jemals einen Schlag erhalten hatte, nahm ihn aber gern an, — um nicht noch etwas Anderes zu thun, als zu knurren, als Fulvius

mit den Zähnen knirschend sagte: „Hochmüthige Römerin! Du sollst diesen Tag und diese Stunde bitter bereuen. Du sollst es erfahren, wie Asien sich rächen kann.“

Dreizehntes Capitel.

Das Edict.

Endlich kam der Tag, wo das Edict gegen die Christen, der Beschluß der gänzlichen Vertilgung des christlichen Namens, in Rom veröffentlicht werden sollte. Corvinus erhielt den Auftrag, dasselbe an dem gehörigen Platze auf dem Forum anzuheften, und er wußte die Wichtigkeit dieses Auftrages wohl zu würdigen. Von Nikomedia war die Nachricht gekommen, ein tapferer christlicher Soldat, Namens Georgius, habe ein ähnliches kaiserliches Edict abgerissen und für diese Verwegenheit standhaft den Tod erduldet. Corvinus war entschlossen, dafür zu sorgen, daß in Rom nichts der Art vorkommen könne; denn er wußte gut genug, welche schlimme Folgen das für ihn selbst haben würde. Er traf also alle ihm nur möglichen Vorsichtsmaßregeln. Das Edict war in großer Schrift auf zusammengefügte Pergamentblätter geschrieben; diese wurden auf ein Brett geheftet, welches an einem Pfeiler in der Nähe des Puteal Libonis, des Richterstuhles auf dem Forum, aufgehängt wurde. Dies geschah aber erst, als es ganz dunkel und das Forum ganz menschenleer geworden war; die Bürger sollten des Morgens früh das Edict dort vorfinden, und es sollte so einen tiefern Eindruck machen.

Um etwaigen Versuchen, während der Nacht das kostbare Document zu zerstören, möglichst vorzubeugen, ergriff Corvinus eine ähnliche Maßregel, wie die jüdischen Priester, als sie die Auferstehung des Herrn verhindern wollten. Er bewirkte, daß eine Wache auf das Forum gestellt wurde, und zwar eine Abtheilung der Pannonischen Cohorte; diese bestand aus Soldaten von den wildesten nordischen Völkerschaften, aus Daciern, Pannoniern, Sarmaten und Germanen, die wegen ihrer plumpen

Züge, ihres wilden Aussehens, ihrer geflochtenen blonden Haare und ihrer buschigen rothen Bärte schreckliche Erscheinungen für römische Augen waren. Diese Soldaten konnten kaum lateinisch sprechen; sie wurden von Offizieren aus ihren eigenen Ländern befehligt und bildeten in der Zeit des Verfalles des Reiches die treueste Leibwache der regierenden Tyrannen, die oft Landsleute von ihnen waren; es gab nichts so Schreckliches, was sie nicht verübt hätten, wenn sie den Befehl dazu erhielten.

Eine Anzahl dieser rohen und immer schlagfertigen Wilden wurde so vertheilt, daß alle Zugänge zum Forum bewacht waren; sie erhielten den Befehl, Jeden zu durchbohren oder niederzuhauen, der es versuchen würde, ohne das Losungswort oder Symbolum nahe zu kommen. Dieses wurde jeden Abend von dem Oberfeldherrn durch die Tribunen und Centurionen allen Soldaten mitgetheilt; und damit in dieser Nacht kein Christ dasselbe gebrauchen könne, auch wenn er es vielleicht erfahren sollte, hatte Corvinus schlauer Weise eins vorgeschlagen, von dem er überzeugt war, daß kein Christ es aussprechen würde; es hieß: »Numen Imperatorum,« „die Gottheit der Kaiser".

Zuletzt machte er noch selbst die Runde und gab allen Wachen die strengsten Anweisungen, namentlich dem Soldaten, welcher nahe bei dem Edicte aufgestellt war. Man hatte diesen für seinen Posten besonders ausgewählt wegen seiner rohen Stärke, seiner ungeheuern Körpergröße und der besondern Wildheit seines Aussehens und seines Charakters. Corvinus gab ihm den strengsten Befehl, Niemand zu schonen und Niemand dem heiligen Edicte nahe kommen zu lassen; er sagte ihm zu wiederholten Malen das Losungswort, und verließ ihn schon halb betäubt von Sabaia oder Bier,[1]) so daß er nur noch so viel denken konnte, als: es sei sein Geschäft, vor dem Morgen irgend Jemand mit dem Speer oder Säbel niederzumachen, was er eben nicht für eine unangenehme Aufgabe ansah. Die

[1]) Est autem sabaia ex hordeo vel frumento in liquorem conversis paupertinus in Illyrico potus. (Sabaia ist ein aus Gerste oder Weizen bereitetes Getränk der Armen in Illyrien.) Amm. Marcell. l. 26, 8, p. 422, ed. Lips.

Nacht war rauh und stürmisch, mitunter fiel ein kalter und dichter Regen. Der Dacier hüllte sich in seinen Mantel und ging auf und ab, nahm aber von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Schluck aus einer Flasche, die er heimlich mitgebracht hatte, und welche ein, wie man sagte, aus wilden Kirschen der thüringischen Wälder bereitetes Getränk enthielt; in der Zwischenzeit dachte er verdrießlich darüber nach, nicht, in welchem Walde oder an welchem Flusse seine jungen Barbaren wohl spielen möchten, sondern wie bald es wohl Zeit sein werde, dem jetzigen Kaiser den Hals abzuschneiden und die Stadt zu plündern.

Mittlerweile waren der alte Diogenes und seine Söhne nicht weit davon in ihrem Häuschen in der Suburra mit den Vorbereitungen zu ihrem frugalen Abendessen beschäftigt. Sie wurden durch ein leises Klopfen an die Thüre unterbrochen; gleich darauf wurde die Thüre geöffnet und es traten zwei junge Leute ein, welche Diogenes gleich erkannte und bewillkommnete.

„Kommt herein, meine edeln jungen Herren; wie gütig ist es von euch, daß ihr meine arme Wohnung beehrt! Ich darf euch kaum von unsern einfachen Speisen anbieten; aber wenn ihr davon genießen wollt, werdet ihr uns in der That ein christliches Liebesmahl bereiten."

„Ich danke dir herzlich, Vater Diogenes," antwortete der ältere der beiden Freunde, Quadratus, der kräftige Centurio des Sebastianus; „Pankratius und ich sind gerade darum gekommen, um bei dir zu Abend zu essen. Aber noch nicht; wir haben vorher ein Geschäft in diesem Theile der Stadt zu besorgen, und danach wird es uns lieb sein, etwas zu essen zu bekommen. Mittlerweile kann einer deiner Söhne ausgehen und für uns fouragiren. Komm, wir müssen etwas Gutes haben, und du mußt dich auch einmal an einem Becher edeln Weines erfreuen."

Mit diesen Worten reichte er einem der Söhne seine Börse und befahl ihm, etwas Besseres zu holen, als gewöhnlich, wie er wohl wußte, im Hause zu finden war. Sie setzten sich,

und Pankratius sagte, um doch etwas zu sagen, zu dem alten Manne: „Lieber Diogenes, ich habe von Sebastianus gehört, du hättest noch den glorreichen Diakonus Laurentius für Christus sterben sehen. Erzähle mir etwas von ihm."

„Mit Vergnügen," antwortete der Greis. „Es sind jetzt beinahe 45 Jahre, seit es geschah,[1]) und da ich damals älter war, als du jetzt bist, so kannst du dir denken, daß ich mich der Sache noch recht gut zu erinnern weiß. Er war in der That ein schöner Jüngling: so mild und süß, so einnehmend und anmuthig; und er sprach so sanft und freundlich, namentlich wenn er mit den Armen redete! Wie liebten sie ihn Alle! Ich folgte ihm überall hin; ich stand dabei, als der ehrwürdige Papst Sixtus zum Tode geführt wurde und Laurentius hinzukam, und ihm so zärtlich, wie ein Sohn seinem Vater, Vorwürfe darüber machte, daß er ihn nicht seinen Gefährten bei der Opferung seiner selbst sein lasse, wie er ihm bei der Opferung des Leibes und Blutes des Herrn gedient habe." [2])

„Das waren doch herrliche Zeiten, Diogenes, nicht wahr?" unterbrach ihn der Jüngling. „Wie entartet sind wir jetzt! Wir sind ein ganz anderes Geschlecht. Sind wir nicht, Quadratus?"

Der rauhe Krieger lächelte über die edelmüthige Aufrichtigkeit dieser Klage, und bat Diogenes, fortzufahren.

„Ich sah ihn auch, als er die kostbaren Kirchengeräthe unter die Armen vertheilte. Wir haben seitdem nie wieder so kostbare Sachen gehabt. Goldene Lampen und Leuchter, Rauchfässer, Kelche und Patenen,[3]) und außerdem viel Silber, wurden eingeschmolzen und unter die Blinden, Lahmen und Armen vertheilt."

[1]) 258 n. Chr. G.

[2]) Quo progrederis sine filio, pater? Quo, sacerdos sancte, sine diacono properas? Tu nunquam sine ministro sacrificium offerre consueveras; quid ergo in me displicuit paternitati tuae? numquid degenerem me probasti? Experire, utrum idoneum ministrum elegeris, cui commisisti Dominici sanguinis dispensationem. Das römische Brevier im Officium des heiligen Laurentius, am 10. August.

[3]) Vgl. den Hymnus des Prudentius auf den heiligen Laurentius.

„Aber sage mir,“ fragte Pankratius, „wie erlitt er seine letzte Folter? Es muß schrecklich gewesen sein.“

„Ich habe alles gesehen,“ antwortete der alte Todtengräber, „und bei jedem Andern wäre es unerträglich schrecklich gewesen. Er war erst auf die Folter gespannt und auf verschiedene Weise gepeinigt worden und hatte keinen Seufzer ausgestoßen; endlich befahl der Richter, jenes furchtbare Bett — den Rost — zurecht zu machen und zu erhitzen. Wenn man sah, wie sein zartes Fleisch über dem Feuer Blasen bekam und aufbrach, und wie rothe Einschnitte tief bis auf die Knochen eindrangen, wo die eisernen Stangen waren; wenn man sah, wie ein dichter Dampf, wie aus einem Kessel, von ihm aufstieg, und wenn man das Feuer unter ihm zischen hörte, so wie er darauf zerschmolz; und wenn man sah, wie von Zeit zu Zeit seine Haut zitterte und jede einzelne Muskel wie im Todeskampfe zuckte, wie seine Glieder krampfhaft bebten und sich zusammenzogen, — so war das in der That das schrecklichste Schauspiel, welches ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Aber wenn man in sein Gesicht blickte, vergaß man alles. Er hatte das Haupt über den brennenden Leib emporgerichtet und es war, als schaute er eine himmlische Vision, gleich der des ältern heiligen Diakonus, des Stephanus. Sein Gesicht glühte von der Hitze des Feuers, und der Schweiß floß darüber; aber das Licht, welches von dem Feuer emporstieg und durch seine goldenen Locken schien, bildete eine Glorie um sein schönes Haupt und Gesicht, so daß er schon ganz verklärt aussah. Und in allen seinen Zügen, die heiter und sanft waren, wie immer, und in seinen emporgerichteten Augen prägte sich eine solche innige Sehnsucht aus, daß man hätte wünschen mögen, an seiner Stelle zu sein.“

„Das möchte ich auch wünschen,“ rief Pankratius aus, „und zwar sobald es Gott gefällt. Ich darf nicht denken, ich könnte aushalten, was er erduldet hat, denn er war ein edeler und heldenmüthiger Levit, und ich bin nur ein schwacher und unvollkommener Knabe. Aber meinst du nicht, lieber Quadratus, daß uns in jener Stunde eine Kraft gegeben wird, welche zu

unsern Schmerzen, wie groß sie auch sein mögen, in Verhältniß steht? Du, das weiß ich, könntest alles aushalten, denn du bist ein tapferer, kräftiger Krieger, der an Beschwerden und Wunden gewöhnt ist; aber ich — ich habe nur ein bereitwilliges Herz zu geben. Ist das genug? Was meinst du?"

„Gewiß, gewiß, mein lieber Knabe!" antwortete der Centurio ganz bewegt und den Jüngling liebevoll anblickend, der mit strahlenden Augen von seinem Sitze aufgestanden war und ihm die Hände auf die Schultern gelegt hatte. „Gott wird dir Kraft geben, wie Er dir schon Muth gegeben hat. Aber wir dürfen unser Geschäft nicht vergessen. Hülle dich gut ein in deinen Mantel und ziehe die Toga über den Kopf, — so! Es ist ein regnerischer, kalter Abend. Nun, guter Diogenes, lege mehr Holz auf's Feuer und sorge, daß das Abendessen fertig ist, wenn wir zurückkommen. Wir werden nicht lange ausbleiben; du brauchst die Thüre nicht zu verschließen."

„Geht, geht, meine Söhne," sagte der Greis, „und Gott möge euch geleiten! Was ihr auch vorhaben möget, ich bin überzeugt, es ist etwas Lobenswerthes."

Quadratus zog seine Chlamys (Soldatenmantel) fest um sich, und die beiden jungen Leute eilten durch die dunkeln Gassen der Suburra nach dem Forum. Während sie abwesend waren, wurde die Thüre mit dem wohlbekannten Gruße „Gott sei Dank!" geöffnet, und Sebastianus trat ein und fragte hastig, ob Diogenes die beiden jungen Leute gesehen habe; er hatte nämlich von deren Vorhaben etwas erfahren. Diogenes antwortete, sie würden wohl gleich zurückkommen.

Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, als man rasche Schritte hörte; die Thüre wurde schnell geöffnet, eben so schnell wieder geschlossen und dann fest verriegelt, als Quadratus und Pankratius eingetreten waren.

„Hier ist es," sagte der Letztere, indem er herzlich lachend einen Pack zerknitterter Pergamentblätter hervorzog.

„Was?" fragten Alle aufmerksam.

„Nun, das große Edict natürlich," antwortete Pankratius mit kindlicher Munterkeit. „Seht her: Domini nostri Dio-

CLETIANUS ET MAXIMIANUS, INVICTI, SENIORES AUGUSTI, PATRES IMPERATORUM ET CAESARUM [1]) und so weiter. — Fort damit!" Er warf das Pergament in das Feuer; die Söhne des Diogenes legten ein Stück Holz darauf, um es niederzuhalten und das Knistern zu verhüten. Und es zog sich zusammen und schrumpfte ein, zerriß dann und verbrannte langsam, — erst ein Buchstabe oder ein Wort, dann ein anderes, erst ein Lobspruch auf die Kaiser und dann eine Lästerung gegen das Christenthum, bis alles zu schwarzer Asche verbrannt war.

Was anders oder was mehr sollte nach einigen Jahren aus denen werden, welche dieses stolze Edict erlassen hatten, — wenn ihre Leichen auf einem Scheiterhaufen von Cedernholz und Spezereien verbrannt wurden und eine Hand voll Asche zusammengesucht wurde, kaum genug, um eine vergoldete Urne zu füllen? Was sollte nach einigen Jahren auch das Heidenthum sein, welches durch dieses Edict geschützt werden sollte, — als höchstens ein todter Buchstabe und ein eben so werthloser Haufen Asche, wie jetzt auf dem Herde lag? Und das Reich selbst, welches diese „unüberwindlichen" Auguste durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit aufrecht erhielten, wie sehr sollte es in wenigen Jahrhunderten diesem vernichteten Edicte gleichen, — als die Denkmäler seiner Größe in Asche oder in Ruinen lagen und laut verkündeten, daß kein wahrer Herr ist, als Einer, der stärker ist als die Cäsaren, der Herr der Herren, und daß weder Klugheit noch Macht der Menschen etwas wider Ihn vermag!

Solche Gedanken beschäftigten vielleicht auch den Sebastianus, als er sinnend auf die Asche des großsprecherischen und grausamen Edictes hinblickte, welches die Beiden nicht aus Muthwillen, sondern darum abgerissen hatten, weil es Lästerungen gegen Gott und Seine heiligsten Wahrheiten enthielt. Sie wußten, daß, wenn sie entdeckt werden sollten, zehnfache

[1]) „Unsere Herren, Diokletianus und Maximianus, die Unüberwindlichen, die ältern Auguste, Väter der Imperatoren und Cäsaren."

Foltern ihr Loos sein würden. Aber wenn die Christen dieser Tage das Martyrthum vor Augen sahen und sich darauf vorbereiteten, stellten sie darüber keine Berechnungen an: der Tod für Christus, ein schneller und leichter, oder ein langsamer und schmerzlicher Tod, war das Ziel, dem sie entgegensahen; und gleich tapfern Kriegern, welche in die Schlacht gehen, dachten sie nicht darüber nach, wo ein Speer oder ein Schwert sie treffen könne, ob ein einziger tödtlicher Schlag sie niederwerfen würde, oder ob sie verstümmelt oder durchbohrt Stunden lang sich auf dem Boden winden müßten, um gleichsam zollweise zu sterben unter dem Haufen unbeachteter Erschlagenen.

Sebastianus sammelte sich bald wieder und hatte kaum das Herz, die Vollbringer dieser That zu tadeln. Sie hatte ja auch ihre lächerliche Seite, und er fühlte sich selbst geneigt, über den Lärm zu lachen, den man am Morgen würde zu hören bekommen. Er faßte die Sache gern von dieser Seite auf; denn er sah, daß Pankratius fast ängstlich seine Mienen beobachtete und daß sein Centurio etwas verlegen aussah. Sie setzten sich also, nachdem sie herzlich über die Sache gelacht hatten, in munterer Stimmung zum Essen nieder; denn es war noch nicht Mitternacht, wo das Fasten zur Vorbereitung auf die heilige Communion begann. Quadratus hatte dieses gemeinschaftliche Abendessen veranlaßt, theils um dem alten Diogenes eine kleine Wohlthat zu erweisen, theils aber auch, damit, wenn sie dort gefunden würden, dies nicht auffallend erscheinen möchte, und theils endlich, um seinen jüngern Gefährten sowie Diogenes und seine Söhne aufzuheitern, falls sie über die kühne That erschreckt sein sollten, was freilich gar nicht der Fall zu sein schien. Die Unterhaltung wandte sich bald auf Erinnerungen aus Diogenes' Jugend und aus den guten alten Zeiten des Eifers, wie Pankratius sie nannte.

Sebastianus begleitete seinen Freund nach Hause und ging dann auf einem Umwege, um das Forum zu vermeiden, zu seiner Wohnung. Wenn Jemand an diesem Abend den Pankratius gesehen hätte, als er in seiner Kammer allein war und sich anschickte, sich zur Ruhe zu legen, so würde er

bemerkt haben, daß ihn zu wiederholten Malen ein Lachen über irgend ein sonderbares aber angenehmes Abenteuer anwandelte.

Vierzehntes Capitel.

Die Entdeckung.

Bei dem ersten Grauen des Tages stand Corvinus auf und ging trotz dem unfreundlichen Morgen gleich auf das Forum. Er fand die äußern Wachtposten auf ihrer Stelle und eilte gleich zu dem Hauptgegenstande seiner Sorge. — Es wäre ein vergebliches Bemühen, wollten wir sein Erstaunen schildern und seinen Aerger und seine Wuth, als er das Brett leer fand, nur mit einigen Stückchen Pergament um die Nägel herum, und daneben in stumpfer Gleichgültigkeit seinen dacischen Wächter.

Er hätte ihn wie ein Tiger beim Halse packen mögen, hätte er nicht in den blinzenden Augen des Barbaren ein hyänenartiges Schielen bemerkt, das ihm sagte, er thue es besser nicht. Aber er brach gleich in die leidenschaftlichen Worte aus: „Schurke! wo ist das Edict geblieben? Antworte! Auf der Stelle!"

„Langsam, langsam, Herr Kornweiner!" antwortete der Nordländer mit unerschütterlicher Ruhe. „Da ist es, wie ihr es mir zur Bewachung anvertraut habt."

„Wo, du Narr? Komm und sieh zu!"

Der Dacier trat neben ihn und blickte nun zum ersten Male auf das Brett hin; nachdem er es einige Augenblicke besehen hatte, sagte er: „Nun ja, ist das denn nicht das Brett, welches ihr gestern aufgehängt habt?"

„Ja, du Schafskopf; aber es war etwas Geschriebenes darauf, und das ist verschwunden. Gerade das hattest du zu bewachen!"

„Ja, seht ihr, Hauptmann, was das Schreiben angeht, so verstehe ich davon nichts, denn ich bin nie in die Schule gegangen.

Aber da es die ganze Nacht geregnet hat, so hat der Regen es vielleicht ausgelöscht."

„Und da es stürmisch gewesen ist, so wird der Wind das Pergament, worauf es geschrieben war, wohl weggeblasen haben!"

„Ohne Zweifel, Herr Kornweiner; ihr habt ganz Recht."

„Mensch! das ist keine Sache zum Scherzen. Sage mir auf der Stelle, wer ist in der Nacht hierher gekommen?"

„Nun, es kamen ihrer Zwei."

„Was für Zwei?"

„Zwei Zauberer oder Kobolde oder noch Schlimmeres."

„Schweig mir von dem Unsinn!" — Das Auge des Daciers funkelte wieder. — „Höre, Arminius, sage mir: was waren es für Leute, und was haben sie gethan?"

„Nun, einer von ihnen war nur ein junges Bürschchen, ein Knabe, schlank und schmächtig; er ging um den Pfeiler herum, und er muß wohl das, was ihr vermißt, weggenommen haben, während ich mit dem Andern beschäftigt war."

„Und was war es mit ihm? Wie sah er aus?"

Der Dacier sperrte Mund und Augen weit auf, und starrte den Corvinus einige Augenblicke an: dann sagte er mit einer Art von dummer Feierlichkeit: „Wie er aussah? Wenn es Thor nicht selber war, so war er doch nicht viel von ihm verschieden. Eine solche Kraft habe ich nie gefühlt."

„Wie zeigte er dir denn seine Kraft?"

„Er kam erst zu mir und plauderte ganz freundlich und fragte mich, ob es nicht sehr kalt sei und dergleichen. Endlich fiel mir ein, daß ich Jeden niedermachen sollte, der mir nahe käme —"

„Nun ja," unterbrach ihn Corvinus, „und warum hast du es nicht gethan?"

„Weil er es nicht zulassen wollte. Ich sagte ihm, er solle sich fortmachen oder ich würde ihn niederstoßen; und ich trat zurück und streckte meinen Spieß vor; aber er wand ihn mir ganz ruhig, ich weiß nicht wie, aus der Hand, zerbrach ihn über den Knieen, als wäre es das hölzerne Schwert eines Schau-

spielers gewesen, und schleuderte die eiserne Spitze fest in den Boden, dort, wo ihr sie seht, fünfzig Ellen weit."

„Warum ranntest du denn nicht mit dem Schwerte auf ihn ein und machtest ihn ohne Weiteres nieder? Aber wo ist dein Schwert? Du hast es ja nicht in der Scheide."

Der Dacier wies mit einem dummen Grinsen nach dem Dache der nahen Basilika und sagte: „Dort, seht ihr es nicht auf den Ziegeln glänzen im Morgenlicht?"

Corvinus sah hin und erblickte allerdings etwas der Art; aber er konnte kaum seinen Augen trauen. „Wie ist es denn dahin gekommen, du dummer Tölpel?" fragte er.

Der Soldat strich seinen Bart in sehr verdächtiger Weise, so daß Corvinus es für gut hielt, die Frage in höflicherer Form zu wiederholen, worauf er die Antwort erhielt:

„Er, oder es, wand mir das Schwert ohne Mühe, wie es schien, durch eine Art von Hexerei aus der Hand und schleuderte es dahin, wo ihr es seht, so leicht, wie ich eine Wurfscheibe ein Dutzend Ellen weit werfe."

„Und dann?"

„Und dann gingen sie, er und der Knabe, welcher hinter dem Pfeiler her kam, in der Dunkelheit fort."

„Eine wunderliche Geschichte!" murmelte Corvinus vor sich hin. „Und da sind Beweise für die Erzählung des Kerls! Nicht Jeder hätte das fertig gebracht. Aber, Mensch, warum hast du nicht Lärm gemacht und die andern Wachen angerufen, sie zu verfolgen?"

„Erstens, Herr Kornweiner, weil wir in unserm Lande wohl mit jedem lebendigen Menschen kämpfen, aber nicht Kobolde verfolgen mögen; und zweitens, wozu das auch? Ich sah ja, daß das Brett, welches ich bewachen sollte, noch ganz ruhig da hing!"

„Dummer Barbar!" brummte Corvinus, aber nicht so laut, daß der Andere es hören konnte; dann fügte er bei: „Das wird dir schlimm zu stehen kommen; du weißt, es ist ein Capitalverbrechen."

„Was?"

„Was? Daß du Jemand auf dich zukommen und mit dir sprechen ließest, ohne daß er das Losungswort wußte.“

„Langsam, Hauptmann! Wer sagt denn, daß er das nicht wußte? Ich habe das nicht gesagt.“

„Hat er es denn ausgesprochen? Dann ist es kein Christ gewesen.“

„Gewiß, er kam und sagte ganz laut: Nomen Imperatorum.“ [1])

„Was?“ brüllte Corvinus.

„Nomen Imperatorum.“

„Numen Imperatorum hieß es!“ schrie der Römer wüthend.

„Nomen oder Numen, das wird wohl einerlei sein! Ein Buchstabe wird ja doch keinen Unterschied machen. Du nennst mich Arminius und ich nenne mich Hermann, und beides bedeutet das Nämliche. Was weiß ich von den Spitzfindigkeiten euerer Sprache?“

Corvinus war ärgerlich über sich selbst; denn er sah wohl ein, daß es viel zweckmäßiger gewesen wäre, einen aufmerksamen und klugen Prätorianer statt des bornirten und wilden Ausländers hin zu stellen. „Nun,“ sagte er in der übelsten Laune, „du wirst dich vor dem Kaiser wegen dieser Sache zu verantworten haben; und du weißt, er pflegt Beleidigungen nicht so leicht hingehen zu lassen.“

„Seht ihr, Herr Krummbeiner,“ antwortete der Soldat mit einem Blicke, der dumm und schlau zugleich war, „was das betrifft, so geht das uns Beide gleich nahe an.“ (Corvinus wurde blaß, denn er fühlte, daß der Dacier Recht hatte.) „Ihr müßt auf ein Mittel sinnen, mir durchzuhelfen, wenn ihr selbst durchkommen wollt. Euch hat der Kaiser verantwortlich gemacht, für das — wie nennt ihr das Brett?“

„Du hast Recht, Freund; ich muß vorgeben, ein starker Haufen habe dich angegriffen und auf deinem Posten getödtet. Darum halte dich einige Tage in deinem Quartier — du sollst Bier in Menge haben — bis die Sache vergessen ist.“

[1]) Der Name der Kaiser.

Der Soldat ging weg und verbarg sich. Einige Tage später spülte die Tiber die Leiche eines augenscheinlich ermordeten Daciers an's Land. Man glaubte, er sei bei einer Schlägerei zwischen betrunkenen Soldaten um's Leben gekommen, und kümmerte sich nicht weiter darum. Es verhielt sich wirklich so; aber Corvinus hätte am genauesten über den Hergang berichten können.

Ehe er die unglückliche Stelle auf dem Forum verließ, besah er alles genau, um vielleicht etwas zu finden, was ihn auf die Spur des Thäters führen könnte. Er fand nahe bei dem Pfeiler ein Messer, von dem er sich gleich erinnerte, daß er es in der Schule bei einem seiner Mitschüler gesehen. Er steckte es zu sich in der Hoffnung, es später gebrauchen zu können, und eilte weg, um eine neue Abschrift des Edictes anfertigen zu lassen.

Fünfzehntes Capitel.

Erklärungen.

Als es ganz hell geworden war, strömten von allen Seiten Neugierige auf das Forum, um das so lange angekündigte furchtbare Edict zu lesen. Als sie nur ein leeres Brett fanden, entstand ein allgemeiner Aufruhr. Einige bewunderten den Muth der Christen, die man sonst allgemein für feige hielt; Andere waren entrüstet über die Verwegenheit einer solchen That; Einige lachten über die bei der Proclamation betheiligten Beamten; Andere waren ärgerlich darüber, daß die erwartete Christenverfolgung vielleicht verzögert werden würde.

Schon früh wurde die Sache auch an allen Orten besprochen, wo die vornehme Welt zusammen kam. In den großen Antoninischen Thermen unterhielt sich eine Gruppe von regelmäßigen Besuchern sehr lebhaft darüber. Es waren dort Scaurus, der Jurist, Proculus, Fulvius, der Philosoph Calpurnius, welcher mit einigen bestaubten Büchern sehr beschäftigt zu sein schien, und einige Andere.

„Das ist eine wunderliche Geschichte mit dem Edicte," sagte Einer.

„Eine hochverrätherische Beleidigung der göttlichen Kaiser, solltest du sagen," antwortete Fulvius.

„Wie ist es zugegangen?" fragte ein Dritter.

„Hast du das nicht gehört?" fragte Proculus. „Der Dacier, welcher als Wächter an dem Puteal stand, ist todt gefunden worden mit siebenundzwanzig Dolchstichen, von denen neunzehn jeder für sich schon tödtlich gewesen wären."

„Nein, das ist ein ganz falscher Bericht," unterbrach ihn Scaurus; „es ist gar nicht mit Gewalt geschehen, sondern rein durch Zauberei. Zwei Weiber kamen auf den Soldaten zu; er stieß mit seiner Lanze nach einem derselben; aber sie ging durch den Leib des Weibes hindurch und blieb auf der andern Seite im Boden stecken, ohne daß das Weib verwundet war. Er hieb dann mit dem Schwerte nach dem andern, aber er hätte eben so gut auf Marmor hauen können. Das Weib warf ihm endlich etwas Staub in's Gesicht, und er flog in die Luft und ward diesen Morgen unverletzt und schlafend auf dem Dache der Aemilianischen Basilika gefunden. Ein Freund von mir, der heute früh vorbeikam, sah die Leiter noch dastehen, auf der man ihn herunter geholt hatte."

„Sonderbar!" riefen Mehrere aus. „Was für merkwürdige Leute müssen diese Christen doch sein?"

„Ich glaube kein Wort davon," bemerkte Proculus. „Soviel vermag die Magie nicht; und jedenfalls sehe ich nicht ein, warum diese elenden Menschen mehr magische Macht besitzen sollten, als Andere, die besser sind als sie. — Komm, Calpurnius," fuhr er fort, „lege das alte Buch bei Seite und gib uns Aufschluß über die Sache. Ich habe von dir eines Tages bei einem Mahle mehr über diese Christen gelernt, als vorher in meinem ganzen Leben. Was mußt du für ein ausgezeichnetes Gedächtniß haben, daß du die Genealogie und Geschichte dieses barbarischen Volkes so genau behalten kannst! Ist das, was Scaurus uns eben gesagt hat, möglich oder nicht?"

Calpurnius hielt darauf mit großer Feierlichkeit folgenden

Vortrag: „Es ist kein Grund da, etwas der Art für unmöglich zu halten; denn die Macht der Magie hat keine Grenzen. Um ein Pulver bereiten zu können, welches bewirkt, daß ein Mann in die Luft fliegt, braucht man nur Kräuter zu finden, in welchen die Luft über die drei andern Elemente das Uebergewicht hat. Kräuter der Art sind aber zum Beispiel nach Pythagoras die Hülsenfrüchte. Wenn diese gepflückt werden, während die Sonne im Zeichen der Wage steht, deren Natur es ist, selbst schwere Dinge schwebend zu erhalten, und zwar in dem Augenblicke ihrer Conjunctur mit dem Mercurius, der, wie ihr wißt, ein geflügeltes Wesen ist, — und wenn über diese Pflanzen ein geschickter Magier gewisse mysteriöse Worte ausspricht und sie dann in einem Mörser zerstößt, welcher aus einem Aerolith verfertigt ist, daß heißt aus einem Steine, welcher in den Himmel geflogen und wieder herabgefallen ist, so würde man mit diesem Pulver, wenn man es recht anwendet, Jemand in den Stand setzen oder nöthigen können, in die Luft zu fliegen. Es ist ja auch bekannt, daß die Hexen in Thessalien sich nach Belieben durch die Wolken von einem Orte zum andern versetzen können; und das muß nothwendig mit Hülfe eines derartigen Zaubermittels geschehen. Was nun ferner die Christen angeht, so wirst du dich erinnern, vortrefflicher Proculus, daß ich in dem Berichte, welchen du mir die Ehre erwiesen hast, zu erwähnen, — es war, wenn ich mich recht besinne, an der Tafel des jetzt zu den Göttern aufgenommenen Fabius — daß ich damals, sage ich, bereits mitgetheilt habe, diese Secte stamme ursprünglich aus Chaldäa, also aus einem Lande, welches immer seiner geheimen Künste wegen bekannt gewesen ist. Wir finden indeß einen höchst wichtigen Beweis für die Zauberkräfte der Christen in der Geschichte erwähnt. Es ist nämlich ganz sicher, daß hier zu Rom ein gewisser Simon, der zuweilen Simon Petrus, zuweilen auch Simon Magus genannt wurde, öffentlich hoch in die Luft aufflog; da ihm aber sein Zaubermittel aus dem Gürtel fiel, so stürzte er herab und brach beide Beine; aus diesem Grunde mußte man ihn auch später mit dem Kopfe nach unten kreuzigen."

„Also die Christen sind nothwendig alle Zauberer?“ fragte Scaurus.

„Gewiß, es ist das ein Theil ihrer abergläubischen Religion. Sie glauben, daß ihre Priester eine ganz außerordentliche Macht über die Natur haben, daß dieselben zum Beispiel Leute im Wasser baden können, so daß dadurch deren Seelen wunderbare Gaben erhalten, wodurch sie, wenn sie auch Sklaven sind, über ihre Herren, ja selbst über die göttlichen Kaiser erhöht werden.“

„Schrecklich!“ riefen Alle aus.

„Ferner,“ fuhr Calpurnius fort, „wissen wir ja Alle, was für ein schreckliches Verbrechen Einige von ihnen in der letzten Nacht verübt: daß sie ein allerhöchstes Edict der göttlichen Kaiser abgerissen haben. Aber sollten sie auch, was die Götter verhüten mögen, ihre Schändlichkeit noch weiter treiben und sich an dem geheiligten Leben der Kaiser vergreifen, so glauben sie doch, sie brauchten nur zu einem dieser Priester zu gehen, das Verbrechen einzugestehen und um Verzeihung zu bitten, und wenn er ihnen diese ertheile, so seien sie vollkommen schuldlos.“

„Furchtbar!“ fiel der Chor ein.

„Eine solche Lehre,“ sagte Scaurus, „ist unverträglich mit der Sicherheit des Staates! Wer glaubt, ein anderer Mensch könne ihm jedes Verbrechen vergeben, ist auch fähig, jedes Verbrechen zu begehen.“

„Das ist auch ohne Zweifel,“ bemerkte Fulvius, „der Grund dieses neuen und strengen Edictes gegen sie. Nach dem, was Calpurnius uns von diesen verzweifelten Menschen gesagt hat, kann kein Gesetz zu hart gegen sie sein.“

Fulvius hatte den Sebastianus scharf in's Auge gefaßt, welcher während der Unterhaltung eingetreten war. Jetzt wandte er sich zu ihm hin und sagte: „Du denkst ja auch so, Sebastianus; nicht wahr?“

„Ich denke,“ antwortete dieser ruhig, „wenn die Christen das sind, was Calpurnius von ihnen sagt, schändliche Zaube-

rer, so verdienen sie von der Erde vertilgt zu werden. Aber auch so möchte ich noch eine Bedingung beifügen."

„Welche denn?" fragte Fulvius verächtlich.

„Daß Niemand bei ihrer Vertilgung mitwirken dürfte, der nicht von Verbrechen freier ist, als sie. Ich möchte wünschen, daß Niemand die Hand gegen sie erheben dürfte, der nicht beweisen könnte, daß er nie ein Ehebrecher gewesen, ein Erpresser, ein Betrüger, ein Trunkenbold, ein schlechter Gatte, Vater oder Sohn, ein Schwelger oder ein Dieb.[1]) Solcher Verbrechen beschuldigt ja die armen Christen Niemand."

Fulvius wurde unruhig bei dieser Liste von Lastern, und noch mehr bei dem zürnenden, aber heitern Blicke des Sebastianus. Bei dem Worte „Dieb" fuhr er auf. — Hatte der Soldat gesehen, daß er im Hause des Fabius das Tuch aufgerafft hatte? Dem mochte sein, wie ihm wolle, die Abneigung, welche er gegen Sebastianus gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen gefaßt hatte, war bei dem zweiten zu Haß geworden, und in seinem Herzen war das Wort Haß mit Blut geschrieben. Dieser Haß wurde jetzt nur noch stärker.

Sebastianus ging hinaus, und allmälig machten sich seine Gedanken in den oft wiederholten Gebets-Worten Luft: „Wie lange, o Herr, wie lange? — Wie können wir die Bekehrung so Vieler oder gar die Bekehrung dieses großen Reiches zur Wahrheit hoffen, so lange wir noch sehen müssen, daß selbst ehrliche und gelehrte Männer gleich jeder Verleumdung, die gegen uns ausgesprochen wird, Glauben schenken und so von einem Geschlecht zum andern alle Fabeln und Märchen über uns fortpflanzen, und wenn sie dabei unsere Lehren gar nicht einmal prüfen wollen, weil sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, sie seien falsch und verächtlich?"

Er sprach laut, weil er allein zu sein glaubte; aber eine sanfte Stimme antwortete: „Guter Jüngling, wer du auch sein magst, der du so redest, — und ich meine, ich kenne

[1]) Aehnliche Worte sprach Lucius zu dem Richter Urbicus, welcher den Martyrer Ptolemäus verurtheilt hatte, — wie der h. Justinus im Anfange der zweiten Apologie (cap. 2) berichtet (auch bei Eus. hist. eccl. 4, 17 und bei Ruinart Bd. 1, S. 120).

deine Stimme, — bedenke, daß der Sohn Gottes die dunkeln Augen des Leibes erhellte, indem Er Lehm darauf legte, der in eines Menschen Hand sehende Augen nur blind gemacht haben würde. Seien wir wie Staub zu Seinen Füßen, wenn wir das Mittel zu werden wünschen, wodurch Er die geistigen Augen der Menschen erhellt; lassen wir uns noch ein wenig länger in Geduld mit Füßen treten; vielleicht wird aus unserer Asche der Funke hervorgehen, um das Feuer zu entzünden."

„Dank dir, Dank dir, Cäcilia," sagte Sebastianus, „für deine gerechte und gütige Zurechtweisung! Wohin eilst du denn so munter an diesem ersten Tage der Gefahr?"

„Weißt du nicht, daß ich zur Führerin im Cömeterium des Kallistus ernannt worden bin? Ich gehe, um davon Besitz zu ergreifen. Möchte ich nur die erste Blume des bevorstehenden Frühlings sein!"

Und sie ging munter singend weiter; aber Sebastianus bat sie, einen Augenblick zu warten.

Sechszehntes Capitel.

Der Wolf in der Heerde.

Nach dem nächtlichen Abenteuer hatten unsere jungen Leute nicht lange Zeit zum Ruhen. Lange vor Tagesanbruch sollten die Christen sich in den verschiedenen Titeln versammeln, um sich vor dem hellen Tage wieder zerstreuen zu können. Es sollte dies ihre letzte Versammlung in den Titeln sein; die Oratorien sollten geschlossen und von diesem Tage an der Gottesdienst in den unterirdischen Kirchen der Katakomben gehalten werden. Es war aber nicht zu erwarten, daß Alle im Stande sein würden, auch nur des Sonntags, einige Meilen weit außerhalb der Thore zu gehen. [1]) Es wurde also den

[1]) Ein Cömeterium hieß Ad Sextum Philippi; man glaubt, es sei sechs Meilen von Rom entfernt gewesen; viele derselben waren drei Meilen vom Mittelpunkte der Stadt entfernt.

Gläubigen in solchen unruhigen Zeiten gestattet, die heilige Eucharistie in ihren Häusern aufzubewahren und sich dort des Morgens „vor dem Genusse jeder Speise“, wie Tertullian[1]) sagt, selbst die heilige Communion zu reichen.

Die Gläubigen fühlten sich nicht wie Schafe, die zur Schlachtbank, oder wie Verbrecher, die zum Richtplatze geführt werden, sondern wie Krieger, die sich zum Kampfe waffnen. Ihre Waffe, ihre Nahrung, ihre Stärke, ihren Muth, — das alles fanden sie in dem heiligen Sacramente; selbst die Lauen und die Furchtsamen wurden durch das Brod des Lebens mit neuem Eifer und Muth erfüllt. In den Kirchen wurden, wie man noch in den Cömeterien sieht, Stühle für die Beichtväter aufgestellt, vor welchen die Sünder niederknieten, ihre Sünden bekannten und die Lossprechung empfingen. In Zeiten, wie diese, wurden die Bußgesetze gemildert und die Dauer der öffentlichen Buße abgekürzt. Die ganze Nacht hindurch waren die eifrigen Geistlichen beschäftigt gewesen, die Gläubigen auf die heilige Communion vorzubereiten, welche für Viele die letzte öffentliche Communion auf Erden sein sollte.

Wir brauchen den Leser nicht daran zu erinnern, daß der Gottesdienst, wie er damals gehalten wurde, in allem Wesentlichen und in vielen Einzelheiten derselbe war, wie er ihn täglich an dem katholischen Altare sehen kann. Die Messe wurde nicht nur, wie jetzt, als das Opfer des Leibes und Blutes unseres Herrn angesehen; es fand nicht nur Aufopferung, Wandlung und Communion Statt, wie jetzt, sondern auch viele Gebete sind noch jetzt dieselben wie damals, so daß der Katholik, wenn er sie sprechen hört, und noch mehr der Priester, wenn er sie spricht, — und zwar in der Sprache, welche auch die römische Kirche der Katakomben redete, — sich in lebendiger und inniger Verbindung fühlt mit den Martyrern, welche diese erhabenen Geheimnisse feierten, und mit den Martyrern, welche ihnen beiwohnten.

Als an dem Tage, von welchem wir reden, bei der Messe der Zeitpunkt kam, wo der Friedenskuß gegeben wurde, —

[1]) Ad uxorem l. 2, c. 5.

eine Umarmung zum Zeichen der brüderlichen Liebe, — da hörte man Viele schluchzen und weinen; denn für Manche war es ein Abschiedsgruß. Mancher Jüngling umschlang den Nacken seines Vaters und wußte nicht, ob nicht dieser Tag sie scheiden würde, bis sie sich mit den Palmzweigen in der Hand im Himmel wieder treffen würden. Und wie mochten Mütter ihre Töchter an die Brust drücken in der Gluth der neuen Liebe, welche die Befürchtung einer langen Trennung entzündete! Darauf folgte die Communion, feierlicher als gewöhnlich, andächtiger und stiller. — „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi," sprach der Priester zu Jedem bei Darreichung der heiligen Speise. „Amen," antwortete der Empfangende, voll Glauben und Liebe; dann breitete er in seiner Hand ein Orarium aus, ein weißes leinenes Tuch, und es wurde ihm von der heiligen Speise dareingelegt. Das Tuch wurde sorgfältig und ehrfurchtsvoll zusammengefaltet und im Busen verborgen, wahrscheinlich oft in ein anderes kostbares Tuch eingewickelt oder in ein goldenes Kästchen gelegt. [1]) Jetzt bedauerte die arme Syra zum ersten Male den Verlust ihres kostbaren gestickten Tuches, welches sie gewiß früher längst den Armen gegeben haben würde, hätte sie es nicht sorgfältig für eine solche Gelegenheit und für einen solchen Gebrauch aufbewahrt; denn sonst konnte ihre Gebieterin sie nicht bewegen, Gegenstände von Werth zum Geschenke anzunehmen, ohne daß sie sich vorbehalten hätte, dieselben nach Belieben, d. h. zu Almosen zu verwenden.

Die verschiedenen Versammlungen der Christen hatten sich zerstreut, ehe die Vernichtung des Edictes entdeckt wurde, — aber nur, um sich großen Theils in den Cömeterien wieder zu treffen. Die häufigen Zusammenkünfte des Torquatus mit

[1]) Bei der Untersuchung des Vaticanischen Cömeteriums im J. 1571 fand man in Gräbern zwei kleine viereckige goldene Kästchen mit einem Ringe auf dem Deckel. Bottari (Roma subterranea t. 1 fig. 11) glaubt, diese sehr alten heiligen Gefäße seien gebraucht worden, um die heilige Eucharistie darin am Halse zu tragen, und Pelliccia führt dafür viele Gründe an (Christ. Ecclesiae Politia, ed. Colon. 1838, t. 2. p. 19).

seinen beiden heidnischen Bundesgenossen in den Bädern des Caracalla waren der Aufmerksamkeit des Capsarius und seiner Frau nicht entgangen, wie wir schon erwähnt haben; Victoria hatte gehört, wie die Drei sich verabredeten, am Tage nach der Veröffentlichung des Edictes in das Cömeterium des Kallistus einzudringen. Die Christen glaubten daher, sie würden am ersten Tage dort sicherer sein, und beschlossen darum, an diesem Tage durch einen feierlichen Gottesdienst die Kirchen der Katakomben gleichsam neu einzuweihen. Dieselben waren mehrere Jahre nicht gebraucht, jetzt aber von den Fossores wieder aufgeräumt und in Ordnung gebracht worden; an einigen Stellen waren die Gemälde aufgefrischt worden, und man hatte alles hingeschafft, was zum Gottesdienste nöthig war.

Als aber Corvinus sich von seinem ersten Schrecken erholt und möglichst schnell eine neue, aber nicht so große Abschrift des Edictes hatte anheften lassen, sah er deutlich ein, daß er möglicher Weise den Zorn seines kaiserlichen Herrn sehr empfindlich werde fühlen müssen. Der Dacier hatte Recht: Corvinus hatte für den Verlust des Edictes einzustehen. Er erkannte, daß er nothwendig noch an dem nämlichen Tage etwas thun müsse, um die Schmach abzuwaschen, ehe er dem Kaiser wieder vor die Augen komme, und er beschloß demnach, den für den nächsten Tag beabsichtigten Angriff auf das Cömeterium jetzt gleich auszuführen.

Er begab sich, als es noch früh war, zu den Bädern, wo Fulvius mit Torquatus, den er nicht aus den Augen ließ, ihn zu einer Berathung erwartete. Das würdige Kleeblatt entwarf folgenden Plan: Corvinus sollte, von dem widerstrebenden Apostaten geführt, an der Spitze einer auserlesenen Abtheilung Soldaten, welche ihm zur Verfügung stand, in das Cömeterium des Kallistus eindringen und daraus die Geistlichen und die angesehenern Christen heraustreiben oder herausbringen; Fulvius sollte mit einer andern Abtheilung draußen bleiben, um sie aufzufangen und jedes Entkommen unmöglich zu machen. Fulvius wollte sein Augenmerk besonders auf die wichtigsten Personen richten, namentlich auf den Papst und

die höhern Geistlichen, welche er bei der Ordination kennen gelernt hatte. Das war sein Plan. „Mögen die Narren," sprach er bei sich selbst, „die Rolle der Frettchen im Kaninchengehäge spielen; ich will der Jäger sein, der davor steht."

Victoria vernahm von dieser Unterhaltung genug, um sich in dem abgelegenen Gemache, wo sie stattfand, viel mit Abstäuben und Reinigen zu thun zu machen, ohne daß sie zuzuhören schien. Sie sagte alles dem Cucumio, und diesem fiel, nachdem er sich lange besonnen und viel am Kopfe gekratzt hatte, ein gutes Mittel ein, das Vernommene in der rechten Weise weiter zu befördern.

Sebastianus hatte in der Frühe dem Gottesdienste beigewohnt, konnte aber wegen seiner Pflichten im Palaste nicht zu dem Cömeterium gehen. Er kam, wie das damals fast allgemein Sitte war, zu den Thermen, um sich durch ein Bad zu erfrischen und zugleich um sich gegen den Argwohn zu schützen, den seine Abwesenheit an diesem Morgen hätte erregen können. Während er im Bade war, schrieb der alte Capsararius, wie er auf seiner anticipirten Grabschrift sich nannte, auf ein Blatt Pergament alles, was seine Frau von dem Plane gehört hatte, das Cömeterium gleich anzugreifen und sich der Person des Papstes zu bemächtigen. Dieses Stück Pergament steckte er mit einer Nadel in die Tunica des Sebastianus, die ihm zum Aufbewahren gegeben worden, da er in Gegenwart von Andern nicht mit ihm zu sprechen wagte.

Sebastianus ging nach dem Bade in die Halle, wo die Ereignisse des Morgens besprochen wurden und wo Fulvius wartete, bis Corvinus die Nachricht brächte, daß alles bereit sei. Als er verdrießlich von dort wegging, fühlte er beim Gehen etwas Stechendes auf der Brust; er untersuchte seine Kleider und fand das Blatt. Es war in ungefähr eben so zierlichem Latein geschrieben, wie Cucumio's Grabschrift; aber er entnahm daraus genug, um es für nöthig zu halten, seine Schritte, statt nach dem Palatinischen Hügel, nach der Appischen Straße zu lenken und den in dem Cömeterium versammelten Christen die wichtige Nachricht zu bringen. Da er aber

eine schnellere und sicherere Botin in dem armen blinden Mädchen fand, welches nicht so viel Aufsehen erregen konnte, wie er selbst, so hielt er es an, gab ihm das Blatt, nachdem er mit der Feder und Dinte, die er bei sich trug, einige Worte hinzugefügt hatte, und befahl ihm, dasselbe möglichst rasch zu besorgen. Indeß hatte er kaum die Bäder verlassen, als dem Fulvius gemeldet wurde, Corvinus eile schon mit seinem Haufen, um jeden Verdacht zu vermeiden, über die Felder nach dem bestimmten Orte. Fulvius setzte sich also gleich zu Pferde; er ritt auf der Landstraße vorbei, während Sebastianus auf einem Nebenwege der blinden Botin seine Aufträge gab.

Als wir den Diogenes und seine Gesellschaft durch die Katakomben begleiteten, kamen wir nicht bis zu der unterirdischen Kirche, weil Severus nicht wollte, daß Torquatus dieselbe sähe. In dieser Kirche war jetzt die christliche Gemeinde unter ihrem obersten Hirten versammelt. Sie war nach demselben Plane angelegt, wie alle solche Aushöhlungen, — denn Gebäude kann man sie kaum nennen.

Der Leser möge sich zwei der Cubicula oder Kammern, welche wir früher beschrieben haben, denken, die zu beiden Seiten einer Galerie oder eines Ganges liegen, so daß ihre Thüren oder vielmehr ihre weiten Eingänge einander gerade gegenüber sind. An dem Ende der einen dieser Kammern befindet sich ein Arcosolium oder Altar-Grab; in dieser Abtheilung versammelten sich wahrscheinlich die Männer unter der Aufsicht der Ostiarii oder Thürhüter,[1]) in der andern die Weiber unter der Aufsicht der Diakonissinnen. Diese Sonderung der Geschlechter beim Gottesdienste wurde in der alten Kirche strenge beobachtet.

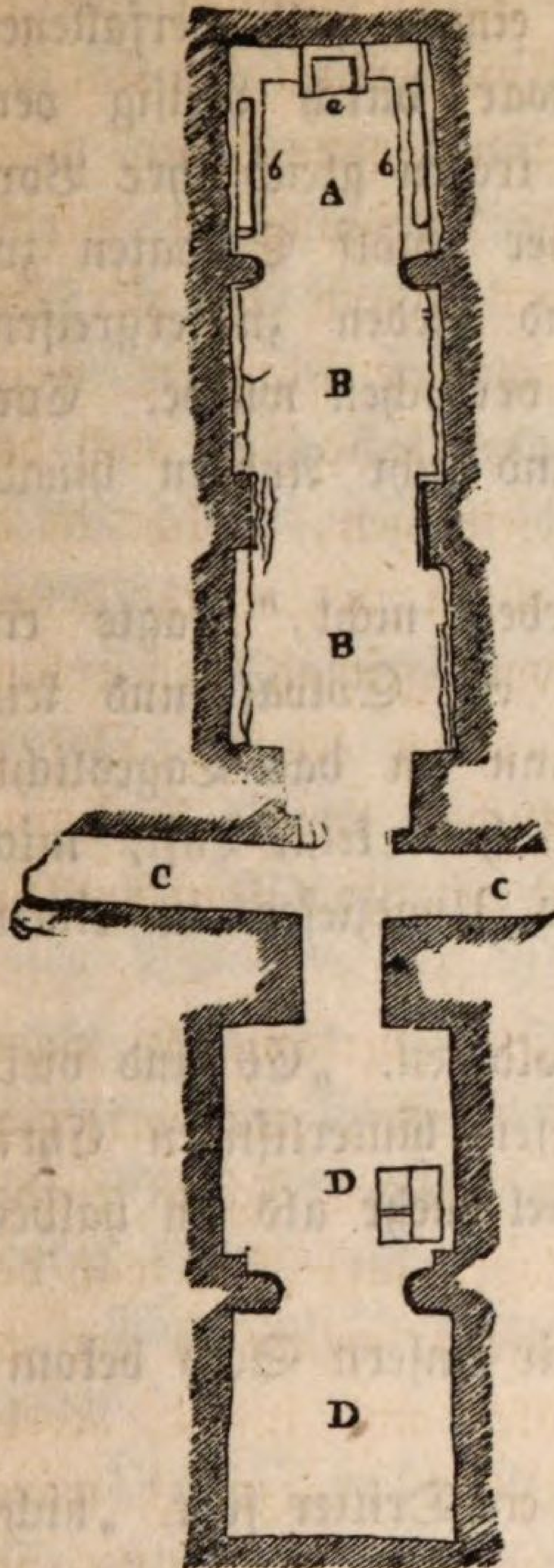
Oft mangelte es diesen unterirdischen Kirchen nicht an architektonischen Verzierungen: die Wände, namentlich in der Nähe des Altars, waren getüncht oder bemalt, und Halbsäulen mit Basen und Capitälern, die nicht ohne Kunst aus dem Sandstein ausgehauen waren, bezeichneten die verschiedenen Abtheilun-

[1]) Eine der niedern Weihen heißt die der Ostiarii.

gen oder verzierten die Eingänge. In einer Basilika, der bedeutendsten, die man bis jetzt in dem Cömeterium des Kallistus entdeckt hat, befindet sich auch eine Kammer ohne Altar, welche mit der Kirche durch eine trichterartige Oeffnung in Verbindung steht. Diese Oeffnung ist in einer Wand, die hier etwa zwölf Fuß dick ist, und führt in die erwähnte Kammer, welche tiefer liegt, als die Kirche, etwa fünf oder sechs Fuß hoch vom Boden in schiefer Richtung, so daß diejenigen, welche in der Kammer versammelt waren, alles, was in der Kirche gesprochen wurde, hören, aber nichts, was dort geschah, sehen konnten. Man glaubt mit Recht, diese Kammer sei der Ort gewesen, wo die Klasse der öffentlichen Büßer, welche Audientes oder Hörende hießen, und die noch nicht getauften Katechumenen sich versammelten.

Die Basilika, in welcher die Christen versammelt waren, als Sebastianus ihnen seine Nachricht schickte, war derjenigen ähnlich, welche in dem Cömeterium der heiligen Agnes entdeckt worden ist.[1]) Jede der beiden Abtheilungen derselben war doppelt, d. h. jede bestand aus zwei Kammern, welche in der Abtheilung für die Frauen durch Halbsäulen und in der Abtheilung für die Männer durch niedrige Pfeiler abgegrenzt waren. Einer dieser Pfeiler hatte eine Nische für ein Bild oder eine Lampe. Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit dieser Basilika ist aber eine Verlängerung derselben, welche das Chor oder Presbyterium bildet. Dieses ist halb so groß wie jede der beiden andern Abtheilungen, von denen es durch zwei an der Wand stehende Pfeiler getrennt wird. Das Chor ist auch, wie das Chor in manchen neuern Kirchen, nicht so hoch, wie die andern Abtheilungen: während jeder Theil von diesen in der Wand erst ein Grab mit einem hohen Bogen und dann noch vier oder fünf Reihen Gräber darüber hat, ist das Chor nicht viel höher als diese Arcosolia oder mit Bogen überspannten Altar-Gräber. An dem Ende des Chores mitten an der Wand ist ein Stuhl mit Rücken- und

[1]) Vergl. Northcote, die römischen Katakomben, S. 111.



Grundriß einer unterirdischen Kirche im Cömeterium der h. Agnes.

A. Chor mit dem Stuble des Bischofs (a) und Bänken für die Geistlichen (bb).

B. Abtheilung für die Männer, von dem Chor durch zwei Pfeiler getrennt, welche einen Bogen tragen.

C. Corridor der Katakomben, von wo aus man in die Kirche eintrat.

D. Abtheilung für die Frauen, worin sich rechts ein Grab befindet.

Die beiden Abtheilungen werden durch Vorsprünge an den Wänden in je zwei kleinere Abtheilungen getheilt.

Seitenlehnen aus dem Felsen ausgehauen, und von den beiden Seiten dieses Stuhles an zieht sich eine steinerne Bank, welche das Ende und die beiden Seiten des Chores einnimmt. Da die Fläche des Arcosolium hinter dem Stuhle höher ist als die Rückenlehne des Stuhls und da dieser unbeweglich ist, so konnten die heiligen Geheimnisse nicht auf diesem Grabe gefeiert werden. Es muß also ein tragbarer Altar vor den Thron mitten in das Chor hingestellt worden sein; und das war, wie die Tradition sagt, der hölzerne Altar des heiligen Petrus.

Wir haben, wie man sieht, hier genau dieselbe Einrichtung, welche wir in den nach der Zeit der Verfolgung gebauten Kirchen und noch jetzt in allen alten Basiliken in Rom finden: den bischöflichen Thron mitten in der Apsis, das Presbyterium oder die Sitze für die Geistlichen zu beiden Seiten, und den Altar zwischen dem Thron und dem Volke. So anticipirten also die alten Christen in ihren unterirdischen Kirchen die Formen der kirchlichen Baukunst, oder vielmehr sie legten schon den Grund, worauf die Principien derselben basirt sind.

In einer solchen Basilika also haben wir uns die Gläubigen versammelt zu denken, als Corvinus mit seiner Bande an dem Eingange des Cömeteriums ankam. Es war dieses der Weg,

den Torquatus kannte; er führte von einem halb verfallenen Gebäude mittels Stufen hinab und war durch Reisig verdeckt. Sie fanden alles unbewacht und trafen gleich ihre Vorkehrungen. Fulvius blieb mit zehn oder zwölf Soldaten zurück, um den Eingang zu bewachen und Jeden zu ergreifen, der herauszukommen oder hineinzugehen versuchen würde. Corvinus schickte sich an, mit Torquatus und acht Andern hinabzusteigen.

„Mir gefällt diese unterirdische Arbeit nicht,“ sagte ein alter graubärtiger Soldat. „Ich bin ein Soldat und kein Rattenfänger. Bringt mir meinen Mann an das Tageslicht, und ich will mit ihm kämpfen; aber ich habe keine Lust, mich ersticken oder vergiften zu lassen, wie Ungeziefer in einem Graben.“

Diese Rede fand Beifall bei den Soldaten. „Es sind vielleicht,“ sagte Einer, „Hunderte von diesen hinterlistigen Christen da drunten, und unser sind nicht viel mehr als ein halbes Dutzend.“

„Das ist nicht die Arbeit, wofür wir unsern Sold bekommen,“ fügte ein Anderer bei.

„Ihre Zaubereien fürchte ich,“ fuhr ein Dritter fort, „nicht ihre Tapferkeit.“

Fulvius mußte alle seine Beredtsamkeit aufbieten, um sie willig zu machen. Er versicherte sie, es sei nichts zu fürchten; die feigen Christen würden wie Hasen vor ihnen weglaufen, und sie würden mehr Gold und Silber in der Kirche finden, als sie im ganzen Jahre an Sold erhielten. So ermuthigt, gingen sie tappend die Treppe hinab. Sie sahen hier und da Lampen in dem dunkeln langen Gange, welcher vor ihnen lag.

„Pst!“ sagte Einer, „horch! Stimmen!“

Sie hörten Töne, die sanft aus weiter Ferne zu ihnen herüber klangen; es war der Gesang einer frischen jugendlichen Stimme, die nicht vor Furcht zitterte, und so hell, daß sie die einzelnen Worte verstehen konnten. — Es waren folgende Verse:

»Dominus illuminatio mea et salus mea; quem timebo? Dominus protector vitae meae; a quo trepidabo?«

Dann hörte man einen starken Chor, dessen Gesang wie das Brausen vieler Wasser klang:

»Dum appropiant super me nocentes, ut edant carnes meas; qui tribulant me, inimici mei, ipsi infirmati sunt et ceciderunt.«

Scham und Aerger zugleich ergriff die Eindringenden, als sie diese ruhig vertrauensvollen und gleichsam herausfordernden Worte hörten. Dann ertönte wieder die einzelne Stimme, aber schwächer:

»Si consistant adversum me castra, non timebit cor meum.« [1])

„Ich meine, ich kenne die Stimme," murmelte Corvinus. „Ja, ich kenne sie unter tausend! Es ist die Stimme meines bösen Dämons, der Schuld ist an allem Unglück der letzten Nacht und an den Beschwerden dieses Tages. Es ist die Stimme des Pankratius, der das Edict abgerissen hat! Auf, auf, Leute; ein großer Lohn für den, welcher ihn todt oder lebendig herbeischafft!"

„Aber halt!" sagte Einer; „laßt uns erst die Fackeln anzünden."

„Horch!" sagte ein Zweiter, als sie damit beschäftigt waren, „was ist das für ein sonderbares Geräusch? Es ist, als ob man ein Schaufeln und Hämmern in der Ferne hörte. Ich habe es schon einige Zeit gehört."

„Und sieh!" fügte ein Dritter bei, „die Lichter in der Ferne sind verschwunden und der Gesang ist verstummt. Wir sind gewiß entdeckt."

„Es ist nichts zu fürchten," sagte Torquatus mit erheucheltem Muthe; „das Geräusch rührt von den alten Maulwürfen her, von dem Diogenes und seinen Söhnen, welche damit beschäftigt sind, Gräber für die Christen zu machen, die wir fangen werden."

[1]) „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen soll ich fürchten? Der Herr ist Schutzwehr meines Lebens; vor wem soll ich zittern? — Wenn Frevler sich mir nahen, um mein Fleisch zu verzehren, — die mich drängen, meine Feinde, da werden selber sie ohnmächtig und stürzen. — Wenn gegen mich sie Lager schlagen, fürchtet nicht mein Herz." — Die ersten Verse des 26. Psalms.

Torquatus hatte den Soldaten gerathen, keine Fackeln mitzunehmen, sondern Wachskerzen, wie er sie mitgenommen hatte, oder solche Lampen, wie Diogenes auf der Vignette vor dem ersten Capitel dieses Theils eine trägt[1]) Aber die Soldaten erklärten, sie gingen ganz gewiß nicht hinunter, wenn der Gang nicht gut erhellt würde, und zwar durch Fackeln, die nicht jeder Luftzug und jeder Schlag auf den Arm auslöschen könne. Die Folgen davon machten sich bald fühlbar. Während sie still und vorsichtig in dem niedrigen und engen Gange vorangingen, knisterten und flackerten die harzigen Fackeln mit einem grellen Lichte, welches sehr unbequem wurde, und ein dichter pechschwarzer Rauch drang von dem Gewölbe auf die Träger herunter, erstickte sie fast und verbreitete um sie herum eine so dichte Wolke, daß die Fackeln bald zu erlöschen drohten. Torquatus ging an der Spitze und zählte die Gänge, welche rechts und links abgingen; die Zeichen, welche er bei dem frühern Besuche an verschiedenen Stellen gemacht hatte, sah er nicht mehr. Zu seinem großen Erstaunen und Schrecken fand er, als er kaum halb so viel Seitengänge gezählt hatte, wie er glaubte zählen zu müssen, den Weg ganz versperrt.

Schärfere Augen, als er ahnte, hatten gewacht. Severus war ununterbrochen auf seiner Hut gewesen, um sich nicht überraschen zu lassen. Er war unten vor dem Eingange zum Cömeterium, als die Soldaten oben vor demselben ankamen; und er eilte, als er sie sah, gleich nach dem Orte hin, wo schon der Sand zum Versperren des Weges aufgehäuft lag; sein Bruder und einige andere kräftige Männer standen dort für den Fall einer Gefahr bereit. In einem Augenblicke waren sie mit gewohnter Stille und Schnelligkeit lustig an der Arbeit; sie schaufelten den Sand von beiden Seiten in den engen und niedrigen Corridor und durch gutgezielte Schläge mit der Hacke schlugen sie von der niedrigen Decke Stücke Sandstein herunter, so daß der Weg bald ganz versperrt war. Hinter dieser dünnen Wand standen sie und konnten kaum ein Lachen unterdrücken, als sie die Feinde auf der andern Seite vor derselben ankommen hörten.

[1]) Vgl. Northcote a. a. O. S. 169.

Ihre Arbeiten hatten das Geräusch verursacht, welches die Soldaten gehört hatten, und die neu aufgeführte Wand hatte gemacht, daß dieselben die Lichter nicht mehr sahen und den Gesang nicht mehr hörten.

Torquatus' Verlegenheit wurde nicht vermindert durch den Hagel von Flüchen, Verwünschungen und Drohungen, welche die Soldaten gegen ihn als einen Narren oder Verräther ausstießen. „Wartet einen Augenblick, ich bitte euch," sagte er. „Es ist möglich, daß ich nicht richtig gezählt habe. Ich erkenne aber den rechten Weg an einem merkwürdigen Grabe wieder, welches sich, einige Ellen weit von dem ersten Gange entfernt, darin befindet; ich will in einen oder zwei der letzten Corridore einige Schritte weit hineingehen und zusehen."

Mit diesen Worten eilte er bis zu dem nächsten Seitengange zur Linken zurück, ging einige Schritte weit in denselben hinein und verschwand. Seine Gefährten hatten ihn bis an die Mündung dieses Seitenganges begleitet, konnten aber nicht sehen, wo er geblieben war. Sein Verschwinden kam ihnen als eine Wirkung von Zauberei vor, an die sie ohnehin sehr geneigt waren zu glauben. Weder von seinem Lichte noch von ihm selbst war mehr etwas zu sehen. „Nun haben wir aber genug," sagten sie; „entweder ist Torquatus ein Betrüger, oder er ist weggezaubert."

Ermüdet, von der durch ihre Fackeln fast entzündeten Atmosphäre erhitzt, von dem Rauche geschwärzt, geblendet und halb erstickt, niedergeschlagen und entmuthigt, kehrten sie um, und da ihr Weg ganz gerade auf den Eingang zuführte, so warfen sie ihre brennenden Fackeln, um sie los zu werden, beim Vorübergehen der Eine in diesen, der Andere in jenen Seitengang. Als sie sich nun einmal umsahen, schien der ganze Gang festlich erleuchtet zu sein. Aus den Mündungen der verschiedenen Seitengänge drang ein feueriges Licht, in welchem der sonst dunkele Sandstein hell roth erglänzte, während der Rauch sich in ambrafarbigen Wolken unter dem ganzen Gewölbe hinzog. Die Gräber, deren gelbe Ziegel oder Marmorplatten von dem ungewöhnlichen Lichte bestrahlt wurden, sahen aus, als wären sie

mit goldenen oder silbernen Platten bedeckt, die in den rothen Damast der Wände eingefügt wären. Es war, als sollten diese wüthenden Heiden an dem ersten Tage der Verfolgung das Martyrthum verherrlichen; die Fackeln, welche sie angezündet hatten, um zu zerstören, dienten nur dazu, die Denkmäler jener Tugend, welche stets die Kirche gerettet hat, mit Glanz zu umgeben.

Aber ehe sie, wie zurückgeschlagene Hunde die Köpfe hangen lassend, an dem Eingange des Cömeteriums ankamen, erschreckte sie noch eine eigenthümliche Erscheinung. Anfangs meinten sie, sie sähen schon das Tageslicht; sie überzeugten sich aber bald, daß es der Schimmer einer Lampe war. Eine aufrechtstehende unbewegliche Gestalt hielt dieselbe in der Hand, so daß sie selbst von dem Lichte beschienen wurde. Sie war schwarz gekleidet, so daß sie einer von jenen Bronze-Statuen glich, an denen der Kopf und die Hände von weißem Marmor sind, und welche einen so eigenthümlichen Eindruck machen, weil sie auf den ersten Anblick lebendigen Wesen gleichen.

„Wer kann das sein? Was ist das?" flüsterten die Soldaten einander zu.

„Eine Zauberin," antwortete Einer.

„Der genius loci," [1]) sagte ein Anderer.

„Ein Geist," meinte ein Dritter.

Als sie aber langsam näher kamen, schien es ihnen, als ob die Gestalt sie nicht bemerkte; ihre Augen schienen keine Sehkraft zu haben, denn sie blieb unbeweglich und unerschrocken stehen. Endlich kamen Zwei ihr nahe genug, um sie bei den Armen fassen zu können.

„Wer bist du?" fragte Corvinus wüthend.

„Eine Christin," antwortete Cäcilia mit ihrer gewöhnlichen freundlichen Heiterkeit.

„Bringt sie hinaus?" befahl er. „Irgend Jemand soll wenigstens dafür büßen, daß wir betrogen worden sind."

[1]) Der Schutzgeist des Ortes.

Siebenzehntes Capitel.

Die erste Blume.

Cäcilia war, von Sebastianus gewarnt, durch einen andern Eingang in der Nähe des gewöhnlichen in das Cömeterium hinabgestiegen. Sie roch gleich den Rauch der Fackeln. „Das ist nicht von unserm Weihrauch," dachte sie; „der Feind muß schon drinnen sein." Sie eilte darum zu dem Orte, wo die Christen versammelt waren, gab den Brief des Sebastianus ab und erzählte, was sie selbst bemerkt hatte. Sebastianus forderte in seinem Briefe die Christen auf, sich zu zerstreuen und sich in den innern und tiefer gelegenen Galerieen zu verbergen; namentlich ersuchte er den Papst, im Cömeterium zu bleiben, bis er selbst ihn holen lasse, da man ihm ganz besonders nachstelle.

Pankratius drang in die blinde Botin, sich auch zu verbergen. „Nein," antwortete sie, „mein Amt ist es, die Thüre zu bewachen und die Gläubigen zu führen."

„Aber die Feinde können dich ergreifen."

„Das thut nichts," antwortete sie lachend; „wenn ich ergriffen werde, so werden dadurch vielleicht viele kostbarere Leben gerettet. Gib mir eine Lampe, Pankratius."

„Wozu? Du kannst ja doch nicht sehen," bemerkte er lächelnd.

„Freilich nicht; aber Andern kann sie leuchten."

„Das könnten aber deine Feinde sein."

„Immerhin," antwortete sie. „Ich mag nicht in der Dunkelheit ergriffen werden. Wenn mein Bräutigam zu mir kommt in der Nacht dieses Cömeteriums, muß Er mich dann nicht mit brennender Lampe finden?"

Sie eilte fort und nahm ihren Posten ein. Da sie kein Geräusch hörte, als ruhige Fußtritte, so meinte sie, es nahten Freunde, und hielt darum die Lampe in die Höhe, um ihnen zu leuchten.

Als die Soldaten mit ihrer einzigen Gefangenen aus dem Cömeterium kamen, war Fulvius außer sich vor Wuth. Sein

Plan war nicht nur gänzlich sondern bis zur Lächerlichkeit vereitelt; der kreisende Berg hatte nur eine Maus geboren. — Er fuhr den Corvinus so wüthend an, daß der Elende vor Aerger kochte und schäumte. Dann fragte er plötzlich: „Und wo ist Torquatus?“ — Die Geschichte seines Verschwindens wurde ihm auf eben so manchfaltige Weise erzählt, wie das Abenteuer des dacischen Wächters; aber die Sache ärgerte ihn sehr. Er zweifelte gar nicht daran, daß Torquatus, den er als Werkzeug brauchen zu können gemeint hatte, ihn hintergangen und sich in das unerforschliche Labyrinth des Cömeteriums geflüchtet hätte. Wäre das der Fall, dachte er, so müßte die Gefangene darum wissen, und er beschloß daher, sie zu verhören. Er stellte sich also vor sie hin, sah sie scharf und finster an und sagte barsch: „Sieh mich an, Weib, und sage mir die Wahrheit!“

„Ich muß dir die Wahrheit sagen, Herr, ohne dich anzusehen,“ antwortete das arme Mädchen mit dem heitersten Lächeln und der sanftesten Stimme. „Siehst du denn nicht, daß ich blind bin?“

„Blind!“ riefen Alle auf einmal aus und drängten sich neugierig um sie. Aber auf Fulvius machte die Antwort sehr wenig Eindruck, etwa so viel, als wenn ein sanfter Windhauch über ein reifes Kornfeld hinfährt. Es war ihm etwas eingefallen, was ihm von Nutzen sein zu können schien.

„Es wäre lächerlich,“ sagte er, „wenn ihr zwanzig Soldaten mit einem blinden Mädchen als einziger Gefangenen durch die Stadt marschiren wolltet; kehrt in euere Quartiere zurück. Ich will dafür sorgen, daß ihr gut belohnt werdet. Du, Corvinus, nimm mein Pferd, reite zu deinem Vater und statte ihm über alles Bericht ab. Ich will auf einem Wagen mit der Gefangenen nachkommen.“

„Keine Verrätherei, Fulvius!“ sagte Corvinus verdrießlich und ärgerlich. „Wehe dir, wenn du sie nicht mitbringst! Der Tag darf nicht ohne ein Opfer verfließen.“

„Sei unbesorgt!“ war die Antwort,

Fulvius dachte daran, ob er nicht, da er in Torquatus

seinen Spion verloren, Cäcilia zum Spioniren werde gebrauchen können. Aber die heitere Ruhe der armen Bettlerin machte ihn mehr verlegen, als der prahlerische Eifer des Spielers, und ihre blinden Augen mehr, als die unruhigen Blicke des Trinkers. Indeß wollte er doch versuchen, ob er nicht durch Cäcilia mehr herausbringen könne. Als er mit ihr allein im Wagen saß, redete er sie in einem sanftern Tone an. Er wußte, daß sie sein Gespräch mit Corvinus nicht gehört hatte.

„Armes Mädchen!“ sagte er, „wie lange bist du schon blind gewesen?“

„Mein ganzes Leben lang,“ antwortete sie.

„Erzähle mir deine Geschichte. Woher bist du?“

„Ich habe keine Geschichte, Herr. Meine Eltern waren arm und nahmen mich, als ich vier Jahre alt war, mit nach Rom, als sie dorthin gingen, um am Grabe der seligen Martyrer Chrysanthus und Daria zu beten, wie sie gelobt hatten, als ich einmal sehr krank war. Sie ließen mich bei einer frommen lahmen Frau an der Thüre des Titels der Fasciola, während sie gingen, um ihre Andacht zu verrichten. Es war an dem denkwürdigen Tage, wo an dem Grabe der seligen Martyrer viele Christen durch Erde und Steine, die man über sie warf, verschüttet wurden. Meine Eltern hatten auch das Glück, so zu sterben.“

„Und wie ist es dir seitdem ergangen?“

„Gott war nun mein einziger Vater und Seine katholische Kirche meine Mutter. Er nährt die Vögel des Himmels; sie pflegt die schwachen Lämmer der Heerde. Es hat mir nie etwas gemangelt.“

„Aber du kannst auch so sicher und furchtlos in den Straßen umhergehen, als könntest du sehen.“

„Wie weißt du das?“

„Ich habe dich gesehen. Erinnerst du dich, daß du einmal im Herbst des Morgens sehr früh einen armen lahmen Mann über die Patricische Straße geführt hast?“

Sie erröthete und schwieg. Sollte er es gesehen haben,

daß sie dem armen Greise ihren Theil von den Almosen in den Beutel steckte?

„Du hast eingestanden, daß du eine Christin seist?" fragte er in gleichgültigem Tone.

„Ja gewiß! Wie hätte ich es leugnen können?"

„Dann war also jene Versammlung eine Versammlung von Christen?"

„Gewiß; was sonst?"

Mehr wollte er nicht; sein Verdacht war also begründet gewesen: Agnes, von der Torquatus ihm nichts sagen konnte oder wollte, war sicher eine Christin. Nun war die Sache klar: sie mußte die Seine werden, oder er gewann ihr Vermögen durch Confiscation.

Nach einer Pause sagte er, indem er Cäcilia scharf ansah: „Weißt du, wohin du jetzt gehst?"

„Vor den Richter auf Erden, vermuthe ich; und er wird mich zu meinem Bräutigam im Himmel senden."

„Und dabei bist du so ruhig?" fragte er überrascht, denn er sah in ihren Mienen kein Zeichen von Aufregung, sondern nur ein ruhiges Lächeln.

„Vielmehr froh!" war ihre kurze Antwort.

Da er seinen Zweck erreicht hatte, übergab er seine Gefangene an den Thoren der Aemilianischen Basilika dem Corvinus und überließ sie ihrem Schicksale.

Der Tag war kalt und regnerisch gewesen, wie der vorhergehende Abend. Das Wetter und der Vorfall der Nacht hatten eine ziemlich allgemeine Verstimmung verursacht. Der Präfect konnte nicht im Freien, sondern mußte im Hause zu Gericht sitzen, wo sich kein großer Haufe versammeln konnte. Da mehrere Stunden ohne Verhaftung, ohne Verurtheilung und ohne Nachrichten verflossen waren, so hatten die meisten Neugierigen die Basilika verlassen; und nachdem die Zeit, die man gewöhnlich der nachmittägigen Erholung in den öffentlichen Gärten widmete, verstrichen war, blieben nur noch einige, die mehr Ausdauer besaßen, dort zurück. Aber gerade kurz vorher, ehe die Gefangene ankam, war ein frischer Haufe Zuschauer einge-

treten; sie standen an einer der Seitenthüren, von wo sie alles sehen konnten.

Corvinus hatte seinem Vater schon Bericht abgestattet. Tertullus empfand einiges Mitleid und meinte, es könne so schwer nicht sein, den Eigensinn einer armen, unwissenden, blinden Bettlerin zu brechen. Er gebot also den Zuschauern, ganz still zu sein, damit sie glaube, er sei allein mit ihr, und damit er dann um so besser versuchen könne, sie zu überreden. Er drohte schwere Strafe Jedem an, welcher das Stillschweigen nicht beobachten würde.

Cäcilia meinte wirklich, es sei sonst Niemand anwesend, als der Präfect sie freundlich also anredete: „Wie heißest du, Kind?“

„Cäcilia.“

„Das ist ein edeler Name. Hast du ihn von deiner Familie?“

„Nein; ich bin aus keiner vornehmen Familie. Aber meine Eltern sind, wenn gleich arm, für Christus gestorben. Da ich blind bin, so haben diejenigen, welche sich meiner annahmen, mich Caeca (die Blinde) genannt, und dann haben sie aus Freundlichkeit diesen Namen in Cäcilia geändert, wie eine unserer berühmtesten Martyrinnen heißt.“

„Aber jetzt gib alle diese Narrheiten der Christen auf, die dich doch blind und arm gelassen haben. Achte die Decrete der göttlichen Kaiser und opfere den Göttern; dann sollst du reich werden, schöne Kleider und gute Nahrung haben, und die besten Aerzte sollen versuchen, dich von der Blindheit zu heilen.“

„Du mußt mir bessere Gründe anführen, als diese; denn wofür ich Gott und Seinem göttlichen Sohne am meisten danke, das ist gerade das, was du mir wegnehmen willst.“

„Wie meinst du das?“

„Ich danke Gott, daß ich arm und dürftig gekleidet bin und nicht üppig speisen kann; denn so bin ich meinem einzigen Bräutigam Jesus Christus nur um so ähnlicher.“

„Närrisches Mädchen!“ unterbrach sie der Richter, der schon etwas ungeduldig wurde; „hast du alle diese dummen Träumereien schon gelernt?“ Aber du kannst doch wenigstens

dafür deinem Gott nicht danken, daß er dich blind gemacht hat?“

„Dafür danke ich Ihm täglich und stündlich von ganzem Herzen mehr als für alles Andere.“

„Wie so? Hältst du es denn für ein Glück, daß du nie ein menschliches Angesicht oder die Sonne oder die Erde gesehen hast? Das sind sonderbare Grillen!“

„O nein, edeler Herr. Denn inmitten dessen, was ihr Finsterniß nennt, sehe ich etwas, was ich Licht nennen muß; so sehr sticht es gegen alles ab, was rings um es herum ist. Es ist für mich, was die Sonne für euch ist; sie ist ja auch an einen Ort gebunden, das fühle ich an der sich ändernden Richtung ihrer Strahlen. Es ist, als wenn dieses Licht mich mit einem wunderschönen Gesichte ansähe und mich stets anlächelte. Und ich weiß, es ist das Antlitz Dessen, den ich mit ungetheiltem Herzen liebe! Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß Sein Glanz von einer hellern Sonne überstrahlt und Seine wundervolle Schönheit mit den manchfaltigen Zügen Anderer vermischt, oder mein Blick durch irdische Dinge, die ich sähe, von Ihm abgezogen würde. Ich liebe Ihn zu sehr, daß ich nicht wünschen sollte, Ihn immer allein zu sehen.“

„Genug, genug! Ich will von dem albernen Geschwätz nichts mehr hören. Gehorche gleich den Kaisern; oder ich muß etwas versuchen, was dir ein wenig Schmerz verursachen wird. Das wird dich schon zähmen.“

„Schmerz?“ wiederholte sie unbefangen.

„Ja, Schmerz. Hast du nie Schmerz empfunden? Hat dir nie in deinem Leben Jemand wehe gethan?“

„O nein; die Christen thun einander nicht wehe.“

Die Folter stand, wie gewöhnlich, vor ihm, und er winkte dem Catulus, sie darauf zu legen. Der Henker zog sie von hinten bei ihren Armen darauf nieder; und da sie keinen Widerstand leistete, so war sie schnell auf das hölzerne Lager ausgestreckt. Die Schlingen der stets bereiten Stricke waren in einem Augenblicke um ihre Knöchel gelegt und die Arme wurden über den Kopf gezogen. Das arme blinde Mädchen sah

nicht, wer alles dieses that; sie wußte nicht anders, als daß es derselbe Mann sei, der mit ihr geredet hatte. War es bis jetzt still gewesen, so hielten die Anwesenden nun sogar den Athem an. Cäcilia bewegte inbrünstig betend die Lippen.

„Noch ein Mal, ehe ich weiter gehe, fordere ich dich auf, den Göttern zu opfern und dich vor grausamen Foltern zu retten," sagte der Richter mit strengerm Tone.

„Weder Folter noch Tod," antwortete fest das auf den Altar gebundene Opfer, „soll mich trennen von der Liebe Christi. Ich kann nur dem Einen lebendigen Gott opfern. Ihm opfere ich bereitwilligst mich selbst."

Der Präfect winkte dem Henker und dieser drehte rasch die beiden Räder der Folter, an denen die Stricke befestigt waren, ein Mal herum. Die Glieder des Mädchens wurden mit einem plötzlichen Ruck ausgestreckt, — eine zweite Umdrehung des Rades hätte sie aus den Gelenken gereckt; aber schon dieses Ausstrecken verursachte ihr einen heftigen, recht eigentlich folternden Schmerz am ganzen Leibe. Der Schmerz war für sie um so empfindlicher, als sie die Ursache desselben und die Vorbereitungen, welche ihm vorhergingen, nicht sah; die Dunkelheit macht ja überhaupt das Leiden härter. Aber nur ein Zucken in ihrem Gesichte und ein plötzliches Erblassen zeigte, daß sie Schmerz empfand.

„Ha, ha!" rief der Richter aus; „du fühlst das? Nun laß es genug sein! Gehorche, und du bist frei."

Sie schien auf diese Worte nicht zu achten, sondern drückte ihre Gefühle in einem Gebete aus: „Ich danke Dir, o Herr Jesus Christus, daß du mich zum ersten Male um Deinetwillen hast Schmerz empfinden lassen. Ich habe dich geliebt in der Zeit des Friedens; ich habe Dich geliebt in der Zeit des Trostes; ich habe Dich geliebt in der Zeit der Freude; und jetzt im Schmerze liebe ich Dich noch mehr. Wie viel süßer ist es mir noch, daß ich dir jetzt ähnlich werde, wie Du auf das Kreuz ausgestreckt warest, als daß ich Dir während meines Lebens ähnlich war in der Armuth und Niedrigkeit!"

„Du verspottest mich," rief der Richter ärgerlich aus, „und mißbrauchst meine Milde. Wir wollen etwas Stärkeres versuchen. Hier, Catulus, halte ihr eine brennende Fackel an die Seite!" [1])

Entsetzen und Unwillen ergriff die Versammelten; man hörte von allen Seiten der Halle ein unterdrücktes unwilliges Murmeln.

Cäcilia bemerkte jetzt zuerst, daß sie von einem Volkshaufen umgeben war. Ein dunkeles Roth der Scham überzog ihre Stirne, ihr Gesicht und ihren Hals, die eben noch weiß wie Marmor waren. Der Richter gebot ärgerlich Ruhe, und Alle lauschten schweigend, als sie noch inniger, wie vorher, wieder zu reden anfing:

„O mein theuerer Herr und Bräutigam! Ich bin Dir stets treu geblieben. Laß mich Schmerz und Folter leiden für Dich; aber erspare mir Beschämung vor menschlichen Augen! Nimm mich gleich zu Dir, daß ich nicht beschämt mein Gesicht mit meinen Händen bedecken muß, wenn ich vor Dir stehe."

Ein neues Gemurmel des Mitleids wurde laut.

„Catulus!" rief der Richter wüthend; „thue deine Pflicht, Schurke! Was hast du im Sinne, daß du den ganzen Tag an der Fackel stümperst?"

Der Henker trat zu ihr und streckte die Hand nach ihrem Gewande aus, um es wegzuziehen, und um dann die Fackel an ihre Seite zu halten; aber er zog gleich die Hand zurück und sagte, zu dem Präfecten gewandt, mit gedämpfter Stimme: „Es ist zu spät; sie ist todt."

„Todt?" rief Tertullus aus; „todt, und du hast nur ein Mal das Rad gedreht? Unmöglich!"

Catulus drehte das Rad zurück; aber der Leib lag regungslos da. Es war wirklich so: sie war von der Folter zum Throne, von dem grimmigen Drohen des Richters zur liebe-

[1]) Die Folter wurde zu einem doppelten Zwecke angewendet, als Marter und um den Leib zur Anwendung anderer Martern ausgestreckt zu erhalten. Zu den gewöhnlichsten Martern gehörte die im Text erwähnte.

vollen Umarmung ihres Bräutigams geführt. Hatte sie ihre reine Seele, wie süßen Wohlgeruch, mit dem Weihrauchduft des Gebetes ausgehaucht? Oder vermochte ihr Herz das Blut nicht wieder aufzunehmen, welches jenes erste jungfräuliche Erröthen ihr in's Angesicht getrieben hatte? [1])

Als Alles noch vor Verwunderung und ehrfurchtsvollem Staunen schwieg, rief kühn eine helle Stimme aus der Gruppe, die nahe an der Thüre stand: „Gottloser Tyrann, siehst du nicht, daß eine arme, blinde Christin mehr Gewalt über Leben und Tod hat, als du und deine grausamen Herren?"

„Wie! zum dritten Male in vierundzwanzig Stunden trittst du mir in den Weg? Aber dies Mal entrinnst du mir nicht!" So rief Corvinus und mit einem furchtbaren Fluche sprang er von der Seite seines Vaters auf die Gruppe zu. Da er aber blindlings zurannte, stieß er mit einem Offizier, stark wie ein Hercules, zusammen, welcher — ohne Zweifel ganz zufällig — aus der Gruppe hervortrat. Er prallte zurück und taumelte; aber der Soldat packte ihn und sagte: „Du hast dich hoffentlich nicht verletzt, Corvinus?"

„Nein, nein! Laß mich los, Quadratus, laß mich los!"

„Wohin denn so eilig? Kann ich dir helfen?" fragte der Soldat, ihn noch immer festhaltend.

„Laß mich los, sage ich, oder er entwischt mir."

„Wer entwischt dir?"

„Pankratius," antwortete Corvinus, „der eben meinen Vater verhöhnt hat."

„Pankratius?" sagte Quadratus und blickte um sich. Er sah, daß derselbe glücklich entwischt war. „Ich sehe ihn nicht." Er ließ jetzt den Corvinus los; aber es war zu spät: der Jüngling war schon sicher im Hause des Diogenes in der Suburra.

Unterdessen befahl der Präfect ärgerlich dem Catulus, die Leiche in die Tiber werfen zu lassen. Aber ein anderer Offi-

[1]) Es kommen mehrere Fälle vor, wo der Tod von Martyrern die Frucht ihres Gebetes war; so bei der h. Praxedes, der h. Cäcilia, der h. Agatha u. A.

zier, der, in seinen Mantel gehüllt, in der Nähe stand, winkte dem Catulus, welcher den Wink verstand und seine Hand ausstreckte, um eine Börse anzunehmen, die ihm heimlich hingehalten wurde.

„Vor dem Capenischen Thor auf der Villa der Lucina, eine Stunde nach Sonnenuntergang," sagte Sebastianus.

„Soll richtig dort abgeliefert werden," sagte der Henker.

„Was meinst du, woran ist das arme Mädchen gestorben?" fragte einer der Zuschauer einen andern, der mit ihm hinausging.

„Vor Schrecken, denke ich," antwortete dieser.

„Vor christlicher Züchtigkeit," sagte ein Fremder, der an ihnen vorbeiging.

Achtzehntes Capitel.

Vergeltung.

Der Stadtpräfect begab sich zum Palaste, um über die verdrießlichen Vorfälle des Tages zu berichten und, so gut es anginge, seinen nichtswürdigen Sohn zu entschuldigen. Der Kaiser war sehr übel gelaunt. Wäre ihm Corvinus am Morgen vor die Augen gekommen, Niemand hätte für dessen Kopf stehen können. Jetzt hatte das Resultat der Untersuchung des Cömeteriums seinen Aerger wieder neu belebt, als Tertullus in das Audienz-Zimmer trat. Sebastianus hatte es so einzurichten gewußt, daß er dort die Wache hatte.

„Wo ist der Bube, dein Sohn?" war die erste Begrüßung des Präfecten.

„Er wartet draußen demüthig auf die Befehle deiner Göttlichkeit, und wünscht dringend, deinen göttlichen Zorn über die Streiche, welche das Schicksal seinem Eifer gespielt hat, zu besänftigen."

„Das Schicksal?" rief der Tyrann aus. „Das Schicksal? Seine eigene Dummheit und Feigheit! Ein schöner An-

fang, in der That! Aber er soll dafür büßen. Führt ihn herein!"

Der Elende kam zitternd und weinend herein und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Dieser stieß ihn zurück, daß er wie ein gepeitschter Hund mitten in die Halle zurückflog. Das reizte den göttlichen Kaiser zu einem lauten Gelächter und trug etwas dazu bei, seinen Zorn zu besänftigen.

„Komm, Schurke! Stehe auf, und erzähle selbst. Wie ist das Edict verschwunden?"

Corvinus stattete einen verwirrten Bericht ab, welcher stellenweise den Kaiser sehr ergötzte; denn er fand an der schlauen Weise, wie Corvinus angeführt worden war, Gefallen. Das war ein gutes Zeichen.

„Nun," sagte er endlich, „ich will gnädig gegen dich sein. Lictoren, bindet euere Fasces los." Sie zogen die Aexte aus dem Bündel Stäbe und prüften ihre Schärfe.

Corvinus warf sich wieder dem Kaiser zu Füßen und rief aus: „Schone mein Leben; ich kann wichtige Mittheilungen machen, wenn du mich leben lässest."

„Wer verlangt dein werthloses Leben?" antwortete Maximianus. „Lictoren, legt die Aexte bei Seite; die Stöcke sind gut genug für ihn."

In einem Augenblicke waren seine Hände gebunden und seine Tunica von den Schultern gestreift, und ein Regen von Schlägen fiel auf sie herab, — man sah, daß geübte Hände sie austheilten, — bis er heulte und sich wälzte zum großen Ergötzen seines kaiserlichen Herrn.

Von Schmerz und Scham gequält, mußte er wieder vor ihn hintreten.

„Nun, Herr," sagte der Kaiser, „was hast du für wundervolle Mittheilungen zn machen?"

„Daß ich weiß, wer sich verflossene Nacht an deinem kaiserlichen Edicte vergriffen hat."

„Wer ist es denn gewesen?"

„Ein junger Mann Namens Pankratius; sein Messer habe

ich unter dem Brette gefunden, von welchem das Edict abgeschnitten wurde."

„Warum hast du ihn denn nicht eingefangen und vor den Richter gebracht?"

„Zwei Mal im Verlaufe dieses Tages wäre ich beinahe seiner habhaft geworden, denn ich hörte seine Stimme; aber beide Male ist er mir entwischt."

„Dann nimm dich in Acht, daß er dir nicht zum dritten Male entwischt; sonst könntest du für ihn zu büßen haben. Aber woher kennst du ihn oder sein Messer?"

„Er war mein Mitschüler in der Schule des Cassianus, welcher, wie sich nachher ergab, auch ein Christ war."

„Ein Christ erfrecht sich, der Lehrer meiner Unterthanen zu werden, Feinde ihres Vaterlandes daraus zu machen, Empörer gegen ihre Fürsten und Verächter der Götter! Er wird denn auch wohl diese junge Viper, den Pankratius, angeleitet haben, unser kaiserliches Edict abzureißen. Weißt du, wo dieser Cassianus ist?"

„Ja, Herr; Torquatus, welcher dem christlichen Aberglauben entsagt hat, theilte es mir mit."

„Wer ist denn dieser Torquatus?"

„Er ist ein junger Mann, welcher einige Zeit mit Chromatius und einer Gesellschaft von Christen auf dem Lande zusammen gewesen ist."

„Wie? Das kommt ja immer ärger! Ist denn der Ex-Präfect auch ein Christ geworden?"

„Ja; und er lebt mit vielen Andern von dieser Secte in Campanien zusammen."

„Welche Treulosigkeit! Welche Verrätherei! Ich möchte wissen, wem ich noch trauen darf. — Präfect, schicke unverzüglich Jemand hin, um alle diese Menschen zu verhaften, sammt dem Schulmeister und Torquatus."

„Torquatus ist kein Christ mehr," wandte der Richter ein.

„Nun, was thut das?" antwortete der Kaiser empfindlich. „Verhafte, so viele du kannst, und verschone Niemand. Und

greife sie kräftig an; verstehst du mich? — Nun fort mit euch Allen! Es ist Essenszeit."

Corvinus ging nach Hause, und trotz der ärztlichen Mittel, die er anwandte, fühlte er die ganze Nacht Schmerzen und Fieber. Am andern Morgen bat er seinen Vater, ihn nach Campanien zu schicken, um so seine Niederlage wieder gut zu machen und seine Rachsucht befriedigen zu können, und um zugleich der Schmach und dem Spotte zu entgehen, welche er in Rom zu befürchten hatte.

Als Fulvius seine Gefangene abgegeben hatte, eilte er nach Hause, um, wie gewöhnlich, Eurotas seine Abenteuer zu erzählen. Der alte Mann hörte mit unerschütterlicher Ruhe den Bericht an und sagte endlich kalt: „Das alles bringt sehr wenig ein, Fulvius."

„Für den Augenblick allerdings gar nichts; aber es eröffnet uns wenigstens gute Aussichten für die Zukunft."

„Wie so?"

„Nun, Agnes ist in meiner Gewalt. Ich weiß jetzt sicher, daß sie eine Christin ist. Jetzt kann ich sie jedenfalls gewinnen oder verderben; in beiden Fällen ist ihr Vermögen mein."

„Wähle das Zweite," sagte der alte Mann mit einem scharfen Blicke, aber mit unveränderter Miene; „es ist der kürzere und weniger umständliche Weg."

„Aber meine Ehre ist dabei betheiligt; ich kann mich nicht so verächtlich abweisen lassen, wie ich dir erzählt habe."

„Aber du bist abgewiesen worden, und das will gerächt sein. Du darfst keine Zeit verlieren mit Narrheiten, bedenke das wohl. Dein Geld ist bald zu Ende, und es kommt nichts hinzu. Du mußt einen Schlag thun."

„Gewiß, Eurotas, muß es doch auch dir lieber sein, wenn ich dieses Vermögen durch ehrenhafte, als wenn ich es durch schändliche Mittel gewinne." Bei dem Worte „ehrenhaft" lächelte Eurotas; es kam ihm sonderbar vor, daß zwischen ihnen Beiden davon die Rede war.

„Du mußt es irgendwie gewinnen, und zwar auf dem

kürzesten und sichersten Wege. Du kennst unsern Vertrag; unsere Familie wird entweder wieder reich und mächtig, oder sie stirbt mit dir aus. Sie soll nicht in Schande, das heißt in Armuth fortbestehen."

„Ich weiß das, ich weiß das, auch ohne daß du mich alle Tage an die bittere Bedingung erinnerst," sagte Fulvius, die Hände ringend und am ganzen Leibe zitternd. „Laß mir Zeit, und alles wird gut gehen."

„Ich gebe dir Zeit, bis alle Hoffnung verschwunden ist. Unsere Sachen stehen jetzt eben nicht glänzend. — Aber, Fulvius, es ist Zeit, daß ich dir sage, wer ich bin."

„Wie? warst du denn nicht meines Vaters treuer Diener, dessen Obhut er mich anvertraute?"

„Ich bin deines Vaters älterer Bruder, Fulvius, und ich bin das Haupt der Familie. Ich habe nur Einen Gedanken, nur Ein Ziel im Leben gehabt: die Wiederherstellung des Glanzes und Reichthums unseres Hauses, welchen es durch meines Vaters Nachlässigkeit und Verschwendung eingebüßt hatte. Da ich deinen Vater, meinen Bruder, für geeigneter hielt, dies auszuführen, so trat ich ihm unter gewissen Bedingungen meine Rechte und mein Vermögen ab; eine dieser Bedingungen war, daß mir die Aufsicht über dich und die Bildung deines Geistes ausschließlich anheimgegeben würde. Du weißt, ich habe dich dazu erzogen, in Bezug auf die Mittel zur Erreichung unseres großen Zweckes nicht bedenklich zu sein."

Fulvius, welcher dem Eurotas mit Erstaunen und tiefer Aufmerksamkeit zugehört hatte, fuhr vor Scham zusammen bei dieser Enthüllung ihrer Beider Herzen. Der finstere alte Mann sah ihn schärfer an als je, und fuhr fort: „Du erinnerst dich des schwarzen und complicirten Verbrechens, durch welches wir die zertheilten Reste des Reichthums unserer Familie in deiner Hand vereinigten."

Fulvius schlug beschämt die Augen nieder und schauderte; dann sagte er in flehendem Tone: „O, erspare mir das, Eurotas; um des Himmels willen, schone mich!"

„Nun denn,“ fuhr der Andere kalt, wie immer, fort, „ich will kurz sein. Bedenke, Neffe, daß derjenige, welcher vor einer durch Schuld zu gewinnenden glänzenden Zukunft nicht zurückweicht, auch vor einer Vergangenheit, welche dieselbe durch Verbrechen vorbereitet hat, nicht schaudern muß. Denn die Zukunft wird dereinst auch Vergangenheit sein. Seien wir also bei unserm Vertrage aufrichtig und ehrlich; denn es gibt auch in der Sünde eine Ehrlichkeit. Die Natur hat dir Selbstsucht und Schlauheit in reicher Fülle gegeben; mir hat sie Kühnheit und Gewissenlosigkeit in der Leitung und Benutzung derselben gegeben. Unsere Geschicke sind unzertrennlich mit einander verflochten; wir werden zusammen reich, oder wir sterben zusammen.“

Fulvius verfluchte in seinem Herzen den Tag, an dem er nach Rom gekommen, oder an dem er sich diesem strengen Herrn ergeben, dessen geheimnißvolle Ketten so viel stärker waren, als er vorher gewußt hatte. Aber er fühlte sich wie durch einen Zauber an ihn gefesselt und machtlos, wie das Lamm in den Krallen des Löwen. Er warf sich auf sein Lager mit schwererm Herzen als jemals; denn jedes Mal, wenn die Nacht wiederkehrte, war es ihm, als lastete ein dunkeles, drohendes Verhängniß auf seiner Seele.

Der Leser wird nun aber auch zu erfahren wünschen, was aus dem dritten Mitgliede unseres würdigen Kleeblattes, dem abtrünnigen Torquatus, geworden war. Als er verlegen und erschreckt wegeilte, um das Grab zu suchen, an welchem er den Weg wiederzuerkennen dachte, fand er zufällig einige Schritte weit in dem Seitengange, in welchen er hineintrat, eine verfallene Treppe in den Sandstein gehauen, welche zu einem tiefern Stockwerke des Cömeteriums hinabführte. Die Stufen waren ausgetreten und glatt, und die Treppe sehr steil. Torquatus, welcher mit dem Lichte in der Hand ganz unbesonnen voranrannte, stürzte hinab. Er blieb betäubt und besinnungslos unten an der Treppe liegen, bis seine Gefährten sich längst entfernt hatten. Als er wieder zu sich kam, war er einige Zeit

so verwirrt, daß er nicht wußte, wo er war. Er stand auf und tappte umher, bis er sich endlich, als das Bewußtsein vollständig wiedergekehrt war, besann, daß er sich in einer Katakombe befinde, — ohne aber noch zu begreifen, warum er allein und im Finstern sei. Es fiel ihm dann ein, daß er Kerzen und Feuerzeug bei sich hatte. Er zündete eine Kerze an, und war sehr froh, wieder Licht zu sehen. Aber er hatte sich beim Umhertappen von der Treppe entfernt, der er sich auch gar nicht mehr erinnerte, und ging weiter und weiter, immer tiefer in das unterirdische Labyrinth hinein.

Er erwartete ganz sicher, er werde an einen Ausgang kommen, ehe seine Kräfte erschöpft und seine Kerzen verbrannt wären. Aber allmälig wurde er doch ernstlich besorgt. Er verbrannte eine Kerze nach der andern; er fühlte, daß seine Kräfte immer mehr abnahmen; denn seit dem frühen Morgen hatte er nichts mehr genossen. Endlich fand er, daß er an dieselbe Stelle wieder zurückkam, nachdem er, wie er meinte, Stunden lang gegangen war. Erst hatte er sich gleichgültig umgesehen und die Inschriften auf den Gräbern gelesen. Als er aber schwächer wurde und seine Hoffnung auf Entkommen schwand, fingen diese ernsten Denkmäler des Todes an, zu seiner Seele in einer Sprache zu reden, die er nicht überhören und nicht mißverstehen konnte. „Beigesetzt in Frieden“ war der Bewohner eines Grabes, „in Christo ruhend“ der eines andern; und selbst die Tausende, deren Gräber ohne Inschriften waren, lagen in friedlicher Ruhe da, Jeder mit dem Siegel der mütterlichen Liebe der Kirche auf seinem Ruheplatze; und drinnen warteten die Gebeine auf den Klang der Posaunen der Engel, um zu einer seligen Auferstehung erweckt zu werden. „Auch ich,“ dachte er, „werde in einigen Stunden todt sein gleich ihnen;“ — er war auf einem Haufen Schutt niedergesunken und zündete seine letzte Kerze an; — „aber werde dann auch ich von frommen Händen in Frieden beigesetzt werden, wie sie? Auf dem kalten Boden werde ich sterben, allein, nicht bemitleidet, nicht betrauert, unbekannt. Dort werde ich verwesen und vermodern, und wenn in spä=

tern Jahren meine Gebeine hier gefunden werden, ohne in einem christlichen Grabe zu liegen, dann wird man vielleicht vermuthen und sich erzählen, es seien die verfluchten Gebeine eines Abtrünnigen, der sich im Cömeterium verirrt habe. Und man wird sie hinauswerfen aus dem geheiligten Orte, wie ich selbst ausgestoßen bin aus ihrer Gemeinschaft."

Der Tod kam schnell; er meinte es zu fühlen; der Kopf schwindelte ihm, sein Herz pochte. Die Kerze war so weit niedergebrannt, daß er sie nicht mehr halten konnte, und er stellte sie auf einen Stein neben sich. Sie konnte noch drei Minuten brennen; aber ein Wassertropfen fiel vom Gewölbe auf sie herab und löschte sie aus. Er hätte noch so gern diese drei Minuten länger Licht gehabt, noch so gern das kleine Kerzenstümpfchen benutzt — als sein letztes Bindeglied mit den Freuden der Erde; er hätte so gern noch ein Mal die Dinge außer sich gesehen, um nicht in sein Inneres blicken zu müssen, — daß er Stein und Stahl hervorzog und sich eine Viertelstunde lang abmühte, den Zunder zu entzünden, der von dem kalten Schweiße, welcher ihn bedeckte, feucht geworden war. Als er endlich das Kerzenstümpfchen wirklich wieder angezündet hatte, da heftete er, statt sein Licht zu benutzen, und sich umzusehen, mit einem blödsinnigen Blicke die Augen darauf und sah zu, wie es abbrannte, als wäre es der Zauber gewesen, der sein Leben erhielt, und als müßte er mit ihm sterben. Bald glimmte nur noch der letzte Funke, wie ein Glühwurm, auf der rothen Erde und erstarb.

„Bin ich auch todt?" dachte er. „Warum nicht? Eine vollständige und ewige Finsterniß umgibt mich. Ich bin für immer abgeschnitten von aller Verbindung mit den Lebenden. Mein Mund wird keine Speise mehr kosten, mein Ohr nie mehr einen Klang hören, mein Auge nie wieder Licht oder einen Gegenstand sehen. Ich bin den Todten zugesellt. Nur ist mein Grab viel größer, als das ihrige; aber es ist gleichwohl dunkel und einsam und geschlossen für immer. Was anders ist der Tod?"

„Nein, es kann der Tod noch nicht sein. Auf den Tod

folgt etwas Anderes. Aber auch dieses kommt. Der Wurm beginnt schon an dem Gewissen zu nagen, und er wächst allmälig bis zur Länge einer Viper und windet sich um mein Herz."

Er versuchte, an angenehme Dinge zu denken, und sie traten vor seinen Geist: die ruhigen Stunden, die er auf der Villa mit Chromatius und Polykarpus verlebt, ihre gütigen Worte und ihre letzte Umarmung. Aber aus dem schönen Bilde brach eine sengende Flamme hervor: er hatte sie verrathen; er hatte von ihnen gesprochen — mit 'wem? Mit Fulvius und Corvinus. Die schlimme Saite war berührt, wie der zarte Nerv eines Zahns, von dem der folternde Schmerz geraden Wegs bis zum Mittelpunkte des Gehirns dringt. Das wüste Zechgelage, das unehrliche Spiel, die niedrige Heuchelei, der gemeine Verrath, der unaufrichtige Abfall, die schändlichen Sacrilegien der letzten Tage und der mörderische Angriff dieses Morgens, — alle diese Sünden tanzten jetzt wie Teufel Hand in Hand in der Finsterniß vor ihm herum, jauchzend, lachend, spottend, weinend, stöhnend, mit den Zähnen knirschend; und feuerige Funken, welche ihm vor den Augen flimmerten, schienen von brennenden Fackeln in ihren Händen zu sprühen. Er sank nieder und bedeckte die Augen mit den Händen.

„Ich bin am Ende doch todt," sprach er zu sich selbst; „denn der Höllenpfuhl kann nichts Schrecklicheres haben, als dieses."

Sein Herz war zu schwach zur Wuth; nur ohnmächtige Verzweiflung füllte es. Sein Kräfte nahmen rasch ab, — da meinte er, in der Ferne einen Ton zu hören. Er schlug sich den Gedanken aus dem Sinne, aber der Schall eines Gesanges in der Ferne drang wieder in sein Ohr. Er richtete sich auf; der Schall wurde vernehmlicher. Der Gesang klang so lieblich, so gleich einem Chor von Engelstimmen, aber in einer andern Sphäre, daß er zu sich sagte: „Wer hätte denken sollen, daß der Himmel der Hölle so nahe sei? Oder begleiten sie den furchtbaren Richter, welcher kommt, mich zu verurtheilen?"

Nun erschien ein schwacher Lichtschimmer in derselben Entfernung, wie die Töne, und man konnte die Worte des Gesanges deutlich verstehen:

»In pace in idipsum dormiam et requiescam.« [1])

„Die Worte sind nicht für mich. Sie mögen bei der Beisetzung eines Martyrers passen, aber nicht bei der Beerdigung eines Verworfenen."

Das Licht wurde heller; es glich der Morgenröthe, wenn sie in den Tag übergeht. Es kam in die Galerie und ging durch sie hindurch, und er sah in dem Lichte, wie in einem Spiegel, eine Erscheinung, welche zu klar war, um nicht wirklich zu sein. Erst kamen Jungfrauen in langen Gewändern, mit Lampen in der Hand; dann vier, welche eine in weiße Leinwand gehüllte Gestalt mit einem Dornenkranze auf dem Haupte trugen; hinter ihnen der junge Akolyth Tarcisius mit einem Rauchfaß, aus welchem Weihrauchduft emporstieg; dann hinter andern Geistlichen der ehrwürdige Papst selbst, begleitet von Reparatus und einem andern Diakon. Diogenes und seine Söhne mit traurigen Mienen und viele Andere, unter denen er den Sebastianus erkannte, schlossen den Zug. Da Viele unter ihnen Lampen oder Kerzen trugen, so schienen die Gestalten sich in einer stets gleich bleibenden Atmosphäre des mildesten Lichtes zu bewegen.

Als sie bei ihm vorbeikamen, sangen sie den nächsten Vers des Psalmes:

»Quoniam tu, Domine, singulariter in spe constituisti me.« [2])

„Das," rief er aus, indem er sich aufrichtete, „das ist für mich."

Mit diesem Gedanken war er niedergekniet, und durch eine Einwirkung der Gnade erklangen Worte, die er früher gehört hatte, wie ein Echo in seiner Seele, Worte, welche für diesen Augenblick paßten, Worte, von denen er fühlte, daß er sie aus-

[1]) „In Frieden werde ich schlafen und ruhen." Ps. 4, 9.
[2]) „Denn Du, o Herr, hast mich ganz besonders im Vertrauen stark gemacht."

sprechen müsse. Er schleppte sich, schwach und müde wie er war, voran, ging die Galerie entlang, durch welche sich der Leichenzug bewegte, und folgte ihm unbemerkt in einiger Entfernung. Der Zug ging in eine Kammer, welche von den Lichtern so erhellt wurde, daß ein Bild des guten Hirten hell auf ihn herabstrahlte. Aber er mochte nicht über die Schwelle treten und blieb, an die Brust klopfend und um Erbarmen flehend, vor derselben stehen.

Die Leiche wurde auf den Boden gelegt, und es wurden noch andere Psalmen und Hymnen gesungen und Gebete gesprochen, alle in dem freudigen Tone der Hoffnung, womit die Kirche stets von dem Tode gesprochen hat. Endlich wurde die Leiche in ein für sie bereitetes Grab unter einen Bogen gelegt. Während dies geschah, trat Torquatus zu einem der Zuschauer und fragte leise:

„Wessen Beerdigung ist das?"

„Es ist die Beisetzung der seligen Cäcilia," antwortete dieser, „einer blinden Jungfrau, welche heute Morgen in diesem Cömeterium in die Hände der Soldaten fiel, und deren Seele Gott zu Sich genommen hat."

„Dann bin ich ihr Mörder!" rief er mit einem tiefen Seufzer aus, — und er wankte zu dem Papste hin und fiel zu seinen Füßen nieder. Es dauerte einige Zeit, ehe er seinen Gefühlen Worte geben konnte. Endlich sprach er die Worte aus, die er sich vorgenommen hatte zu sprechen: „Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor Dir, und ich bin nicht werth, Dein Kind genannt zu werden."

Der Papst richtete ihn gütig auf und drückte ihn an seine Brust, indem er sprach: „Willkommen, mein Sohn, wer du auch sein magst, in deines Vaters Hause! Aber du bist schwach und krank und bedarfst der Ruhe."

Es wurden ihm einige Erfrischungen angeboten; aber Torquatus hatte keine Ruhe, bis er öffentlich seine ganze Schuld bekannt hatte, auch die Verbrechen dieses Tages; denn es war noch der Abend desselben Tages. Alle freuten sich über die Rückkehr des verlorenen Sohnes, über das Wiederfinden des verirrten

Schafes. Agnes blickte von dem Grabe der blinden Jungfrau, auf welchem voll Liebe ihr Auge ruhte, zum Himmel auf und meinte, sie sähe dieselbe, wie sie zu den Füßen ihres Bräutigams sitze, lächelnd, mit weit geöffneten Augen und eine Hand voll Blumen auf das Haupt des Büßers herabstreuend, — die Erstlingsfrucht ihrer Fürsprache im Himmel.

Torquatus wurde dem Diogenes und seinen Söhnen übergeben. Man besorgte ihm ein Unterkommen in der ärmlichen Wohnung eines Christen in der Nähe, damit er gesichert sei gegen Versuchungen und gegen Verfolgung. Er wurde unter die Büßer aufgenommen, um nach jahrelangen Bußübungen — welche aber auf die Fürsprache der Bekenner, d. h. zukünftiger Martyrer, abgekürzt wurden — zum Genusse der Gnaden und Rechte, die er verwirkt hatte, wieder zugelassen zu werden. [1])

Neunzehntes Capitel.

Doppelte Rache.

Sebastianus war nicht bloß darum in das Cömeterium gekommen, um die Reliquien der ersten Martyrin zur Beerdigung dorthin zu bringen, sondern auch, um sich mit dem Papste Marcellinus über dessen Sicherheit zu besprechen. Sein Leben war zu kostbar für die Kirche, als daß es so frühe hätte geopfert werden dürfen, und Sebastianus wußte, wie heftig man ihm nachstelle. Torquatus bestätigte dieses, indem er mittheilte, was für Plane Fulvius hege, und warum derselbe der December-Ordination beigewohnt hätte. In seiner gewöhnlichen Wohnung war der Papst nicht länger sicher, und Sebastianus, der

[1]) Von dem Bußsystem der alten Kirche wird zweckmäßiger in einem andern Werke gehandelt, welches die zweite Periode der Kirchengeschichte, die „Kirche der Basiliken," zum Gegenstande hat. Es ist bekannt, namentlich aus den Schriften des heiligen Cyprianus, daß diejenigen, welche sich in der Verfolgung schwach gezeigt hatten und öffentliche Kirchenbuße thun mußten, oft eine Abkürzung ihrer Bußzeit, d. h. einen Ablaß erhielten, wenn Bekenner oder solche, welche um des Glaubens willen eingekerkert waren, Fürsprache für sie einlegten.

„Beschützer der Christen“ — diesen Ehrennamen hatte er seinen Martyrer-Acten zufolge von der kirchlichen Behörde erhalten — Sebastianus hatte einen kühnen Plan zu seiner Rettung entworfen: der Papst sollte nämlich da untergebracht werden, wo man ihn am allerwenigsten vermuthen und suchen würde, im Palaste der Kaiser selbst.[1]) Verkleidet verließ der heilige Bischof das Cömeterium und wurde von Sebastianus und Quadratus in die Gemächer der Irene, einer vornehmen christlichen Dame, gebracht, welche in einem abgelegenen Theile des Palastes wohnte, da ihr Mann ein Amt am Hofe bekleidete.

Am andern Morgen früh kam Sebastianus zu Pankratius. „Mein lieber Junge,“ sagte er, „du mußt auf der Stelle Rom verlassen und nach Campanien gehen. Pferde stehen für dich und Quadratus bereit, und es ist keine Zeit zu verlieren.“

„Warum das, Sebastianus?“ fragte der Jüngling mit traurigem Gesichte und mit Thränen in den Augen. „Habe ich etwas Schlimmes gethan, oder setzest du Mißtrauen in meine Standhaftigkeit?“

„Keins von beiden; dessen versichere ich dich. Aber du hast mir versprochen, dich ganz von mir leiten zu lassen, und ich habe es nie für nöthiger gehalten, daß du mir gehorchest, als eben jetzt.“

„Sage mir doch, warum, guter Sebastianus; ich bitte dich.“

„Das muß für jetzt ein Geheimniß bleiben.“

„Wie, noch ein zweites Geheimniß?“

„Es ist dasselbe Geheimniß, wie das frühere, und soll zu der nämlichen Zeit enthüllt werden. Aber ich kann dir sagen was du thun sollst, und das wird dich hoffentlich zufrieden stellen. Corvinus hat den Befehl erhalten, den Chromatius und Alle, die bei ihm sind, zu verhaften; sie sind noch jung im Glauben, wie uns das Beispiel des unglücklichen Torquatus gezeigt hat. Ferner hat Corvinus, was noch schlimmer ist, den Auftrag erhalten, deinen alten Lehrer Cassianus zu Fundi grau-

[1]) So berichten die eben erwähnten Acten.

sam zu tödten. Du sollst nun seinem Boten — vielleicht geht er selbst — vorauseilen und die Bedrohten warnen."

Pankratius wurde nun wieder heiter; er sah, daß Sebastianus ihm Zutrauen schenkte. „Dein Wunsch ist Grund genug für mich," sagte er lächelnd; „aber ich würde bis an's Ende der Welt gehen, um meinen guten Lehrer Cassianus oder irgend einen andern christlichen Mitbruder zu retten."

Er war bald reisefertig, nahm zärtlich Abschied von seiner Mutter, und ehe noch Rom ganz aus dem Schlafe erwacht war, ritt er nebst Quadratus schon auf kräftigen Pferden mit gutgefüllten Satteltaschen über die römische Campagna auf die Latinische Straße zu, welche weniger betreten und darum sicherer war.

Da Corvinus die Expedition nach Campanien als einen ehrenvollen, einträglichen und angenehmen Auftrag selbst übernommen hatte, so wurde sie ein paar Tage verschoben, einmal seiner wunden Schultern, dann auch der nöthigen Vorbereitungen wegen. Er miethete einen Wagen und wählte zur Begleitung eine Abtheilung Numidischer Läufer, welche mit einem schnell fahrenden Wagen Schritt halten konnten. Pankratius und Quadratus kamen ihm aber so um zwei Tagereisen zuvor, wiewohl er natürlich die kürzere und mehr befahrene Appische Straße einschlug.

Als Pankratius auf der Villa zu den Statuen ankam, fand er die dort versammelte Gesellschaft in einiger Aufregung, da das Gerücht von der Veröffentlichung des Edictes auch schon dorthin gedrungen war. Er wurde von Allen herzlich bewillkommnet, und der Brief des Sebastianus wurde mit Ehrfurcht gelesen. Nach der Vorlesung desselben wurde gebetet und berathschlagt, und es wurden verschiedene Beschlüsse gefaßt. Marcus und Marcellianus und ihr Vater Tranquillinus waren bereits zur Ordination nach Rom gereist. Nikostratus, Zoe und Andere folgten ihnen jetzt dorthin. Chromatius, welcher nicht für die Krone des Martyrthums bestimmt war, — wiewohl die Kirche am 11. August sein Andenken mit dem seines Sohnes Tiburtius feiert, — fand vorläufig Schutz auf Fabiola's Villa,

da er noch einige Zeit in der Gegend zu bleiben wünschte. Von Fabiola hatte man sich die nöthigen Anweisungen dazu verschafft, ohne daß sie den Grund erfuhr, weshalb Chromatius auf ihrer Villa wohnen wollte. Auf der Villa zu den Statuen wurden nur einige treue Sklaven zurückgelassen, auf die man sich vollständig verlassen konnte.

Als die beiden Boten sich und ihren Pferden die nöthige Ruhe gegönnt hatten, reisten sie auf demselben Wege, den früher Torquatus eingeschlagen hatte, nach Fundi, wo sie in einer geringen Herberge außerhalb der Stadt an der römischen Straße einkehrten. Pankratius fand bald seinen alten Lehrer auf, der ihn zärtlich umarmte. Er richtete seinen Auftrag aus und bat ihn, zu fliehen oder sich wenigstens zu verbergen.

„Nein," sagte der gute Mann, „das geht nicht an. Ich bin schon alt und meiner unfruchtbaren Beschäftigung müde. Ich und mein Diener sind die einzigen Christen in der Stadt. Die besten Familien haben zwar ihre Kinder in meine Schule geschickt, weil sie wußten, daß ich so strenge auf Sittlichkeit halte, wie es das Heidenthum zuläßt; aber eben wegen meiner Strenge liebt mich keiner meiner Schüler. Zudem mangelt ihnen sogar die natürliche Bildung der römischen Heiden; sie haben ganz die Rohheit der Bewohner der Provinzen, und ich glaube, unter den ältern gibt es einige, die sich kein Gewissen daraus machen würden, mich um's Leben zu bringen, wenn sie es straflos thun könnten."

„Da mußt du allerdings ein trauriges Leben führen, Cassianus. Hast du denn gar keinen Eindruck auf sie gemacht?"

„Wenig oder gar keinen, lieber Pankratius. Wie kann ich das aber auch, wenn ich genöthigt bin, sie diese gefährlichen Werke der römischen und griechischen Literatur lesen zu lassen, welche so voll erlogener, unsittlicher und doch anziehender und verführerischer Fabeln sind? Nein, ich habe mit meinen Worten wenig ausgerichtet; vielleicht wird mein Tod mehr für sie ausrichten."

Pankratius erkannte, daß alles weitere Zureden vergeblich war. Er war fast geneigt, sich seinem Entschlusse, zu sterben,

anzuschließen; aber er hatte dem Sebastianus versprochen, während der Reise für die Erhaltung seines Lebens besorgt zu sein. Er entschloß sich jedoch, in der Nähe der Stadt zu bleiben, bis er den Verlauf der Sache sähe.

Corvinus kam mit seiner Begleitung vor der Villa des Chromatius an, und drang plötzlich frühmorgens durch die Thore und in das Haus. Es war leer. Er suchte alles durch, fand aber Niemand und auch kein christliches Buch oder Symbol. Er war sehr überrascht und verdrießlich. Als er sich weiter umsah, fand er einen Sklaven, der im Garten arbeitete. Diesen fragte er, wo sein Herr sei.

„Der Herr sagt dem Sklaven nicht, wohin er geht," antwortete derselbe in schlechtem Latein.

„Du verspottest mich. Welchen Weg hat er mit seinen Gefährten eingeschlagen?"

„Durch jenes Thor."

„Und dann?"

„Sieh dahin," anwortete der Sklave. „Du siehst das Thor? Gut; du siehst weiter nichts. Ich arbeite hier; ich sehe das Thor, ich sehe weiter nichts."

„Wann sind sie denn gegangen? Das weißt du doch."

„Nachdem die Beiden von Rom gekommen waren."

„Welche Beiden? Es sind ihrer immer Zwei, scheint es."

„Ein guter Jüngling, sehr schön; er singt sehr lieblich. Der Andere war sehr groß, sehr stark, ja sehr. Siehst du jenen jungen Baum, der ausgerissen ist? Das hat er so leicht gethan, wie ich meinen Spaten aus dem Boden ziehe."

„Es sind die beiden nämlichen!" rief Corvinus wüthend aus. „Schon wieder hat der erbärmliche Junge meine Plane vereitelt und meine Hoffnungen zerstört. Aber er soll dafür büßen!"

Nachdem er sich ein wenig ausgeruht hatte, setzte er die Reise fort und beschloß, alle seine Wuth an seinem alten Lehrer auszulassen, — falls er, den er als seinen bösen Genius ansah, nicht auch dort vor ihm gewesen sein würde. Er

beschäftigte sich während seiner Reise mit Rachеplänen gegen Lehrer und Mitschüler, und hörte zu seiner großen Freude bei seiner Ankunft in Fundi, daß jener wenigstens dort sei. Er zeigte dem Ortsvorsteher seine Vollmacht, den Cassianus als einen höchst gefährlichen Christen zu verhaften und zu bestrafen. Aber dieser Beamte, ein humaner Mann, bemerkte ihm, einer solchen Vollmacht gegenüber sei seine ordentliche Jurisdiction aufgehoben, Corvinus möge seinen Auftrag selbst ausführen; er bot ihm nur den Beistand des Henkers an und was sonst nöthig sein möchte. Corvinus lehnte dieses ab; er hatte in seiner eigenen Begleitung Stärke und Grausamkeit genug mitgebracht. Er nahm jedoch einen Beamten mit.

Er begab sich zu der Schule, als die Schüler dort waren, verschloß die Thüre und schalt den Cassianus, der ihm freundlich entgegen kam und die Hand darbot, einen Hochverräther und perfiden Christen. Die Jungen schrieen laut auf, und an dem Geschrei und an dem Aussehen derselben erkannte Corvinus, daß Viele darunter seien, die ihm ähnlich waren, — junge Bären mit Herzen von ausgewachsenen Hyänen.

„Jungen!" rief er aus, „habt ihr euern Lehrer Cassianus lieb? Er ist früher auch mein Lehrer gewesen, und ich bin ihm noch für manchen Schlag den Dank schuldig."

Man hörte wieder ein wüstes Schreien.

„Dann habe ich gute Nachrichten für euch. Hier ist ein Schreiben von dem göttlichen Kaiser Maximianus, welches euch erlaubt, ihn zu behandeln, wie ihr Lust habt."

Ein Hagel von Büchern, Schreibtafeln und dergleichen Dingen flog auf den Lehrer, welcher unbeweglich mit gekreuzten Armen vor seinem Verfolger stand. Dann stürmte man mit drohenden Geberden von allen Seiten auf ihn los.

„Halt, halt!" rief Corvinus aus. „Wir müssen regelmäßiger zu Werke gehen."

Er hatte sich in Gedanken in die Zeit zurückversetzt, wo er selbst ein Schulknabe war, — in die Zeit, deren Erinnerung sonst in den Herzen der Meisten sanftere Gefühle weckt, als die Betrachtung der Gegenwart sie erwecken kann. Er

gedachte der Jugendzeit, welche Andern nur das Bild froher, glücklicher Stunden bietet, und er besann sich darauf, was ihm damals wohl die meiste Freude gemacht haben würde, um diese Freude dann den hoffnungsvollen jungen Leuten, die ihn jetzt umgaben, zu bereiten. Aber es fiel ihm nichts ein, was eine solche Lust für ihn gewesen sein würde, als seinem Lehrer jeden Schlag, den er als verdiente Züchtigung erhalten hatte, zurückzuzahlen und jedes Wort des Tadels, das ihm zu Theil geworden, in blutiger Schrift auf seinen Rücken zu schreiben. Und diese Lust konnte er jetzt genießen!

Es ist gewiß nicht unsere Absicht, das Gefühl des geneigten Lesers durch Schilderungen der grausamen und blutdürstigen Mißhandlungen zu verletzen, welche unsere christlichen Vorfahren von den heidnischen Verfolgern zu erdulden hatten. Nicht manche Martyrien sind schrecklicher und dabei besser beglaubigt, als das des Cassianus.[1]) Festgebunden in der Mitte dieser wilden jungen Tiger stehend, wurde er das langsame Opfer ihrer feigen Grausamkeit. Einige schrieben, wie der christliche Dichter Prudentius sagt, ihre Aufgaben auf ihn mit den stählernen Griffeln, die man gebrauchte, um auf die mit Wachs überzogenen Täfelchen zu schreiben. Andere quälten und mißhandelten seinen zerfleischten Leib auf alle mögliche Weise und zeigten sich so schon früh wahrhaft erfinderisch in Brutalitäten. Durch Blutverlust und heftigen Schmerz erschöpft, fiel er endlich nieder, ohne sich wieder aufrichten zu können. Es erscholl ein lautes Frohlocken; man verübte neue Mißhandlungen gegen ihn und endlich stob der Haufen junger Teufel auseinander, um zu Hause die vollbrachten Heldenthaten zu erzählen.

[1]) Bei Ruinart ist das Gedicht des Prudentius über das Martyrthum des Cassianus abgedruckt. Cassianus starb aber, wie in der Vorrede erwähnt wurde, nicht zu Fundi, sondern zu Imola. Sein Fest wird am 13. August gefeiert. Das römische Brevier berichtet über sein Martyrthum Folgendes: Eadem die ad Forum Syllae crudelissimo supplicio affectus est Cassianus Martyr, qui vinctis post terga manibus, puerorum quos erudiebat ferreis stylis configendus excarnificandusque traditur. Quorum quanto erat infirmior vis, tanto ejus poena martyrii gravior ac diuturnior palmaque illustrior. Der Uebers.

Einem Christen eine anständige Beerdigung zu Theil werden zu lassen, fiel den heidnischen Verfolgern nie ein, und Corvinus, der seine Augen an dem Schauspiele geweidet und die Jungen zu dieser ersten Grausamkeit angeleitet hatte, ließ den sterbenden Cassianus liegen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Sein treuer Diener hob ihn auf, legte ihn auf sein Bett und gab, wie vorher abgesprochen, dem Pankratius Nachricht. Dieser war bald an seiner Seite, während sein Begleiter die Vorbereitungen für die Abreise besorgte. Der junge Mann entsetzte sich über das, was er sah, und über das, was ihm von der Mißhandlung seines alten Lehrers erzählt wurde; aber er erbaute sich an der Schilderung seiner Geduld: nicht ein Wort des Vorwurfs war über seine Lippen gekommen und nur das Gebet hatte sein Herz und seine Zunge beschäftigt.

Cassianus erkannte seinen lieben Schüler, lächelte ihm zu und drückte ihm die Hand, konnte aber nicht mehr sprechen. Am andern Morgen starb er. Die bei der Beerdigung eines Christen üblichen Ceremonien wurden in der Stille in dem Hause, welches ihm gehörte, vorgenommen, und Pankratius verließ Fundi mit schwerem Herzen und mit nicht geringem Unwillen gegen den herzlosen Wilden, welcher eine so schreckliche Scene verursacht hatte und dabei zugegen gewesen war, ohne Gewissensbisse zu fühlen, wie Pankratius meinte.

Darin irrte er sich aber. Denn sobald Corvinus seine Rachsucht befriedigt hatte, fühlte er selbst, wie schändlich und schmählich er gehandelt hatte. Er fürchtete, sein Vater, der den Cassianus immer geschätzt hatte, möchte davon hören; er fürchtete auch den Unwillen der Eltern, deren Söhne er so entsittlicht und zu einem Verbrechen, das nicht viel geringer war, als Vatermord, angeleitet hatte. Er befahl, die Pferde anzuspannen; aber man sagte ihm, dieselben müßten erst einige Stunden Ruhe haben. Das verstimmte ihn noch mehr; die Vorwürfe seines Gewissens quälten ihn, und er setzte sich hin, um durch Trinken die Zeit zu vertreiben und sich aufzuheitern. Endlich brach er auf, hielt ein Mal unterwegs einige Stunden an und reiste dann weiter, auch als

die Nacht bereits angebrochen war. Der Weg, welcher durch anhaltenden Regen sehr schlecht geworden war, zog sich zwischen zwei Reihen von Bäumen längs des großen Kanals hin, welcher das Wasser aus den Pontinischen Sümpfen ableitet.

Corvinus hatte unterwegs wieder getrunken und war von Wein, Verdruß und Aerger über sich selbst erhitzt. Der langsame Schritt seiner ermüdeten Pferde verstimmte ihn noch mehr, und er peitschte sie wüthend voran. Während dieselben so angetrieben wurden, hörten sie den Tritt von Pferden, welche schnell hinter ihnen her kamen, und gingen durch. Die Begleiter blieben bald hinter dem Wagen zurück, und die scheu gewordenen Pferde geriethen durch die Baumreihe hindurch auf den schmalen Pfad neben dem Kanal und galoppirten fort, den Wagen von einer Seite zur andern werfend. Als die Reiter, welche hinter ihm herkamen, das Stampfen der Pferde, das Rasseln des Wagens und das Schreien der Begleiter hörten, gaben sie ihren Pferden die Sporen und eilten voran. Sie waren schon eine Strecke weit bei den Läufern vorbeigeritten, als sie plötzlich ein Krachen und dann ein Geräusch im Wasser hörten. Ein Rad hatte an einen Baum angestoßen, der Wagen war umgestürzt und der halbbetrunkene Corvinus kopfüber in's Wasser gefallen. In einem Augenblicke war Pankratius vom Pferde abgestiegen und mit seinem Begleiter an dem Ufer des Kanals.

Bei dem schwachen Lichte des aufgehenden Mondes und an dem Tone seiner Stimme erkannte der junge Mann den Corvinus, welcher sich aus dem schlammigen Wasser herauszuarbeiten suchte. An der Seite war dasselbe nicht tief; aber das hohe, lehmige Ufer war naß und schlüpfrig, und so oft er dasselbe zu erklimmen suchte, glitt er aus und fiel in das tiefe Wasser in der Mitte zurück. Er fing bereits an, durch das winterliche Bad erstarrt und erschöpft zu werden.

„Es geschähe ihm Recht, wenn man ihn liegen ließe," sagte der rauhe Centurio.

„Still, Quadratus! Wie kannst du so reden? Laß mich deine Hand fassen. So!" sagte der Jüngling, indem er sich

über das Ufer beugte und seinen Feind gerade in dem Augenblicke bei dem Arme packte, als derselbe einen dürren Strauch, den er gefaßt hatte, losließ und ohnmächtig in den Kanal zurücksank, — es wäre jedenfalls zum letzten Male gewesen.

Sie zogen ihn heraus und legten ihn auf die Straße; er sah aus, daß sein größter Feind ihn bemitleidet hätte. Sie erwärmten seine Schläfe und seine Hände, und Corvinus fing an, wieder zu sich zu kommen, als seine Begleiter herbeikamen. Sie überließen ihn diesen und gaben denselben auch seine Börse, welche ihm aus dem Gürtel geglitten war, als sie ihn aus dem Kanal zogen. Pankratius behielt aber sein eigenes Messer, das auch herausgefallen war, und welches Corvinus bei sich trug, um ihn des Verbrechens, das Edict abgerissen zu haben, überweisen zu können. Die Diener sagten dem Corvinus, als er zum Bewußtsein kam, sie hätten ihn aus dem Wasser gezogen, seine Börse aber müsse in den Kanal gefallen sein und noch darin liegen. Sie brachten ihn nach einer nahen Hütte, bis der Wagen wieder in Ordnung gebracht wäre, und zechten für sein Geld, während er schlief.

So hatten Beide an Einem Tage sich gerächt, — der Heide und der Christ.

Zwanzigstes Capitel.

Die öffentlichen Arbeiten.

Wenn vor dem Edicte die Thermen des Diokletianus unter schweren Mühen von christlichen Gefangenen gebaut wurden, so wird es nicht auffallend erscheinen, daß deren Zahl und Leiden sehr zunahmen, so wie die Verfolgung heftiger wurde. Man erwartete den Kaiser Diokletianus selbst zur Einweihung seines Lieblingsgebäudes und verdoppelte daher die Zahl der Arbeiter, um seine Vollendung zu beschleunigen. Jeden Tag kamen Züge von sogenannten Verbrechern von dem Hafen von Luna, von Sardinien und selbst aus der Krimm oder dem Chersones an, wo sie in Steinbrüchen oder Bergwerken be-

schäftigt gewesen waren; sie wurden alle bei den beschwerlichern Arbeiten des Baues verwendet. Die Materialien zu transportiren, Steine und Marmor zu sägen und zu behauen, den Mörtel zu bereiten und die Mauern aufzurichten, waren die Arbeiten der wegen der Religion Verurtheilten, unter denen Viele an solche harte Anstrengungen nicht gewöhnt waren. Sie erhielten dafür keinen andern Lohn, als die Maulthiere und Ochsen, die mit ihnen beim Bau gebraucht wurden. Ein Local zum Schlafen, welches wenig oder gar nicht besser war, als ein Stall; so viel Nahrung, als eben nöthig war, um sie bei Kräften zu erhalten; so viel Kleidung, als sie bei der rauhen Jahreszeit bedurften, — das war alles, was sie zu erwarten hatten. Die Fesseln und Ketten an den Füßen, welche es ihnen unmöglich machen sollten, zu entfliehen, vermehrten ihre Leiden; und die Aufseher, welche von den Behörden um so lieber gesehen wurden, je rücksichtsloser sie waren, überwachten alle ihre Schritte mit der Peitsche oder dem Stocke in der Hand, stets bereit, der Anstrengung noch Mißhandlungen beizufügen, um ihre eigene Grausamkeit an den Wehrlosen auszulassen, oder um ihren noch grausamern Herren zu gefallen.

Die Christen in Rom aber nahmen sich dieser Bekenner, welche in besonderer Verehrung bei ihnen standen, eifrig an. Ihre Diakonen besuchten dieselben, nachdem sie die Wächter bestochen hatten; und junge Leute wagten sich kühn zu ihnen und vertheilten nahrhaftere Speisen oder wärmere Kleider unter sie, oder gaben ihnen Geld, damit sie sich von ihren Aufsehern eine bessere Behandlung erkauften. Sie empfahlen sich dabei auch den Gebeten dieser heiligen Bekenner und küßten ihre Wunden, ihre Beulen und die Ketten, welche sie für Christus trugen.

Dieses Versammeln von Leuten, welche verurtheilt waren, weil sie ihrem göttlichen Meister treu dienten, hatte aber auch noch einen besondern Vortheil. Der üppige Lucullus hatte in einem Fischteiche stets gemästete Lampreten vorräthig für seine Mahlzeiten; in Käfigen hatte man seltene Vögel und in Hür-

den fettes Vieh für die Opfer oder für Feierlichkeiten zu Ehren der Kaiser; in den Höhlen in der Nähe des Amphitheaters wurden wilde Thiere für die öffentlichen Spiele genährt: gerade so hatte man an den Christen, welche bei den öffentlichen Arbeiten beschäftigt waren, stets vorräthiges Material zu blutigen Hekatomben und zur Befriedigung der Lust des Volkes an grausamen Schauspielen bei festlichen Gelegenheiten; man hatte in ihnen stets Futter für die wilden Thiere vorräthig, so oft das römische Volk die Wildheit derselben nachzuahmen strebte.

Eine solche Gelegenheit stand jetzt bevor. Die Verfolgung war bis jetzt noch nicht heftig gewesen: man war noch keines angesehenen Christen habhaft geworden. Die Plane des ersten Tages waren vereitelt worden, und diese Niederlage war noch durch nichts aufgewogen; man erwartete also etwas in größerm Maßstabe. Das Volk verlangte mehr Unterhaltung, und der bevorstehende Geburtstag des Kaisers rechtfertigte sein Verlangen. Die wilden Thiere, welche Sebastianus und Pankratius gehört hatten, brüllten noch nach der ihnen gebührenden Beute. Wenn das Volk rief: „Christianos ad leones — die Christen zu den Löwen!“ — so schienen diese das so auszulegen, als bedeute es, daß ihnen die Christen von Rechtswegen gehörten.

Eines Nachmittags gegen Ende December begab sich Corvinus nach den Bädern des Diokletianus, begleitet von Catulus, der ein gutes Auge hatte, um passende Kämpfer für das Amphitheater auszuwählen, wie ein tüchtiger Metzger auf dem Markte gutes Vieh herauszufinden versteht. Er rief den Rabirius, den Oberaufseher der Gefangenen, und sagte zu ihm: „Rabirius, ich komme auf Befehl des Kaisers, um einige von deinen gottlosen Christen auszusuchen, welche die Ehre haben sollen, bei Gelegenheit des bevorstehenden Festes im Amphitheater zu kämpfen.“

„Ich kann aber in der That keine entbehren,“ antwortete der Aufseher. „Ich soll die Arbeiten in einer bestimmten

Zeit vollendet haben, und das ist nicht möglich, wenn die Zahl der Arbeiter vermindert wird."

„Dafür kann ich nicht. Du wirst wohl Andere erhalten, um diejenigen zu ersetzen, die dir weggenommen werden. Du mußt mich und Catulus herumführen, daß wir die aussuchen, welche für uns passen."

Rabirius murrte über dieses unvernünftige Ansinnen, aber er fügte sich und führte sie auf einen großen Platz, der eben überwölbt worden war. Man gelangte zu demselben durch eine kreuzförmige Vorhalle, welche das Licht von oben erhielt, wie das Pantheon. Diese führte in einen der kürzern Arme einer kreisförmigen großen Halle, an welche eine Anzahl kleinerer, aber doch noch ziemlich geräumiger Gemächer anstieß. An jeder Ecke der Halle, wo die Arme sich durchschnitten, sollte eine starke Granitsäule, aus einem Stück ausgehauen, zu stehen kommen. Zwei waren bereits aufgerichtet, eine war mit Stricken umwunden, welche über Flaschenzüge liefen, und sollte am andern Tage aufgerichtet werden. Eine Anzahl von Arbeitern war damit beschäftigt, die letzten Vorbereitungen dazu zu machen. Catulus winkte dem Corvinus zu und wies mit dem Daumen auf zwei junge Männer, welche wie Sklaven bis zum Gürtel entblößt waren, so daß ihre kräftige athletische Gestalt deutlich hervortrat.

„Die Beiden muß ich haben, Rabirius," sagte der eifrige Lieferant der wilden Thiere; „sie sind ganz ausgezeichnet geeignet für uns. Ich bin überzeugt, es sind Christen; sie arbeiten so freudig."

„Ich kann sie aber jetzt unmöglich entbehren. Sie sind mir wenigstens eben so lieb wie sechs andere Arbeiter oder wie zwei Pferde. Warte, bis die schweren Arbeiten gethan sind; dann stehen sie dir zu Diensten."

„Wie heißen sie? Ich will mir ihre Namen merken. Und vergiß nicht, sie in gutem Stande zu erhalten."

„Sie heißen Largus und Smaragdus; es sind junge Leute aus einer vornehmen Familie; aber sie arbeiten wie Plebejer, und werden gar nicht ungern mit dir gehen."

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden," sagte Corvinus lachend. — So geschah es auch später.[1])

Sie gingen weiter und suchten noch mehr Gefangene aus; bei vielen widersetzte sich Rabirius, aber gewöhnlich vergebens. Endlich kamen sie an eine der Kammern, welche an der östlichen Seite des längern Armes der Halle lagen. Sie sahen darin eine Anzahl Verbrecher — wenn wir sie so bezeichnen sollen, — welche nach gethaner Arbeit ausruhten. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete ein alter Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen mit einem weißen Barte, welcher über die Brust herabfloß, mit einem milden Gesichtsausdrucke und voll sanfter Heiterkeit in seinem Sprechen und Benehmen. Es war der Bekenner Saturninus, der jetzt in seinem achtzigsten Lebensjahre stand, aber trotzdem mit zwei schweren Ketten beladen war. Zu beiden Seiten desselben sah man die jüngern Gefangenen Cyriacus und Sisinnius, von denen berichtet wird, daß sie neben ihren eigenen Arbeiten auch die Ketten des Greises trugen; ja es heißt von ihnen, sie hätten sich eine besondere Freude daraus gemacht, nach Vollbringung ihrer eigenen Arbeit noch ihren schwächern Brüdern zu helfen und die Arbeit für sie zu thun.[2]) Aber ihre Zeit war noch nicht gekommen; denn Beide wurden, ehe sie die Martyrerkrone erhielten, unter dem folgenden Papste zu Diakonen geweiht. — Mehrere andere Gefangene lagen vor dem alten Manne, welcher auf einem Marmorblocke saß, auf dem Boden, und hörten ihm aufmerksam zu, wie er mit freundlichem Ernste zu ihnen redete; sie schienen darüber ihre Leiden zu vergessen. Was redete er zu ihnen? Belohnte er den Cyriacus für seine ausgezeichnete thätige Liebe zu seinen Mitbrüdern dadurch, daß er ihm sagte, zum Andenken

[1]) Largus und Smaragdus wurden mit dem weiter unten genannten Cyriacus und zwanzig Andern gemartert. Ihre Leiber wurden von einem Priester Johannes an der Salarischen Straße beerdigt, am 8. August aber von dem Papste Marcellus und der frommen Lucina auf dem Landgute dieser letztern an der Straße nach Ostia beigesetzt. Vgl. das römische Brevier am 8. August.

[2]) Siehe Piazza über die Kirche Santa Maria degli Angeli, in seinem Werke über die Stationen zu Rom.

daran werde ein Theil des ungeheuern Gebäudes, an welchem sie arbeiteten, unter seiner Anrufung Gott geweiht und ein Titel werden, und ein berühmter Name werde die Reihe der Cardinäle dieses Titels schließen?[1]) Oder redete er von einer andern noch herrlichern Vision: wie an die Stelle dieses kleinern Oratoriums später ein herrlicher Tempel zu Ehren der Königin der Engel treten würde, welcher unter der Leitung des mächtigsten Künstler-Genie's, das die Welt je gesehen, diese ganze prächtige Halle sammt ihrer Vorhalle umschließen sollte?[2]) Was hätte für diese armen geplagten Gefangenen tröstlicher sein können, als der Gedanke, daß sie nicht sowohl Bäder für ein üppiges heidnisches Volk oder einen verschwenderischen gottlosen Kaiser bauten, als vielmehr eine der prächtigsten Kirchen, in welchen der wahre Gott angebetet und die jungfräuliche Mutter des menschgewordenen Sohnes Gottes andächtig verehrt wird?

Corvinus besah die Gruppe von weitem; er blieb stehen und fragte den Aufseher nach den Namen der Einzelnen. Dieser nannte sie bereitwillig und fügte dann bei: „Den Alten magst du nehmen, wenn du willst; was das Arbeiten angeht, so ist er das Unterhalten nicht werth."

„Schönen Dank!" entgegnete Corvinus. „Der würde im Amphitheater eine hübsche Figur machen. Mit alten, abgelebten Creaturen, welche ein Bär oder Tiger mit einem einzigen Schlage seiner Tatze gleich tödtet, ist dem Volke nicht gedient. Es will junges Blut fließen und lebenskräftige Leute gegen Wunden und Schläge kämpfen sehen, ehe der Tod den Kampf entscheidet. Aber da ist ja Einer, dessen Namen du nicht genannt hast: er hat das Gesicht von uns abgewandt; er trägt

[1]) Ein Theil der Bäder des Diokletianus wurde der Titel Sanct Cyriacus. Dieser Titel ist später aufgehoben worden; der letzte Cardinal von Sanct Cyriacus aber war der berühmte Bembo.

[2]) Michel Angelo gestaltete die im Texte beschriebene Halle sammt der kreisförmigen Vorhalle zu der schönen Basilika Santa Maria degli Angeli um. Der Boden wurde später erhöht, und dadurch wurden die Pfeiler um mehrere Fuß verkürzt und die Höhe des Gebäudes vermindert.

auch nicht die Kleidung der Gefangenen und keine Fesseln. Wer ist das?"

„Ich weiß seinen Namen nicht," antwortete Rabirius. „Es ist ein hübscher junger Mann, der oft lange bei den Verbrechern ist, sie unterstützt und ihnen mitunter sogar bei der Arbeit hilft. Er bezahlt natürlich gut dafür, daß wir ihm das erlauben; und darum bin ich nicht in der Lage, weiter nach ihm zu fragen."

„Aber wohl bin ich in der Lage," entgegnete Corvinus heftig und ging auf den Fremden zu. Dieser hörte seine Worte und wandte sich um.

Corvinus sprang auf ihn zu wie ein wildes Thier, packte ihn und rief jubelnd aus: „Fesselt ihn auf der Stelle! Diesmal wenigstens entrinnst du mir nicht, Pankratius!"

Einundzwanzigstes Capitel.

Das Gefängniß.

Wenn ein Christ in unsern Tagen recht erfahren will, was seine Vorfahren während der drei Jahrhunderte der Verfolgung für den Glauben geduldet haben, so darf er sich nicht damit begnügen, die Katakomben zu besuchen, — wohin wir ihn zu führen versucht haben, — um so zu sehen, was für ein Leben sie führten; wir müßen ihm auch rathen, jene unvergänglichen Berichte, die „Acten der Martyrer" durchzulesen, um zu sehen, wie sie sterben mußten. Wir kennen keine Schriften, die so rührend, so ergreifend, so tröstlich und so geeignet wären, den Glauben und die Hoffnung zu stärken, als — nächst dem inspirirten Worte Gottes — diese ehrwürdigen Documente. Und wenn der geneigte Leser keine Muße hat, viel über diesen Gegenstand zu lesen, so möge er etwa eins dieser Documente ansehen: die echten Acten der heiligen Perpetua und Felicitas. Allerdings wird sie mit dem größten Genuß der Gelehrte in ihrem einfachen, afrikanischen Latein lesen; aber hoffentlich werden wir

bald eine gute Uebersetzung dieses und einiger ähnlichen altchristlichen Documente erhalten. Die erwähnten Acten sind die nämlichen, welche schon der heilige Augustinus kannte,[1] und Niemand kann sie ohne Rührung lesen. Wollte der Leser die krankhafte Empfindsamkeit und die überspannte Aufregung, welche ein neuerer französischer Schriftsteller[2] in dem Tagebuche eines zum Tode Verurtheilten bis unmittelbar vor der Hinrichtung an den Tag legt, mit dem ungekünstelten Pathos und der bezaubernden Wahrhaftigkeit vergleichen, welche in dem entsprechenden Bericht der Vivia Perpetua, einer zarten Frau von einundzwanzig Jahren, herrscht, — er würde unbedenklich gestehen, daß die einfachen christlichen Berichte unendlich natürlicher, anmuthiger und ansprechender seien, als die kühnsten Erdichtungen der Romane. — Und wenn unsere Seelen traurig sind, oder die kleinen Verfolgungen unserer Tage unsere schwachen Herzen geneigt machen, zu murren, dann können wir nichts Besseres thun, als jene wahrhaft goldene, weil wahre Legende oder die Geschichte der edeln Martyrer von Vienne und Lyon,[3] oder viele ähnliche uns erhaltene Berichte lesen, um unsern Muth neu zu beleben durch die Betrachtung dessen, was Kinder und Frauen, Katechumenen und Sklaven, ohne zu murren, für Christus litten.

Aber wir schweifen von unserer Erzählung ab. Pankratius wurde gefesselt und, mit einigen zwanzig Andern zusammengekettet, durch die Straßen nach dem Gefängnisse geführt. Während sie so, hülflos wankend und stolpernd, sich fortschleppten, wurden sie von den Wächtern, welche sie führten, unbarmherzig mißhandelt. Wer ihnen nahe genug kam, um sie

[1]) Augustinus erwähnt dieselben wiederholt, z. B. de anima l. 1, c. 10 und l. 4, c. 18. Wir haben von ihm auch drei Reden auf das Fest der heiligen Perpetua und Felicitas (Sermo 280—282), welches am 7. März gefeiert wird. Der Uebers.

[2]) Victor Hugo.

[3]) Unter Marcus Aurelius im Jahre 177 starben der heilige Pothinus, der neunzigjährige Bischof von Lyon, und viele Christen von Lyon und Vienne als Martyrer. Ueber ihr Martyrthum haben wir einen Brief der Kirchen von Lyon und Vienne an „die Brüder in Asien und Phrygien“ bei Eusebius (hist. eccl. 5, 1) und bei Ruinart I, 145 ff. Der Uebers.

erreichen zu können, schlug und stieß sie; aus der Ferne warf man mit Steinen und Koth nach ihnen und rief ihnen die schändlichsten Schimpfworte nach.[1]) Endlich kamen sie an dem Mamertinischen Gefängnisse an; sie wurden hineingestoßen und fanden dort schon andere Gefangene beiderlei Geschlechts, welche ihren Tod erwarteten. Pankratius hatte eben noch Zeit, während ihm die Hände gefesselt wurden, einem der Soldaten seine Börse zu geben und ihn zu bitten, seine Mutter und Sebastianus von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Ein Gefängniß in dem alten Rom war kein Ort, nach welchem sich, wie es jetzt wohl vorkommt, ein Armer hätte sehnen können, in der Hoffnung, dort bessere Nahrung und Wohnung zu finden, als zu Hause. Zwei oder drei dieser Kerker sind noch vorhanden, und eine kurze Beschreibung des eben erwähnten wird dem Leser einen Begriff davon geben, was ein Bekenner zu leiden hatte, wenn er auch nicht zum Martyrer wurde.[2])

Das Mamertinische Gefängniß besteht aus zwei viereckigen, unterirdischen Kammern, von denen eine sich unter der andern befindet. Nur durch eine einzige runde Oeffnung mitten in der Decke können Licht und Luft eindringen, und Nahrung, Geräthe, so wie die Gefangenen selbst hineingeschafft werden. Wenn die obere Kammer voll war, kann man sich leicht denken, wie viel Luft und Licht in die untere dringen konnte. Auf andere Weise der Luft Zugang zu verschaffen oder in das Gefängniß hineinzukommen, war unmöglich. In den Mauern, die aus großen Steinblöcken bestehen, befanden sich oder vielmehr befinden sich Ringe, um die Gefangenen daran zu fesseln; aber viele von ihnen legte man auf den Boden, nachdem man ihre Füße weit auseinander in dem Beinstock befestigt hatte. Die erfinderische Grausamkeit der Verfolger vermehrte oft die Un=

[1]) Siehe den Bericht über das Martyrthum des h. Pothinus bei Ruinart I, 145. (Eus. hist. eccl. 5, 1.)

[2]) Bekenner nannte man diejenigen, welche sich als Christen bekannt und für dieses Bekenntniß Strafen zu leiden hatten, ohne aber das Leben zu verlieren. Durch den Tod für den Glauben wurde der Bekenner zum Martyrer.

bequemlichkeit des feuchten, steinernen Bodens dadurch, daß man dieses einzige Bett, welches die gefolterten Christen für ihre verstümmelten Glieder und ihren zerschlagenen Rücken hatten, mit Scherben bestreute. Darum wird von einer Gesellschaft von Martyrern in Afrika berichtet, wozu die heiligen Saturninus und Dativus gehörten, daß sie Alle in Folge der in dem Kerker erduldeten Leiden starben. Und die Acten der Martyrer von Lyon erwähnen, daß viele neu angekommene Gefangene in dem schrecklichen Gefängnisse starben, ehe sie noch irgend eine Folter gelitten hatten, während anderseits einige, welche so grausam gefoltert waren, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelte, in das Gefängniß zurückgebracht, dort ohne ärztlichen oder andern Beistand wieder gesund wurden.[1]) — Die Christen erkauften sich auch wohl die Erlaubniß, diese Orte des Schmerzes, aber nicht der Trauer, betreten zu dürfen; sie brachten dann mit, was unter solchen Umständen die Leiden dieser geliebtesten und verehrtesten unter ihren Brüdern mildern und ihnen leibliche oder geistige Erquickung gewähren konnte.

Die römische Gerechtigkeit verlangte, daß wenigstens die äußern Formen einer gerichtlichen Verhandlung beobachtet wurden. Die gefangenen Christen wurden darum aus den Kerkern vor den Richter geführt und verhört. Von solchen Verhören sind uns die kostbarsten Beispiele in den proconsularischen Martyrer-Acten erhalten, wörtlich so wie sie von dem Secretär oder Registrator des Gerichtes in das Protocoll eingetragen wurden.[2])

Als der neunzigjährige Bischof Pothinus von Lyon gefragt wurde: „Wer ist der Gott der Christen?“ antwortete er mit einfacher Würde: „Wenn du würdig sein wirst, wirst du es erkennen.“[3]) — Mitunter ließ sich der Richter in eine Discussion mit dem Angeklagten ein, bei welcher er natürlich nie

[1]) S. die Acten der Martyrer von Lyon. §. 8. bei Ruinart I, 145. [Vgl. über die römischen Gefängnisse auch Newman's „Kallista“, übersetzt von Schündelen, S. 302 ff.]

[2]) Vgl. Newman, „Kallista“, S. 300.

[3]) Si dignus fueris, cognosces, bei Ruinart a. a. O. 1, 145.

viel Ehre einlegte, wiewohl die Angeklagten sich selten auf etwas Weiteres einließen, als einfach ihr Bekenntniß des christlichen Glaubens zu wiederholen. Oft aber, wie bei dem Ptolemäus, über welchen der heilige Justinus so schön berichtet, und bei der heiligen Perpetua, beschränkte sich der Richter auf die einfache Frage: „Bist du ein Christ?“ und wenn sie bejaht wurde, sprach er das Todesurtheil.

Pankratius und seine Gefährten standen vor dem Richter; es war nur noch drei Tage bis zu dem Munus oder den Kampfspielen, bei welchen sie „mit den wilden Thieren kämpfen“ sollten.

„Wer bist du?“ fragte er Einen von ihnen.

„Ich bin ein Christ durch Gottes Gnade,“ war die Antwort.

„Und wer bist du?“ sagte der Präfect zu Rusticus.

„Ich bin allerdings ein Sklave des Kaisers,“ antwortete der Gefangene; „aber da ich ein Christ wurde, hat Christus selbst mich frei gemacht, und durch Seine Gnade und Erbarmung bin ich derselben Hoffnung theilhaftig geworden, wie die Andern, welche du vor dir siehst.“

Der Richter wandte sich dann an den Priester Lucianus, einen durch sein Alter und seine Tugenden ehrwürdigen Mann, und sagte: „Komm, gehorche den Göttern und den kaiserlichen Edicten.“

„Niemand,“ antwortete der Greis, „kann getadelt oder verdammt werden, welcher den Geboten Jesu Christi, unseres Erlösers, gehorcht.“

„Was für Studien treibst du?“

„Ich habe mich bestrebt, mir alle Wissenschaften anzueignen, und mich mit vielerlei Studien beschäftigt; aber zuletzt habe ich mich zu den Lehren des Christenthums gewandt, wiewohl diese denjenigen nicht gefallen, die falschen Meinungen nachgehen.“

„Elender! An den Lehren findest du Freude?“

„Die größte; denn ich folge mit den Christen der wahren Lehre.“

„Und was ist das für eine Lehre?“

„Die wahre Lehre, an der wir Christen festhalten, ist diese: daß wir an Einen Gott glauben, den Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge; und daß wir den Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, bekennen, welcher vor Alters vorherverkündet worden ist von den Propheten, welcher kommen wird, die Menschen zu richten, welcher der Verkündiger und Lehrer des Heils für diejenigen ist, die durch Ihn lernen wollen. Ich bin allerdings als bloßer Mensch zu schwach und unbedeutend, als daß ich etwas Großes von Seiner unermeßlichen Gottheit sagen könnte; das steht nur den Propheten zu.“ [1])

„Du bist, scheint mir, ein Lehrer des Irrthums für Andere und verdienst härtere Strafe als die Uebrigen. Laßt diesen Lucianus in den Beinstock legen, die Füße bis zu dem fünften Loche ausgestreckt. [2]) — Und ihr beiden Weiber, wer seid ihr?“

„Ich bin eine Christin und habe keinen Bräutigam, als Christus. Ich heiße Secunda,“ antwortete die Eine.

„Und ich bin eine Witwe und heiße Rufina; ich bekenne mich zu demselben seligmachenden Glauben,“ fuhr die Andere fort.

Aehnliche Fragen stellte der Präfect an alle Andern, und von Allen erhielt er ähnliche Antworten; nur ein elender Mensch wurde zum Schmerze der Uebrigen wankend und erklärte sich bereit zu opfern. Endlich wandte sich der Präfect an Pankratius und sagte: „Und du, frecher Knabe, der du so verwegen gewesen bist, das Edict der göttlichen Kaiser abzureißen, selbst du sollst begnadigt werden, wenn du den Göttern opferst. Nun zeige, daß du gehorsam und daß du verständig bist; du bist ja doch nur erst ein Knabe.“

Pankratius bezeichnete sich mit dem Kreuzzeichen und antwortete ruhig: „Ich bin ein Diener Christi. Ihn bekenne ich mit dem Munde, an Ihm halte ich fest mit meinem Herzen, Ihn bete ich unablässig an. Wenn ich auch in deinen Augen ein Knabe bin: ich habe die Weisheit des Greisenalters, wenn

[1]) Diese Antworten gab der h. Justinus dem Richter. S. seine Acten §. 1, bei Ruinart I, 129.

[2]) Dies wird als die größte mögliche Ausdehnung erwähnt.

ich bloß Einen Gott verehre. Deine Götter aber sammt ihren Anbetern sind dem ewigen Verderben geweiht." [1])

„Schlagt ihn auf den Mund für seine Lästerung und peitscht ihn mit Ruthen," rief der Richter zornig aus.

„Ich danke dir," erwiderte sanft der edele Jüngling, „daß ich so etwas von derselben Strafe zu leiden habe, welche über meinen Heiland verhängt wurde." [2])

Der Präfect sprach dann in der gewöhnlichen Form das Urtheil: „Lucianus, Pankratius, Rusticus und Andere, und die Weiber Secunda und Rufina, welche alle eingestanden haben, daß sie Christen sind, und sich weigern, dem heiligen Kaiser zu gehorchen und die Götter Rom's anzubeten, sollen in dem Flavianischen Amphitheater den wilden Thieren preisgegeben werden."

Der Pöbel heulte vor Freude und Wuth und geleitete die Bekenner mit diesem wilden Geschrei nach dem Gefängnisse zurück; aber allmälig machte ihre würdevolle Haltung und die strahlende Ruhe in ihren Mienen Eindruck auf die Wüthenden. Einige behaupteten, die Gefangenen müßten sich parfümirt haben, da ein Wohlgeruch von ihnen auszugehen schiene." [3])

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Wegzehrung.

Einen starken Contrast mit der Wuth und dem Lärm außerhalb des Gefängnisses bildete die Scene in demselben. Dort herrschte Frieden, Ruhe, Heiterkeit und Freude. Die rauhen Mauern und Gewölbe hallten wider von dem Psalmengesange, den Pankratius anstimmte und mit welchem „der Abgrund dem Abgrunde zurief," wie der Psalmist sagt; [4]) denn die Gefange-

[1]) So antwortete Alexander, ein Sohn der h. Felicitas, dem Richter. S. die Acten der h. Felicitas, §. 3, bei Ruinart I, 56.
[2]) S. die Acten der h. Perpetua, §. 18, bei Ruinart I, 220.
[3]) Dies wird in den Acten der Martyrer von Lyon §. 10, und in den Acten der h. Perpetua §. 13 erwähnt, Ruinart I, 146 u. 219.
[4]) Psalm 41, 8.

nen in dem untern Gefängnisse antworteten den Gefangenen in dem höhern, und so sang man im Wechselchor die Psalmen, welche für eine solche Lage paßten.

Tags zuvor, ehe die Gefangenen „mit den wilden Thieren kämpfen," das heißt, von ihnen zerrissen werden sollten, wurde ihnen immer etwas mehr Freiheit gelassen. Ihre Freunde durften sie besuchen, und die Christen machten sich diese Erlaubniß kühn und eifrig zu Nutze. Sie kamen zahlreich nach dem Gefängnisse und empfahlen sich dem Gebete der Bekenner Christi. Des Abends wurden die Gefangenen aus dem Kerker herausgeholt und erhielten auf Staatskosten eine reichliche und sogar üppige Mahlzeit, das sogenannte freie Mahl (Coena libera). Der Tisch war von Heiden umgeben, welche neugierig darauf waren, wie die Kämpfer des folgenden Tages aussähen und sich benähmen. Sie sahen aber bei diesen Christen weder das prahlerische und rohe Benehmen noch die Muthlosigkeit und Trauer, welche man sonst gewöhnlich an den Verurtheilten wahrnahm. Für die Christen war das Mahl in Wahrheit eine Agape, ein Liebesmahl; denn sie aßen mit ruhiger Heiterkeit und unter frohen Gesprächen. Pankratius verwies indeß ein oder zwei Mal dem Pöbel seine gefühllose Neugierde und seine rohen Bemerkungen, indem er sagte: „Der morgige Tag ist euch wohl nicht genug; ihr findet Freude daran, die zu besehen, welche der Gegenstand eueres Hasses sein werden. Heute seid ihr unsere Freunde, morgen unsere Feinde. Aber merkt euch unsere Gesichtszüge gut, daß ihr uns am Tage des Gerichtes wieder erkennt." Viele Zuschauer entfernten sich nach dieser Zurechtweisung und für nicht wenige wurde sie eine Veranlassung zur Bekehrung. [1])

Während aber so die Verfolger für die Leiber ihrer Opfer ein Mahl bereiteten, hatte die Kirche, ihre Mutter, ein viel herrlicheres Mahl für die Seelen ihrer Kinder bereitet. Die Diakonen hatten sie regelmäßig besucht, namentlich Reparatus, der gern einer der Ihrigen gewesen wäre, hätte nicht seine Pflicht es ihm für jetzt verboten. Nachdem derselbe so gut

[1]) Vergl. die Acten der h. Perpetua, §. 17, Ruinart I, 219.

wie möglich für ihre leiblichen Bedürfnisse gesorgt, hatte er mit dem frommen Priester Dionysius, der noch im Hause der Agnes wohnte, die Verabredung getroffen, daß er gegen Abend das Brod des Lebens senden möge, um am andern Tage früh, am Morgen des Kampfes, die Kämpfer Christi zu speisen. Wiewohl die Diakonen die consecrirten Elemente von der Hauptkirche nach andern Kirchen zu überbringen pflegten, wo sie von den Titular-Priestern ausgetheilt wurden, so wurden doch auch niedere Kirchendiener dazu gebraucht, die heilige Communion den Martyrern im Gefängnisse und auch den Sterbenden zu bringen. An diesem Tage, wo die feindseligen Leidenschaften des heidnischen Rom durch die bevorstehende Abschlachtung so vieler christlichen Opfer ungewöhnlich aufgeregt war, war es eine sehr gefährliche Aufgabe, diesen heiligen Auftrag auszuführen. Denn durch die Geständnisse des Torquatus war es bekannt geworden, daß Fulvius sich alle Diener des Heiligthums wohl gemerkt und seinen zahlreichen thätigen Spionen eine genaue Beschreibung von ihnen gegeben hatte. Sie konnten darum bei Tage kaum anders, als ganz verkleidet ausgehen.

Das heilige Brod lag bereit und der Priester sah sich vom Altare aus um, wer es wohl am sichersten überbringen könne. Ehe sonst Jemand hervortreten konnte, kniete der junge Akolyth Tarcisius zu seinen Füßen. Er streckte die Hände aus, bereit, das heilige Pfand anzunehmen, mit einem unschuldig schönen Gesichte, gleich dem eines Engels; er schien darum zu bitten, ja darauf Anspruch zu machen, daß ihm vor Andern der Vorzug gegeben würde.

„Du bist zu jung, mein Kind," sagte der Priester freundlich und gerührt durch den Anblick des Knaben.

„Meine Jugend, heiliger Vater, wird mein bester Schutz sein. O, versage mir nicht diese große Ehre!" Die Thränen standen dem Knaben in den Augen und seine Wangen glühten vor andächtiger Rührung, als er diese Worte sprach. Er streckte verlangend die Hände aus, und seine Bitte war so inständig und muthig, daß der Priester nicht widerstehen

konnte. Er nahm die heiligen Geheimnisse, welche sorgfältig in ein leinenes Tuch gewickelt und dann mit einem andern Tuche verhüllt waren, und legte sie ihm auf die Hände, indem er sagte:

„Bedenke, Tarcisius, welch ein Schatz deiner schwachen Hut anvertraut wird! Vermeide auf deinem Wege öffentliche Plätze, und bedenke, daß man das Heilige nicht den Hunden geben und Perlen nicht den Schweinen vorwerfen darf.[1]) Willst du Gottes heilige Gaben getreu behüten?"

„Ich will lieber sterben, als sie verrathen," antwortete der Knabe, verbarg den himmlischen Schatz in dem Busen seiner Tunica und trat mit freudiger Ehrfurcht seinen Weg an. Auf seinem Gesichte prägte sich ein für seine Jahre ungewöhnlicher Ernst aus, als er leichten Schrittes durch die Stadt eilte, gleich sorgsam die besonders belebten Straßen und die zu verborgenen Gassen vermeidend.

Als er der Thüre eines großen Hauses nahe kam, erblickte ihn die Herrin desselben, eine reiche Dame ohne Kinder; seine Schönheit und der liebliche Ausdruck seines Gesichtes, während er, die Arme über die Brust gekreuzt, vorbeieilte, fiel ihr auf. „Warte einen Augenblick, liebes Kind," sagte sie, ihm in den Weg tretend; „sage mir, wie du heißest und wo deine Eltern wohnen."

„Ich bin Tarcisius, ein Waisenknabe," antwortete er, indem er lächelnd aufblickte; „und ich habe keine Wohnung, als nur eine, von der du vielleicht nicht gern hören würdest."

„Dann komme in mein Haus und ruhe dich aus; ich habe etwas mit dir zu reden. O, hätte ich ein Kind, wie du bist!"

„Jetzt nicht, edele Frau, jetzt nicht! Ich habe einen wichtigen und heiligen Auftrag zu besorgen, und ich darf keinen Augenblick zögern."

„Dann versprich mir, morgen zu kommen; dies ist mein Haus."

„Wenn ich noch lebe, will ich kommen," antwortete der Knabe mit freundlichem Blicke. Er kam ihr wie ein Bote

[1]) Matth. 7, 6.

aus einer höhern Sphäre vor. Sie sah ihm lange nach, und nach einiger Ueberlegung entschloß sie sich, ihm zu folgen. Gleich darauf aber hörte sie einen Lärm und ein schreckliches Geschrei; sie blieb stehen, bis es verstummte, und ging dann weiter.

Mittlerweile eilte Tarcisius voran, in seinen Gedanken mit etwas Besserm beschäftigt, als mit dem Erbe der reichen Dame. Er kam auf einen freien Platz, wo Knaben, die eben aus der Schule entlassen waren, ihr Spiel begannen.

„Es fehlt gerade noch Einer für das Spiel; wo finden wir den?" sagte Einer von ihnen.

„Vortrefflich!" rief ein Anderer aus, „da kommt Tarcisius, den ich seit einem Jahrhundert nicht mehr gesehen habe. Er war früher ein guter Kamerad bei allen Spielen. — Komm Tarcisius," fügte er bei, indem er ihn beim Arme faßte und anhielt, „wohin so geschwind? Nimm an unserm Spiele Theil; du bist auch brav."

„Ich kann jetzt nicht, Petilius; ich kann gewiß nicht. Ich habe einen sehr wichtigen Auftrag zu besorgen."

„Aber du sollst!" rief der Andere, der zuerst gesprochen, ein starker und zanksüchtiger Knabe, und hielt ihn fest. „Ich dulde keinen Eigensinn, wenn ich etwas will. Komm also gleich und spiel' mit!"

„Ich bitte dich," sagte der arme Knabe ängstlich, „laß mich gehen!"

„Nein," erwiderte der Andere. „Was verbirgst du denn so sorgfältig im Busen? Wohl einen Brief? Nun, der wird nicht verderben, wenn er eine halbe Stunde außer seinem Neste ist. Gib ihn her, ich will ihn so lange aufheben, bis das Spiel zu Ende ist." Damit griff er nach dem Heiligthume.

„Nein, nein!" antwortete das Kind, zum Himmel aufblickend.

„Ich will es sehen," sagte der Andere barsch; „ich will wissen, was das für ein wunderliches Geheimniß ist." Er fing an, den Knaben in roher Weise hin und her zu zerren. Ein Haufe Menschen sammelte sich um sie, und Alle fragten neugierig, was es gebe. Sie sahen einen Knaben, welcher mit

gekreuzten Armen, als wäre er mit einer übernatürlichen Kraft ausgerüstet, allen Bemühungen eines viel größern und stärkern Knaben, ihm das zu entreißen, was er trug, Widerstand leistete. Stoßen, Schlagen, Zerren, — alles schien vergebens zu sein: er trug alles ohne Murren und ohne einen Versuch, wieder zu schlagen; aber er gab nicht nach.

„Was ist das? Was mag das sein?“ fragte Einer den Andern, als Fulvius zufällig vorbeiging und hinzutrat. Er erkannte den Tarcisius, den er bei der Ordination gesehen hatte, gleich wieder; und da er, als ein besser gekleideter Mann, auch gefragt wurde, was das sein möge, antwortete er in einem verächtlichen Tone, indem er sich umdrehte: „Was das ist? Nichts weiter, als ein christlicher Esel, der die Geheimnisse trägt.“ [1])

Das war genug. Fulvius verachtete so geringe Beute; aber er wußte, was seine Worte zur Folge haben würden. Die Neugierde der Heiden, die Geheimnisse der Christen zu sehen, und ihr Verlangen, dieselben zu verhöhnen, war geweckt und von allen Seiten rief man dem Tarcisius zu, er solle zeigen, was er trage. „Nie, so lange ich lebe,“ war seine einzige Antwort. Ein heftiger Faustschlag eines Schmiedes betäubte ihn, und sein Blut floß. Ein Schlag folgte auf den andern, bis er endlich mit Beulen bedeckt, aber die Hände noch immer fest vor die Brust haltend, zu Boden fiel. Der Pöbel drängte sich herbei, und man wollte ihm gerade sein heiliges Pfand entreißen, als die Elenden sich plötzlich mit Riesenkraft rechts und links auseinander gestoßen fühlten. Einige taumelten bis zum andern Ende des Platzes zurück; Andere wurden, sie wußten nicht wie, umfaßt und zu Boden geworfen; die Uebrigen ergriffen die Flucht. Ein großer athletischer Offizier hatte die Verwirrung angerichtet. Sobald er den Platz gesäubert hatte, kniete er nieder und hob mit Thränen in den Augen den zerschlagenen und ohnmächtigen Knaben auf, so sanft, wie nur eine Mutter es hätte thun

[1]) Asinus portans mysteria, — ein lateinisches Sprüchwort.

können. Er fragte ihn dann in dem freundlichsten Tone: „Bist du stark verletzt, Tarcisius?"

„Das thut nichts, Quadratus," antwortete der Knabe, indem er lächelnd die Augen aufschlug; „aber ich trage die göttlichen Geheimnisse; bringe sie in Sicherheit."

Der Soldat nahm nun den Knaben mit zehnfacher Ehrfurcht auf seine Arme, — trug er ja nicht nur ein jugendliches Opfer, eines Martyrers Reliquien, sondern den König und Herrn der Martyrer selbst und das göttliche Opfer der ewigen Erlösung. Das Kind lehnte zutraulich sein Haupt an die Brust des kräftigen Soldaten, aber mit den Händen hielt es den ihm anvertrauten Schatz fest, und dem Träger war die doppelte heilige Last nicht schwer. Niemand hielt ihn auf, bis ihm eine Dame begegnete und ihn erstaunt anblickte. Sie trat näher und sah genauer, was er trüge. „Ist es möglich?" rief sie schaudernd aus. „Ist das Tarcisius, den ich eben noch so schön und lieblich gesehen habe? Wer hat das gethan?"

„Edele Frau," erwiderte Quadratus, „sie haben ihn ermordet, weil er ein Christ war."

Die Dame sah dem Kinde in's Gesicht. Es schlug die Augen auf, sah sie lächelnd an und starb. Durch diesen Blick kam ihr das Licht des Glaubens; sie wurde bald nachher auch eine Christin.

Der ehrwürdige Dionysius konnte vor Thränen kaum sehen, als er die Hände des Kindes aufhob und das Allerheiligste unverletzt aus seinem Busen heraus nahm; es war ihm, als sähe der Knabe jetzt, wo er den Schlaf des Martyrers schlief, noch mehr einem Engel gleich, als vor kaum einer Stunde, wo er noch lebte. Quadratus selbst trug ihn nach dem Cömeterium des Kallistus, wo er unter dem bewundernden Staunen älterer Gläubigen beigesetzt wurde; und später verfaßte der heilige Papst Damasus eine Grabschrift auf ihn, die Niemand lesen kann, ohne zu erkennen, daß der Glaube an die wahre Gegenwart des Leibes unseres Herrn in der

heiligen Eucharistie damals in der Kirche der nämliche war, wie jetzt:

Tarcisium sanctum Chrjsti sacramenta gerentem
Cum male sana manus peteret vulgare profanis,
Ipse animam potius voluit dimittere caesus,
Prodere quam canibus rabidis coelestia membra.[1])

Das römische Martyrologium erwähnt den heiligen Tarcisius unter dem 15. August, an welchem Tage sein Gedächtniß in dem Cömeterium des Kallistus gefeiert wurde. Von dort wurden, wie eine alte Inschrift erwähnt, später seine Reliquien nach der Kirche Sanct Sylvester in Campo übertragen.

Die Gefangenen erfuhren diesen Vorfall erst nach der Mahlzeit, und die Befürchtung, sie möchten die Seelenspeise entbehren müssen, von welcher sie Stärkung erwarteten, war vielleicht das Einzige, was ihre Seelenruhe in etwa störte. In diesem Augenblicke trat Sebastianus ein; er bemerkte gleich, daß eine unangenehme Nachricht angekommen sein müsse, und errieth eben so schnell, was es sei, denn Quadratus hatte ihm schon alles mitgetheilt. Er heiterte die Bekenner durch die Versicherung auf, sie würden die ersehnte Speise dennoch empfangen; dann flüsterte er dem Diakon Reparatus einige Worte zu; dieser verstand ihn gleich, wie man aus seinen freudigen Mienen sehen konnte, und eilte hinaus.

Da Sebastianus den Wächtern bekannt war, so war er ungehindert täglich in das Gefängniß gekommen und hatte unermüdet für die Gefangenen gesorgt. Jetzt aber war er gekommen, um von seinem theuersten Freunde, von Pankratius, der ihn sehnlichst erwartete, Abschied zu nehmen. Sie gingen bei Seite, und der Jüngling begann: „Nun, Sebastianus, erinnerst du dich noch des Abends, wo wir von deinem Fenster

[1]) Sehet das Volk, wie es raset, zu sehen und frech zu verhöhnen
Christi Geheimniß, mit Wuth ergreifend den heiligen Träger;
Aber Tarcisius opfert den tödtlichen Schlägen sein Leben
Lieber, als daß er verriethe die himmlischen Glieder den Hunden.

Vgl. auch die Anmerkungen des Baronius zum Martyrologium. Wenn die Eucharistie als »(Christi) coelestia membra« bezeichnet wird, so ist das ein zufälliger, aber schlagender Beweis für den Glauben an die Gegenwart Christi im heiligen Sacramente.

aus die wilden Thiere brüllen hörten und die vielen weiten Bogen des Amphitheaters sahen, als wären sie offen für den Triumphzug der Christen?"

„Ja, mein lieber Knabe; wohl erinnere ich mich jenes Abends und es war mir, als hätte damals dein Herz die Scenen geahnt, die dich morgen erwarten."

„So war es in der That; ich war im Herzen überzeugt, daß ich einer der Ersten sein würde, welche die Wuth der brüllenden Thiere zu besänftigen hätten. Nun aber, da diese Zeit gekommen ist, kann ich mich kaum einer so hohen Ehre würdig erachten. Was habe ich gethan, Sebastianus, — nicht, daß ich diese Ehre verdient habe, aber daß ich auserkoren bin für eine so große Gnade?"

„Du weißt, Pankratius, daß nicht der, welcher will, noch der, welcher läuft, sondern Gott der Barmherzige es ist, welcher erwählt.[1]) Aber sage mir lieber, wie ist dir jetzt zu Muthe, wenn du an den glorreichen morgigen Tag denkst?"

„Die Wahrheit zu gestehen, scheint mir meine Bestimmung so herrlich, so hoch über das erhaben, was ich erwarten durfte, daß mir zu Zeiten alles mehr als Traum, denn als Wirklichkeit vorkommt. Scheint es nicht auch dir fast unglaublich, daß ich, der ich diesen Abend in einem kalten, dunkeln und elenden Kerker bin, ehe die Sonne noch ein Mal untergegangen sein wird, die Klänge der Harfen der Engel hören, in dem Zuge der Heiligen in weißen Gewändern einhergehen, den Duft des himmlischen Weihrauchs einathmen und aus den krystallhellen Wassern des Stromes des Lebens trinken soll? Klingt das nicht wie etwas, das man wohl von einem Andern liest oder hört, wovon man aber kaum zu denken wagt, daß man es in wenigen Stunden selbst erfahren soll?"

„Ist es nicht noch mehr, als was du beschrieben hast, Pankratius?"

„O ja, viel mehr; viel mehr, als man auszusprechen wagen kann. Daß ich, ein Knabe, der eben aus der Schule entlassen ist, der ich noch nichts für Christus gethan habe, sagen

[1]) Vergl. Röm. 9, 16.

darf: ‚Morgen werde ich Ihn von Angesicht zu Angesicht schauen und Ihn anbeten, und eine Palme und eine Krone von Ihm erhalten, ja, und liebevoll von ihm umarmt werden,' — es kommt mir wie eine schöne Hoffnung vor, und ich kann mir kaum denken, daß es bald keine Hoffnung mehr sein soll. Und doch, Sebastianus," fuhr er begeistert fort, indem er beide Hände seines Freundes ergriff, „und doch ist es wahr; es ist wahr!"

„Und noch mehr, Pankratius."

„Ja, Sebastianus, noch mehr. Ich soll die Augen vor den Gesichtern von Menschen verschließen, und sie wieder öffnen, um in Gottes Antlitz zu schauen; ich soll sie verschließen vor zehntausend Gesichtern, welche mit Haß, Verachtung und Wuth von allen Stufen des Amphitheaters auf mich herabblicken, und soll sie wieder öffnen, um jenen Einen sonnengleichen Geist zu schauen, dessen Glanz uns blenden oder versengen würde, wenn nicht Seine Strahlen uns umgäben, umarmten und bewillkommneten; ich soll auf einmal in den Feuerofen des göttlichen Herzens blicken oder vielmehr mich in den brennenden Ocean Seiner Gnade und Liebe versenken, ohne Vernichtung fürchten zu müssen; — gewiß, Sebastianus, es klingt wie Anmaßung, wenn ich sage, daß ich morgen — nein, still! der Wächter auf dem Capitol verkündet Mitternacht, — daß ich heute, heute alles das genießen soll!"

„Glücklicher Pankratius!" rief der Soldat aus; „du genießest schon im voraus die Wonne, welche dich nach einigen Stunden erwartet."

„Und weißt du, lieber Sebastianus," fuhr der Jüngling fort, als hätte er die Unterbrechung nicht bemerkt, „es erscheint mir als ein Beweis von Gottes Güte und Gnade, daß ich so sterben soll. Wie viel freudiger muß man in meinem Alter dem Tode entgegen treten, wenn er allem, was hassenswerth ist auf Erden, ein Ende macht, — nur dem Anblick von schrecklichen Thieren und von bösen Menschen, die kaum minder schrecklich sind, und nur dem Anhören des gräßlichen Geheuls beider! Wie viel härter wäre es, wenn der Tod meine

Augen vor dem letzten zärtlichen Blicke einer Mutter, wie die meinige ist, und meine Ohren vor dem geduldigen Klagen ihrer süßen Stimme verschlösse! Allerdings werde ich sie heute vor dem Kampfe noch ein Mal sehen und hören, wie wir abgesprochen haben: aber ich weiß, sie wird meinen Muth nicht beugen."

Dem Knaben trat eine Thräne in die Augen, aber er unterdrückte sie und sagte in heiterm Tone: „Aber, Sebastianus, du hast dein Versprechen, — dein doppeltes Versprechen noch nicht erfüllt. Du hast versprochen, mir die Geheimnisse zu sagen, welche du mir früher nicht enträthseln wolltest. Jetzt hast du die letzte Gelegenheit dazu; darum sage mir alles."

„Erinnerst du dich noch, was es für Geheimnisse waren?"

„Gewiß, ganz gut; denn sie haben mich in Gedanken viel beschäftigt. Erst sagtest du an dem Abende, als die Versammlung in deiner Wohnung stattfand, es gebe etwas, das stark genug sei, dein brennendes Verlangen nach dem Tode für Christus zu mäßigen; und kürzlich wolltest du mir nicht sagen, warum du mich so eilig nach Campanien schicktest. Du brachtest dies Geheimniß mit dem ersten in Verbindung; wie, das kann ich nicht begreifen."

„Und doch bilden die beiden Geheimnisse nur Eines. Ich hatte versprochen, über dein wahres Wohl zu wachen, Pankratius; es war eine Pflicht der Freundschaft und Liebe, die ich übernommen hatte. Ich sah deine Sehnsucht nach dem Martyrthum; ich kannte den ungestümen Drang deines jugendlichen Herzens; ich fürchtete, du möchtest eine verwegene That begehen, durch welche die Reinheit deines Wunsches etwas von ihrem Glanze einbüßen könnte, und wäre es auch nur so wenig, wie ein fein polirter Stahl durch Anhauchen von seinem Glanze verliert, — eine That, welche von deiner Siegespalme auch nur ein einziges Blatt vorübergehend etwas welk machen könnte. Ich entschloß mich darum, mein eigenes sehnliches Verlangen zu mäßigen, bis ich dich außer Gefahr sähe. War das recht?"

„O, es war zu gütig von dir, lieber Sebastianus; es war edelmüthig und gütig. Aber wie hängt das mit meiner Reise zusammen?“

„Hätte ich dich nicht aus Rom entfernt, so wärest du verhaftet worden, weil du das Edict abgerissen, oder weil du den Richter im Gerichtshofe gescholten hattest. Du wärest gewiß verurtheilt worden und würdest für Christus gelitten haben; aber dein Urtheil hätte anders gelautet: du wärest wegen eines Verbrechen gegen den Staat, wegen Rebellion gegen den Kaiser verurtheilt worden; — und zudem, mein lieber Knabe, würdest du allein hingerichtet worden sein. Selbst die Heiden würden dich als einen kühnen und verwegenen Knaben gelobt haben; du wärest vielleicht selbst bei deinem Martyrthum zum Stolz versucht, und jedenfalls wäre dir die Schmach erspart worden, welche das besondere Verdienst und den besondern Ruhm derjenigen ausmacht, welche einfach darum, weil sie Christen sind, sterben müssen.“

„Ganz recht, Sebastianus,“ sagte Pankratius erröthend.

„Aber als ich sah,“ fuhr der Soldat fort, „wie du verhaftet wurdest bei einer hochherzigen That der Liebe gegen die Bekenner Christi; als ich sah, wie du durch die Straßen geschleppt wurdest, mit einem Galeerensklaven zusammengekettet, gleich einem gemeinen Verbrecher; als ich sah, wie du mit wüthendem Geschrei und mit Steinwürfen verfolgt wurdest, gleich andern Gläubigen; als ich hörte, wie du gleich den Andern verurtheilt wurdest, weil du ein Christ bist und wegen keines andern Grundes, — da erkannte ich, daß mein Werk vollendet war; ich mochte keinen Finger aufheben, dich zu retten.“

„Wie ähnlich der göttlichen Liebe ist deine Liebe zu mir gewesen, — so weise, so erhaben, so maßlos!“ schluchzte Pankratius, indem er sich dem Soldaten an die Brust warf; dann fuhr er fort: „Versprich mir noch Eins: bleibe heute bis zum Ende in meiner Nähe und überbringe mein letztes Erbe meiner Mutter.“

„Ich will es thun, und sollte es mir das Leben kosten. Unsere Trennung wird nicht lange dauern, Pankratius.“

Der Diakon verkündete jetzt, daß alles bereit sei, um das heilige Opfer im Kerker selbst darzubringen. Die beiden jungen Leute blickten umher, und Pankratius war überrascht. Der heilige Priester Lucianus lag auf dem Boden; seine Glieder waren auf unmenschliche Weise in die Catasta oder den Beinstock gespannt, so daß er nicht aufstehen konnte. Auf seiner Brust hatte Reparatus die drei leinenen Altartücher ausgebreitet; darauf lag das ungesäuerte Brod und stand der Kelch mit Wein und Wasser, den der Diakon mit der Hand festhielt. Man hob das Haupt des bejahrten Priesters empor und er las die üblichen Gebete und verrichtete die vorgeschriebenen Ceremonien der Opferung und Wandlung; — dann traten Alle einzeln hinzu und empfingen mit Thränen der Dankbarkeit aus seiner geweihten Hand die geheimnißvolle Speise.[1])

Wie wundervoll und schön weiß die Kirche Gottes sich allen Verhältnissen anzubequemen! So bestimmt auch ihre Gesetze sind, ihre erfinderische Liebe weiß Mittel, Ausnahmen eintreten zu lassen, aber gerade durch solche Ausnahmen zugleich auf die Grundsätze der Gesetze hinzuweisen; ja, es trifft sich oft so, daß die Ausnahme nur eine erhabenere Anwendung der Gesetze ist. Hier haben wir einen Diener Gottes und Ausspender Seiner Geheimnisse, welcher dieses eine Mal gewürdigt wurde, mehr als andere Priester, gleich Ihm, Dessen Stelle er vertrat, zugleich Priester und Altar zu sein. Die Kirche schrieb vor, das heilige Opfer solle nur über den Reliquien von Martyrern dargebracht werden; hier war ein Martyrer in der eigenthümlichen Lage, es auf seinem eigenen Leibe darzubringen. Noch lebend „lag er unter den Füßen Gottes.“ [2]) Die Brust hob sich noch und das Herz klopfte noch unter den göttlichen Geheimnissen; aber das war nur ein Theil der Handlung des Opfernden; sein Selbst war bereits todt und das Opfer des eigenen Lebens war in ihm vollbracht, wenn auch noch nicht ganz vollendet. Nur Christi

[1]) Eine solche Feier der göttlichen Geheimnisse durch einen Priester Lucianus zu Antiochia wird in den Acten desselben erwähnt. Ruinart III, 182, Anmerkung.

[2]) Vergl. oben S. 189, Note.

Leben war in und außer dem Heiligthum dieser Brust.[1]) Ist wohl je die Wegzehrung für Martyrer würdiger bereitet worden?

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Kampf.

Der Morgen ist hell und frostig angebrochen; die Sonne strahlt auf die vergoldeten Verzierungen der Tempel und anderer öffentlichen Gebäude, und scheint sie mit festtäglichem Glanze zu bekleiden. Auch die Leute erscheinen bald auf den Straßen in ihren festlichsten Kleidern und ungewöhnlich reich geschmückt. Die verschiedenen Ströme von Menschen nehmen alle ihre Richtung nach dem Flavianischen Amphitheater, jetzt besser bekannt unter dem Namen Coliseum. Jeder lenkt seine Schritte nach dem Bogen, welchen die Nummer seines Billets bezeichnet, und so nimmt das ungeheuere Gebäude allmälig große Menschenmassen auf, welche bald die stufenweise sich erhebenden ovalen Sitzreihen beleben, bis sein ganzes Innere ringsum wie mit menschlichen Gesichtern bedeckt ist und bis seine Mauern von dem Hin- und Herbewegen der lebendigen Masse zu wanken und auf und ab zu wogen schienen. Nachdem diese Masse mit Blut gesättigt und zur Wuth entflammt worden ist, wird sie wieder zerschmelzen und in dichten Strömen aus den Zugängen, durch welche sie eingetreten, hinauseilen. Mit Recht führen diese Zugänge den Namen Vomitoria; denn nie kam ein so schmutziger Strom der Hefe und der Pest der Menschheit durch häßliche Canäle aus einem unreinen Behälter hervor, als der römische Pöbel, welcher, trunken von dem Blute der Martyrer, aus den Oeffnungen des prächtigen Amphitheaters herausströmte.

Der Kaiser kam zu den Spielen, umgeben von seinem Hofstaate, mit allem Pomp und Gepränge, die sich für ein kaiserliches Fest ziemten; er war so begierig, wie irgend einer

[1]) „Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Gal. 2, 20.

seiner Unterthanen, den grausamen Spielen zuzusehen und seine Augen an dem blutigen Gemetzel zu weiden. Sein Thron befand sich auf der östlichen Seite des Amphitheaters, wo ein großer Raum, das sogenannte Pulvinar, für den kaiserlichen Hof reservirt und prächtig verziert war.

Verschiedene Spiele folgten auf einander; mancher getödtete oder verwundete Gladiator hatte schon den weißen Sand mit seinem Blute bespritzt: da begann das Volk, nach schrecklichern Scenen begierig, nach den Christen und den wilden Thieren zu rufen oder zu brüllen. Es ist also Zeit, daß wir an unsere Gefangenen denken.

Ehe die Bürger ihre Häuser verließen, brachte man die Christen von dem Gefängnisse nach einem wohlverwahrten Gemache, dem sogenannten Spoliarium, wo ihnen die Fesseln und Ketten abgenommen wurden. Man versuchte es, sie festlich wie heidnische Priester und Priesterinnen zu kleiden; aber sie widersetzten sich und beriefen sich darauf, sie hätten sich ohne Widerstreben nach dem Kampfplatze bringen lassen, und es sei darum unbillig, sie in einer Verkleidung auftreten zu lassen, welche sie verabscheuten.[1]) Während der ersten Stunden des Tages blieben sie so zusammen; sie ermuthigten einander und sangen das Lob Gottes, trotz dem Geschrei, welches von Zeit zu Zeit ihre Stimmen übertönte.

In diesen Stunden trat Corvinus ein und redete mit einem höhnischen, triumphirenden Blicke den Pankratius also an: „Dank den Göttern! Der Tag ist gekommen, nach dem ich mich so lange gesehnt habe. Wir haben lange und hart gekämpft; es ist lange zweifelhaft gewesen, wer oben bleiben würde: nun habe ich gesiegt.“

„Wie meinst du das, Corvinus? Wann und wie habe ich mit dir gekämpft?“

„Immer, überall. Du hast mich in meinen Träumen verfolgt, du hast vor mir geschwebt wie ein Meteor, und ich habe mich vergeblich bemüht, dich zu greifen. Du bist mein Quälgeist, mein böser Genius gewesen. Ich habe dich gehaßt,

[1]) Vergl. die Acten der heiligen Perpetua §. 18. Ruinart I, 219.

dich den Göttern der Unterwelt geweiht, dich verwünscht und verflucht: jetzt ist mein Tag der Rache gekommen."

„Mich dünkt," erwiderte Pankratius lächelnd, „das sieht einem Kampfe nicht ähnlich. Wenigstens hat das Kämpfen nur von Einer Seite stattgefunden; denn ich habe nichts der Art gegen dich gethan."

„Nicht? Das soll ich dir glauben, da du doch stets wie eine Viper auf meinem Wege gelegen hast, um mich in die Ferse zu beißen und zu verderben!"

„Wo denn? frage ich nochmals."

„Ueberall, sage ich nochmals. In der Schule, im Hause der Agnes, auf dem Forum, in dem Cömeterium, vor dem Richterstuhle meines Vaters, auf der Villa des Chromatius, — ja überall."

„Sonst nirgendwo, als an den Orten, die du genannt hast? Als dein Wagen längs der Appischen Straße fortgeschleift wurde, hörtest du da nicht Pferde hinter dir, welche dich einzuholen suchten?"

„Elender!" rief der Sohn des Präfecten wüthend. „Also deine verfluchte Mähre war es, welche, von dir absichtlich gespornt, meine Pferde scheu machte und mich an den Rand des Todes brachte?"

„Nein, Corvinus, höre mich ruhig an. Es ist das letzte Mal, daß wir zusammen reden. Ich reiste ruhig mit einem Begleiter nach Rom zurück, nachdem ich unserm Lehrer Cassianus die letzte Ehre erwiesen" (Corvinus fuhr zurück, denn er wußte das noch nicht), „als ich das Rasseln eines fortgeschleiften Wagens hörte; da gab ich allerdings meinem Pferde die Sporen, und wohl dir, daß ich es gethan!"

„Wie so?"

„Weil ich gerade noch früh genug ankam. Deine Kraft war beinahe erschöpft und dein Blut fast erfroren durch das wiederholte Untersinken in den Kanal; dein bereits erstarrter Arm hatte seinen letzten Halt losgelassen und du sankest zum letzten Male in das Wasser zurück. Ich sah dich; ich erkannte dich, als ich dich faßte, — du warest schon ohne Bewußtsein;

ich hatte den Mörder eines Mannes gefaßt, der mir sehr theuer gewesen. Die göttliche Gerechtigkeit schien ihn erreicht zu haben; nur mein Wille stand noch zwischen ihm und seinem Verderben. Es war mein Tag der Rache, — und ich habe mich gerächt."

„Ha, — und wie denn?"

„Dadurch, daß ich dich herauszog, dich auf das Ufer legte, dich erwärmte, bis dein Puls wieder schlug, und dich dann, vom Tode errettet, deinen Dienern übergab."

„Du lügst," schrie Corvinus; „meine Diener haben mir gesagt, sie hätten mich herausgezogen."

„Haben sie dir denn auch außer deiner Börse von Leopardenfell mein Messer gegeben? Ich fand beide auf dem Boden, nachdem ich dich herausgezogen hatte."

„Nein, sie sagten, die Börse sei im Kanal verloren gegangen. Sie war aber wirklich von Leopardenfell; eine afrikanische Zauberin hatte sie mir geschenkt. Was sagst du denn von dem Messer?"

„Hier ist es; siehe, es ist noch rostig von dem Wasser. Deine Börse gab ich deinen Sklaven; mein eigenes Messer behielt ich. Besieh es nur. Glaubst du mir jetzt? Bin ich denn nun immer eine Viper auf deinem Pfade gewesen?"

Corvinus besaß zu wenig Edelmuth, um anzuerkennen, daß er in dem Kampfe zwischen ihnen beiden unterlegen sei; er fühlte sich nur seinem frühern Mitschüler gegenüber beschämt und beschimpft. Es war ihm, als hätte Pankratius ihn wie einen Klumpen Staub in seinen Händen zerrieben. Er meinte, bis in's Herz hinein zu erröthen. Er wurde fast ohnmächtig, taumelte, senkte den Kopf und schlich sich weg. Er verfluchte die Spiele, den Kaiser, das jauchzende Volk, die brüllenden Bestien, seine Pferde und seinen Wagen, seine Sklaven, seinen Vater, sich selbst — alles und Alle, nur Einen nicht, — für sein Leben hätte er dem Pankratius nicht fluchen können.

Als er an der Thüre angekommen war, rief der Jüngling ihn zurück. Er wandte sich um und sah ihn achtungsvoll, beinahe etwas liebevoll an. Pankratius legte die Hand auf

seines Feindes Arm und sagte: „Corvinus, ich habe dir gern vergeben. Dort oben aber ist Einer, welcher nicht anders vergeben kann, als dem, welcher bereut. Bitte Ihn um Verzeihung. Thust du es nicht, so sage ich dir jetzt vorher, du wirst eines Tages auf dieselbe Weise sterben, wie ich jetzt sterben muß.“

Corvinus schlich sich fort und ließ sich an diesem Tage nicht mehr blicken. Er genoß den Anblick nicht, bei welchem seine gemeine Phantasie schon Tage lang verweilt, nach welchem er sich Monate lang gesehnt hatte. Als der Festtag vorüber war, fand ihn sein Vater völlig berauscht; das war die einzige Weise, die er kannte, sein Gewissen zu betäuben.

Als Corvinus die Gefangenen verließ, trat der Lanista, der Fechtmeister der Gladiatoren, in das Gemach und rief sie zum Kampfe ab. Sie umarmten rasch einander und nahmen Abschied. Sie traten auf die Arena, den mit Sand bestreuten Kampfplatz des Amphitheaters, gegenüber dem Sitze des Kaisers, und mußten durch zwei Reihen Venatores, oder Jäger, welche die Wärter der wilden Thiere waren, hindurchgehen. Jeder von diesen war mit einer großen Peitsche bewaffnet, wobei er jedem Gefangenen, wie er vorbeiging, einen Hieb versetzte. Die Gefangenen wurden einzeln oder in Gruppen auf die Arena geführt, je nachdem das Volk es verlangte, oder die Leiter der Schauspiele es für gut fanden. Mitunter wurde ein Gefangener auf eine erhöhte Terrasse gestellt, damit man ihn besser sehen könne; mitunter wurde einer an Pfosten festgebunden, damit er hülfloser sei. Eine sehr beliebte Grausamkeit war, eine Frau oder Jungfrau in ein Netz einzuwickeln und sie so von wilden Stieren oder Kühen fortschleifen oder durchstoßen zu lassen. Bisweilen wurde der Martyrer gleich von dem ersten wilden Thiere getödtet; bisweilen wurden drei oder vier nach einander gegen ihn losgelassen, ohne daß er tödtlich verwundet wurde. Er wurde dann entweder in's Gefängniß zurückgebracht, um später weiter gefoltert zu werden, oder in das Spoliarium getragen, wo

die angehenden Gladiatoren sich eine Freude daraus machten, ihn zu tödten.[1])

Doch wir müssen uns darauf beschränken, unserm jugendlichen Helden Pankratius auf seinem letzten Gange zu folgen. Als er durch den Gang kam, welcher zum Amphitheater führte, sah er den Sebastianus auf einer Seite stehen, und neben ihm eine in ihren Mantel gehüllte und verschleierte Dame. Er erkannte sie gleich, blieb vor ihr stehen, kniete nieder, ergriff ihre Hand und küßte dieselbe zärtlich. „Segne mich, liebe Mutter," sagte er, „in dieser ersehnten Stunde."

„Siehe den Himmel an, mein Kind," antwortete sie „und blicke dorthin, wo Christus mit Seinen Heiligen dich erwartet. Kämpfe den guten Kampf für deine Seele und zeige dich treu und beständig in der Liebe deines Erlösers.[2]) Denke auch an ihn, dessen kostbare Reliquie du an deinem Halse trägst."

„Sie soll doppelt kostbar werden in deinen Augen, süße Mutter, ehe viele Stunden verflossen sind."

„Voran, voran, laßt die Narrheiten!" rief der Lanista, indem er den Pankratius mit seinem Stocke schlug.

Lucina trat zurück. Sebastianus drückte ihrem Sohne die Hand und flüsterte ihm in's Ohr: „Muth, theuerer Freund! Möge Gott dich segnen! Ich werde nahe hinter dem Kaiser stehen; wirf mir dorthin einen letzten Blick zu und segne mich."

„Ha! ha! ha!" rief Jemand in einem boshaften Tone gerade hinter ihm. — War das eines Teufels Lachen? Er wandte sich um, sah aber nur noch eben das flatternde Gewand eines Mannes, der um einen Pfeiler herumging. Wer war das? Sebastianus konnte es nicht errathen. Es war Fulvius, für welchen die Worte, welche er eben gehört, das letzte Glied in der Kette eines Beweises waren, an welchem er lange gearbeitet hatte, — des Beweises dafür, daß Sebastianus wirklich ein Christ war.

[1]) Siehe die Acten der Martyrer von Lyon §. 14. (wo auch das Martyrthum des fünfzehnjährigen Ponticus berichtet wird), und die Acten der heiligen Perpetua und Felicitas, §. 20, Ruinart I, 152. 221.

[2]) Vergl. die Acten der heiligen Felicitas und ihrer sieben Söhne, §. 2, Ruinart I, 55.

Pankratius stand bald mitten auf der Arena. Seine Gefährten waren schon alle gemartert; ihn hatte man bis zuletzt zurückgelassen, in der Hoffnung, der Anblick der Leiden Anderer möchte seine Standhaftigkeit erschüttern. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Er stellte sich willig an dem Orte auf, wohin er geführt wurde, und seine zarte Gestalt stach eigenthümlich ab gegen die derben und gebräunten Glieder der Henker, die ihn umgaben. Sie ließen ihn nun allein, und wir können ihn nicht besser beschreiben, als wie Eusebius als Augenzeuge einen Jüngling beschreibt, der nur einige Jahre älter war: „Man sah einen zarten Jüngling, der noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht hatte: er stand ohne Fesseln da; die Hände hatte er in Kreuzesform ausgestreckt, und er betete andächtig zu Gott mit unerschrockenem und furchtlosem Herzen. Er wich nicht von dem Platze, auf dem er stand, während Bären und Leoparden, Wuth und Tod schnaubend, herbeirannten, um ihn in Stücke zu zerreißen. Aber ihre Rachen schienen, ich weiß nicht wie, durch eine göttliche und geheimnißvolle Macht geschlossen zu werden; sie zogen sich alle zurück.“ [1])

Gerade so war es bei unserm jugendlichen Helden. Das Volk wurde wüthend, als es sah, wie ein wildes Thier nach dem andern grimmig um ihn herumrannte und heulend mit dem Schweife sich die Seiten peitschte, während er in einem Zauberkreise zu stehen schien, dem keines nahen konnte. Ein wilder Stier, den man gegen ihn losließ, stürzte mit gesenktem Nacken rasend voran, blieb dann aber plötzlich stehen, als hätte er mit seinem Kopfe wider eine Mauer gestoßen, scharrte schrecklich brüllend den Boden, und wirbelte den Staub auf.[2])

„Reize ihn, du Feigling!“ schrie noch lauter der Kaiser.

Pankratius erwachte wie aus einer Verzückung und lief, die Arme bewegend, auf seinen Feind zu.[3]) Aber der Stier

[1]) Eus. hist. eccl. 8, 7.
[2]) Vgl. Eus. l. c.
[3]) Vgl. den Brief des heiligen Ignatius an die Römer §. 5. (auch in seinen Acten bei Ruinart, I, 40): „Ich werde den wilden Thieren schmeicheln, daß sie mich gleich verzehren, und nicht, wie sie bei Ei-

wandte sich um, als sähe er einen Löwen auf sich zukommen, und lief weg nach dem Eingange hin, wo er seinen Wärter fand und hoch in die Luft emporwarf. Alle waren verdrießlich, außer dem muthigen Jüngling, welcher seine betende Stellung wieder eingenommen hatte. Da rief Einer aus dem Volke: „Er hat ein Amulet am Halse hangen, er ist ein Zauberer.“ Die ganze Menge stimmte in dieses Rufen ein, bis der Kaiser Ruhe gebot und dem Pankratius zurief: „Nimm das Amulet vom Halse und wirf es weg, oder es wird dir auf unsanftere Weise abgenommen.“

„Herr,“ erwiderte der Jüngling mit einer klangvollen Stimme, welche man, da alles schwieg, im ganzen Amphitheater hörte, „ich trage kein Amulet, sondern ein Andenken an meinen Vater, welcher an eben diesem Orte glorreich das nämliche Bekenntniß abgelegt hat, welches ich jetzt demüthig ablege. Ich bin ein Christ, und für die Liebe Jesu Christi, des Gottmenschen, gebe ich gern mein Leben dahin. Nimm mir nicht dieses einzige Erbtheil, welches ich, reicher als ich es empfangen, einem Andern vermacht habe. Versuche es noch ein Mal! Ein Panther war es, welcher meinem Vater seine Krone gab, ein Panther wird sie vielleicht auch mir geben.“

Für einen Augenblick herrschte eine Todtenstille; das Volk schien besänftigt und gerührt zu sein. Die zierliche Gestalt des muthigen Jünglings, sein gottbegeisterter Blick, seine liebliche klangvolle Stimme, seine unerschrockene Rede und seine hochherzige Hingebung an seine Sache hatten dieser feigen Menge imponirt. Pankratius bemerkte es, und sein Herz zitterte vor ihrer Schonung mehr als vor ihrer Wuth. Er hatte gehofft, noch heute den Himmel zu gewinnen; sollte seine Hoffnung nicht erfüllt werden? Die Thränen traten ihm in die Augen, als er nochmals seine Arme in Kreuzesform ausstreckte und laut in einem Tone, der wieder zu Aller Herzen drang, ausrief:

„Heute, ja heute, gebenedeiter Herr, ist der Tag, wo Du

nigen aus Scheu gethan, mich nicht anrühren; und wenn sie nicht wollen, werde ich sie mit Gewalt antreiben.“

kommen wolltest. Zögere nicht länger! Du hast hinlänglich an mir Deine Macht erwiesen für die, welche nicht an Dich glauben; erweise nun Deine Gnade mir, der ich an Dich glaube!"

„Der Panther!" rief eine Stimme; „der Panther!" wiederholten zwanzig; „der Panther!" brüllten hunderttausend in einem Chor, gleich einer donnernden Lawine.[1]) Ein Käfig erhob sich, wie durch einen Zauber, mitten aus dem Sande, und so wie er aus dem Boden emporstieg, fielen seine Seitenwände nieder und der Gefangene aus der Wüste war frei.[2]) Mit einem zierlichen Satze gewann der schöne Panther seine Freiheit, und wiewohl er durch Finsterniß, Gefangenschaft und Hunger wüthend gemacht war, sprang er doch fast wie spielend und scherzend geräuschlos auf dem Sande umher. Endlich erblickt er seine Beute. All' seine katzenartige Bosheit und Grausamkeit schien nun zurückzukehren, und die vorsichtigen, verrätherischen Bewegungen seiner wie mit Sammt bekleideten Glieder zu lenken. Das ganze Amphitheater war so still, als wäre es eine Einsiedelei gewesen; alle Augen beobachteten aufmerksam den Panther, wie er sich verstohlen seinem Opfer näherte. Pankratius stand noch auf derselben Stelle, dem Kaiser gegenüber, anscheinend so sehr in höhere Gedanken versunken, daß er die Bewegungen seines Feindes nicht bemerkte. Der Panther hatte sich um ihn herumgeschlichen, als verschmähte er es, ihn anders, als von vorn, anzugreifen. Auf seiner Brust kriechend, langsam eine Tatze vor die andere setzend, war er ihm bis zur Sprungweite nahe gekommen und wartete dort einige Augenblicke, während welcher Jeder den Athem anhielt. Ein tiefes, knurrendes Geheul, ein elastischer Sprung durch die Luft — und man sah ihn wie einen Blutegel angeklammert, mit den Hinterfüßen auf der Brust und mit den Zähnen und den Vordertatzen am Halse des Martyrers.

Er stand noch einen Augenblick aufrecht, führte die rechte Hand zum Munde, sah lächelnd nach Sebastianus hin, sandte

[1]) Das Amphitheater faßte 150,000 Menschen.

[2]) Dies war eine gewöhnliche Ueberraschung. Die unterirdischen Maschinerieen dazu hat man im Coliseum gefunden.

ihm mit einer zierlichen Handbewegung den letzten Gruß seiner Lippen zu — und fiel nieder. Die Arterien des Halses waren zerrissen und der Schlaf des Martyrthums sank auf seine Augen herab. Sein Blut erweichte und röthete den Schwamm, welchen Lucina ihm an den Hals gehängt, und vermischte sich unzertrennlich mit dem Blute seines Vaters. Das Opfer der Mutter war angenommen.[1])

Vierundzwanzigstes Capitel.

Der christliche Soldat.

Der Leib des jungen Martyrers wurde in Frieden beigesetzt an der Aurelianischen Straße in dem Cömeterium, welches bald seinen Namen erhielt. Später wurde auch das benachbarte Thor, wie wir bereits bemerkt haben, nach ihm benannt. In der Zeit des Friedens wurde eine Basilika über seinem Grabe erbaut; sie steht noch jetzt als Denkmal zu seiner Ehre.

Die Verfolgung wurde nun immer heftiger und die Zahl ihrer täglichen Opfer immer größer. Viele von denjenigen, deren Namen auf unsern Blättern vorgekommen sind, starben bald nachher als Martyrer, namentlich manche von der Gesellschaft, welche auf des Chromatius Villa zusammen gewesen war. Zuerst Zoe, welcher Sebastianus die Sprache wiedergegeben hatte. Sie wurde von einem heidnischen Pöbelhaufen überrascht, als sie am Grabe des heiligen Petrus betete; es wurde ihr schnell der Proceß gemacht und sie wurde mit dem Kopfe über einem rauchigen Feuer aufgehängt, bis sie starb. Ihr Gatte Nikostratus wurde mit drei Andern von der Gesellschaft verhaftet, wiederholt gefoltert und enthauptet. Tran-

[1]) Der Martyrer Saturus, welcher von einem Leoparden zerrissen wurde, richtete sterbend Worte der Ermahnung an den Soldaten Pudens, der noch nicht Christ war. Dann bat er ihn um den Ring, den er am Finger trug, tauchte ihn in sein eigenes Blut, gab ihn zurück und „hinterließ ihm dieses Pfand als Erbtheil und sein Blut als Andenken." Siehe die Acten der heiligen Perpetua und Felicitas, §. 21. Ruinart I, 223.

quillinus, der Vater des Marcus und Marcellianus, neidisch auf Zoe's Krone, betete öffentlich am Grabe des heiligen Paulus; er wurde ergriffen und gleich gesteinigt. Seine beiden Söhne erlitten auch einen grausamen Tod. Die Verrätherei des Torquatus, welcher seine frühern Gefährten bezeichnet hatte, — namentlich auch den muthigen Tiburtius, der jetzt enthauptet wurde,[1]) — erleichterte den Verfolgern ihr Werk sehr.

Sebastianus bewegte sich inmitten dieses Gemetzels nicht wie ein Baumeister, welcher sein Werk durch einen Sturm zerstört, auch nicht wie ein Schäfer, welcher seine Heerde von Räubern weggetrieben sieht; er glich vielmehr einem Feldherrn auf dem Schlachtfelde, welcher nur den Sieg im Auge hat und stolz ist auf Jeden, welcher sein Leben für die Erringung des Sieges dahingibt, eben so bereit, sein eigenes zu opfern, wenn der Sieg dafür erkauft werden kann. Mit jedem Freunde, der vor ihm fiel, wurde ein Band gelöst, welches ihn an die Erde fesselte, und ein neues Band geknüpft, welches ihn zum Himmel hinzog: — eine Sorge weniger hienieden, ein Freund mehr dort oben. Er saß oft einsam oder stand schweigend an den Orten, wo er mit Pankratius verkehrt hatte, und gedachte der frohen Heiterkeit, der schönen Gedanken und der bescheidenen Tugenden des liebenswürdigen Jünglings. Aber er fühlte sich nicht weiter von ihm getrennt, als damals, wo er ihn nach Campanien gesandt hatte. Er hatte seine Pflicht gegen ihn erfüllt; bald sollte nun auch an ihn die Reihe kommen. Er wußte es wohl; er fühlte, wie die Gnade des Martyrthums seine Brust erfüllte, und erwartete in ruhiger Zuversicht die Stunde desselben. Seine Vorbereitung darauf war einfach: was er Werthvolles hatte, vertheilte er unter die Armen und sorgte durch einen Verkauf dafür, daß sein Vermögen nicht confiscirt werden konnte.

Fulvius hatte einen beträchtlichen Theil der confiscirten Güter der hingerichteten Christen erhalten, aber im Ganzen

[1]) Sein Fest wird mit dem seines Vaters Chromatius am 11. August gefeiert, das der heiligen Marcus und Marcellianus am 18. Juni

fand er seine Erwartungen nicht befriedigt. Er hatte sich zwar nicht genöthigt gesehen, den Kaiser, dessen Gegenwart er mied, um Unterstützung anzugehen: aber er hatte auch nichts verdient und er wurde nicht reicher; vielmehr hatte er, um seine Helfershelfer bezahlen zu können, Schulden machen müssen. Jeden Abend mußte er bei Eurotas ein Verhör über den Ertrag des Tages bestehen und manches vorwurfsvolle und höhnische Wort anhören. Jetzt aber, sagte er seinem strengen Herrn, — das war Eurotas geworden, — wolle er ein edleres Wild erjagen: den Lieblings-Offizier des Kaisers, der sich in seinem Dienste ein bedeutendes Vermögen gesammelt haben müsse.

Er brauchte nicht lange auf eine Gelegenheit zu warten. Am 9. Januar war großer Empfang im Palaste, wobei sich natürlich Alle einfanden, welche eine Gnade zu erbitten hatten oder den Zorn des Kaisers fürchteten. Auch Fulvius war dort und wurde, wie gewöhnlich, kalt aufgenommen. Nachdem er schweigend die Flüche angehört, welche der Tyrann vor sich hin murmelte, trat er kühn hervor, beugte das Knie und redete ihn also an:

„Herr, deine Göttlichkeit hat mir oft vorgeworfen, ich hätte durch meine Entdeckungen nur wenig ausgerichtet im Vergleich zu deiner Huld und deiner freigebigen Unterstützung: aber jetzt habe ich das schändlichste Complot und die niederträchtigste Undankbarkeit entdeckt, und zwar in der unmittelbaren Nähe deiner göttlichen Person."

„Was meinst du damit, Bube?" fragte der Tyrann ungeduldig. „Sprich dich gleich aus, oder ich lasse dir die Worte mit einem eisernen Haken aus dem Halse ziehen."

Fulvius stand auf und sagte, indem er die Hand ausstreckte, mit einem bittern und ruhigen Tone: „Sebastianus ist ein Christ."

Der Kaiser sprang wüthend von seinem Throne auf: „Du lügst, Schurke! Du sollst deine Worte beweisen oder du sollst stückweise sterben, wie noch kein Christenhund gestorben ist."

„Ich habe hier hinlängliche Beweise aufgezeichnet," antwortete Fulvius, indem er eine Pergamentrolle hervorzog und sie knieend dem Kaiser überreichte.

Der Kaiser wollte eine zornige Antwort geben, als zu seinem großen Erstaunen Sebastianus mit heiterm Blicke und edeler Haltung vor ihn hintrat und mit dem ruhigsten Tone sagte: „Mein Fürst, ich will dir die Mühe der Untersuchung sparen. Ich bin ein Christ und ich rühme mich dessen.“

Maximianus, ein roher, wenn auch tüchtiger Soldat ohne alle Bildung, konnte sich kaum, wenn er ruhig war, leidlich lateinisch ausdrücken; wenn er aufgebracht war, bestand seine Sprache aus abgebrochenen Sätzen, vermischt mit allen möglichen gemeinen und groben Ausdrücken. In diesem Zustande war er jetzt, und er überhäufte den Sebastianus mit einem Strome von Schmähworten, worin er ihm alle Verbrechen vorwarf und ihm alle Schimpfnamen gab, welche sich in seinem reichen Vorrathe von dergleichen Ausdrücken vorfanden. Die beiden Verbrechen aber, welche er ihm am lautesten und heftigsten vorwarf, waren Undankbarkeit und Verrätherei: er habe eine Viper an seinem Busen genährt, sagte er, einen Skorpion, einen bösen Dämon, und er wundere sich nur, daß er noch lebe.

Der christliche Offizier hielt diesem Hagel von Schimpfreden gegenüber eben so unerschrocken Stand, wie er stets dem Angriffe des Feindes auf dem Schlachtfelde gegenüber gestanden.

„Höre mich an, mein kaiserlicher Herr,“ sagte er, „vielleicht znm letzten Male. Ich habe gesagt, ich sei ein Christ; darin hattest du das beste Unterpfand deiner Sicherheit.“

„Wie meinst du das, Undankbarer?“

„Also, edeler Kaiser: wenn du dich mit einer Leibwache von Männern umgeben willst, die ihren letzten Blutstropfen für dich zu vergießen bereit sind, so gehe zu dem Gefängnisse und befreie die Christen aus den Beinstöcken am Boden und von den Kettenringen an den Mauern; schicke zu den Gerichtshöfen und laß die verstümmelten Bekenner von der Folter und dem Roste holen; sende den Befehl nach den Amphitheatern, daß man die noch lebendigen, verstümmelten Hälften der Christen den Tigern aus den Klauen reiße. Gib ihnen so viel

menschliche Gestalt wieder, als noch möglich ist; gib ihnen dann Waffen in die Hand und stelle sie um dich herum: — diese verstümmelte und mißhandelte Schaar wird mehr Treue, mehr Loyalität und mehr Eifer, dich zu vertheidigen, besitzen, als alle deine dacischen und pannonischen Legionen. Du hast ihnen ihr Blut halb genommen; sie werden willig die andere Hälfte für dich dahingeben."

„Narrheit und Tollheit!" erwiderte der Wilde höhnisch. „Lieber wollte ich mich mit Wölfen umgeben, als mit Christen. Deine Verrätherei beweist mir genug."

„Und was hätte mich hindern können, zu jeder beliebigen Zeit als Verräther zu *handeln*, wenn ich ein Verräther gewesen wäre? Hatte ich nicht Zutritt zu deiner kaiserlichen Person bei Nacht wie bei Tage, und habe ich mich als Verräther gezeigt? Nein, Kaiser, nie ist dir Jemand treuer gewesen, als ich. Aber ich habe noch einen andern und höhern Herrn, dem ich dienen muß, einen Herrn, der uns Beide richten wird; und Seinen Geboten muß ich mehr gehorchen, als den deinigen."

„Und warum hast du, wie ein Feigling, deine Religion verheimlicht? Wohl um dem bittern Tode zu entgehen, den du verdient hast?"

„Nein, Herr. Ich bin eben so wenig ein Feigling wie ein Verräther. Niemand weiß es besser, als du, daß ich weder das eine noch das andere bin. So lange ich meinen Brüdern nützen konnte, habe ich mich nicht geweigert, mitten unter ihrer Niedermetzelung und in meinem Kummer fort zu leben. Aber endlich ist meine Hoffnung erstorben; und ich danke dem Fulvius von Herzen, daß er mir durch seine Anklage die schwere Entscheidung erspart hat, ob ich den Tod suchen oder das Leben ertragen solle."

„Ich will das für dich entscheiden. ‚Tod!' lautet dein Urtheil, und es soll ein langsamer Tod sein. Aber," fügte er leiser bei, als spräche er mit sich selbst, „das darf nicht auskommen; alles soll still unter uns abgemacht werden, sonst möchte sich die Verrätherei weiter verbreiten. Hier, Quadra-

tus, nimm deinen christlichen Tribunen in Gewahrsam. — Hörst du, Tölpel? Warum regst du dich nicht?"

„Weil ich auch ein Christ bin."

Ein zweiter Ausbruch der Wuth, ein zweiter Strom von gemeinen Schimpfworten, der mit dem Befehle endigte, den Centurio gleich zur Hinrichtung abzuführen. Mit Sebastianus sollte anders verfahren werden.

„Ruft den Hyphax her!" brüllte der Tyrann. Nach einigen Minuten trat ein großer, halbnackter Numidier ein. Ein ungeheuer langer Bogen, ein grell bemalter Köcher voll Pfeile und ein kurzes Schwert waren zugleich die Schmucksachen und die Waffen des Hauptmanns der afrikanischen Bogenschützen. Er stand aufrecht vor dem Kaiser, wie eine schöne Statue von Bronze mit glänzenden emaillirten Augen.

„Hyphax, ich habe ein Geschäftchen für dich. Es muß morgen besorgt werden, aber gut," sagte der Kaiser.

„Gut, Herr," erwiderte der Hauptmann mit einem Grinsen, welches seine Zähne, weiß wie Elfenbein, hervortreten ließ.

„Du siehst den Hauptmann Sebastianus?" Der Neger nickte. „Es ist ausgekommen, daß er ein Christ ist."

Wäre Hyphax in seinem Vaterlande gewesen und hätte er plötzlich auf eine verborgene Natter oder in ein Skorpionen-Nest getreten, er wäre nicht mehr erschrocken, als bei der Nachricht, daß er einem Christen so nahe stehe, — er, der die scheußlichsten Götzen verehrte, allen Unsinn glaubte, alle Abscheulichkeiten beging und alle Grausamkeiten verübte.

Maximianus fuhr fort und Hyphax begleitete jeden Satz mit einem Kopfnicken und mit einem Lächeln, — oder was er für ein Lächeln hielt; es war aber kaum ein menschliches Lächeln:

„Du nimmst den Sebastianus mit nach euerm Quartier, und morgen ganz früh, — nicht heute Abend, hörst du? denn ich weiß, um diese Zeit seid ihr alle betrunken, — also morgen früh, wenn euere Hände sicher sind, bindet ihr ihn an einen Baum im Haine des Adonis und schießt ihn langsam zu Tode; langsam, verstehst du? Keinen von euern schönen Schüssen gerade in das Herz oder in das Gehirn, sondern

eine Menge Pfeile, bis er, von Schmerz und Blutverlust erschöpft, stirbt. Verstehst du mich? Nun fort mit ihm! Aber du schweigst, merk's dir, sonst — !"

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Rettung.

Trotz allen Bemühungen, die Sache geheim zu halten, verbreitete sich bald unter Allen, die mit dem Hofe in Verbindung standen, die Nachricht, man habe entdeckt, daß Sebastianus ein Christ sei, und er solle morgen erschossen werden. Auf Niemand machte diese doppelte Nachricht einen so tiefen Eindruck, wie auf Fabiola.

Sebastianus ein Christ! sprach sie zu sich selbst; der edelste, reinste, weiseste unter den vornehmen Römern ein Mitglied dieser gemeinen und dummen Secte! Unmöglich! Und doch scheint es wahr zu sein. Bin ich denn getäuscht worden? War er nicht, was er zu sein schien? War er ein gemeiner Betrüger, der sich tugendhaft stellte und insgeheim ein lasterhafter Mensch war? Auch unmöglich! — Ja, das war in der That unmöglich. Sie hatte sichere Beweise dafür. Er wußte, daß er ihre Hand und ihr Vermögen erhalten konnte, wenn er wollte; und doch hatte er sich ihr gegenüber durchaus hochherzig und zart benommen. Er war, was er schien, davon war sie überzeugt, — nicht vergoldet, sondern Gold. — Aber wie war denn die auffallende Thatsache zu erklären, daß ein Christ im höchsten Grade gut, tugendhaft und liebenswürdig war?

Von Einer Lösung dieser Schwierigkeit ahnte Fabiola nichts, — daß er nämlich alles dieses sei, weil er ein Christ war. Sie sah das Problem nur in einer andern Form: wie er alles das sein könne, trotzdem daß er ein Christ war.

Sie sann hin und her, aber vergebens. Am Ende, dachte sie dann, hatte der gute alte Chromatius doch Recht; vielleicht ist das Christenthum doch nicht das, wofür ich es gehalten habe, und ich hätte mich mehr damit beschäftigen sollen. Ich

bin überzeugt, Sebastianus hat nie die schrecklichen Dinge gethan, die man den Christen Schuld gibt. Und doch wirft alle Welt sie ihnen vor!

Gab es vielleicht eine verfeinerte Form dieser Religion und eine gemeinere, gerade so, wie es bei der philosophischen Secte, der sie anhing, bei dem Epikuräismus, zwei Richtungen gab, eine rohe, materielle, grob sinnliche, und eine verfeinerte, skeptische, denkende? Sebastianus gehörte dann der höhern Klasse an; er verachtete und verabscheute gewiß den Aberglauben und die Laster der gewöhnlichen Christen. Eine solche Hypothese kam ihr nicht ganz unwahrscheinlich vor; aber es blieb ihr doch unbegreiflich, daß ein Mann, wie dieser edele Soldat, irgendwie zu jenem verhaßten Geschlechte gehören könnte. Und doch war er bereit, für den Glauben der Christen zu sterben! Von Zoe und den Andern hatte sie noch nichts gehört, da sie erst Tags zuvor von einer Reise zurückgekommen war, die sie zur Ordnung der Angelegenheiten ihres Vaters nach Campanien gemacht hatte.

Wie schade, dachte sie, daß ich nicht mit Sebastianus mehr über solche Dinge gesprochen habe! Aber jetzt ist es zu spät; morgen soll er sterben. — Dieser zweite Gedanke verursachte ihr einen Schmerz, wie ein in ihr Herz geschossener Pfeil. Es war ihr, als stände ihr ein persönlicher Verlust bevor, als träfe das Loos des Sebastianus Einen, der durch irgend ein geheimnißvolles Band enge mit ihr verbunden wäre.

Ihre Gedanken wurden immer düsterer und trauriger, als sie sinnend in der Abenddämmerung saß. Sie wurde plötzlich daraus geweckt, als eine Sklavin mit einem Lichte eintrat. Es war Afra, die schwarze Sklavin, welche kam, um das Abendessen aufzutragen, welches ihre Gebieterin allein einzunehmen wünschte. Während Afra damit beschäftigt war, sagte sie: „Hast du die Neuigkeit gehört, Gebieterin?“

„Welche Neuigkeit?“

„Nun, daß Sebastianus morgen mit Pfeilen erschossen werden soll. Schade! er war ein hübscher junger Mann.“

„Schweig', Afra, wenn du mir nicht etwas Besonderes über die Sache zu sagen weißt."

„O, natürlich, meine Gebieterin; und ich weiß etwas ganz Erstaunliches. Weißt du, daß es sich herausgestellt hat, daß er zu den schändlichen Christen gehört?"

„Schweig' still, ich bitte dich, und schwätze nicht über Dinge, von denen du nichts verstehst."

„Gewiß nicht, wenn du befiehlst. Ich denke auch, sein Schicksal ist dir durchaus gleichgültig, Gebieterin. Mir wenigstens ist es durchaus gleichgültig. Er wird nicht der erste Offizier sein, den meine Landsleute erschossen haben. Viele haben sie erschossen und Einige haben sie gerettet. Aber das war natürlich reiner Zufall."

Der eigenthümliche Ton, womit sie diese sonderbaren Worte sprach, entging Fabiola's scharfem Ohre und Verstande nicht. Sie blickte zum ersten Male auf und richtete forschend ihre Augen auf das schwarze Gesicht ihrer Sklavin. Sie bemerkte keinen besondern Ausdruck darin; Afra stellte ein Gefäß mit Wein auf den Tisch, als hätte sie nichts gesagt. Endlich fragte Fabiola: „Afra, was wolltest du sagen?"

„O, nichts, Gebieterin. Was kann eine arme Sklavin wissen? Geschweige denn, was kann sie thun?"

„Komm, komm; du meintest mit deinen Worten etwas, das ich wissen muß."

Die Sklavin kam um den Tisch herum und trat nahe vor das Ruhebett, auf welchem Fabiola saß, sah hinter sich und rings um sich und flüsterte dann: „Wünschest du den Sebastianus gerettet zu sehen?"

Fabiola sprang fast auf, als sie antwortete: „Gewiß!"

Die Sklavin legte den Finger an die Lippe, um ihr anzudeuten, sie möge leise sprechen, und sagte dann: „Es wird viel kosten."

„Nenne den Preis."

„Hundert Sestertia[1]) und meine Freiheit."

[1]) Ueber 5000 Thlr.

„Ich gehe die Bedingung ein; aber welche Sicherheit gewährst du mir?“

„Dein Versprechen soll dich nur binden, wenn er vierundzwanzig Stunden nach der Hinrichtung noch lebt.“

„Gut; und welche Sicherheit verlangst du?“

„Dein Wort, Gebieterin.“

„Geh', Afra; verliere keinen Augenblick.“

„Es eilt nicht,“ antwortete die Sklavin ruhig, und beendigte langsam die Vorbereitungen zum Abendessen.

Darauf ging sie gleich zum Palaste nach dem Quartier der Mauritanier und suchte den Hauptmann auf.

„Was willst du, Jubala,“ fragte er, „zu dieser Stunde? Es ist kein Fest heute Abend.“

„Ich weiß das, Hyphax; aber ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen.“

„Was denn?“

„Es betrifft dich, mich und den Gefangenen.“

„Siehe, da ist er,“ sagte der Barbar, indem er auf den Hof wies, in welchen seine Thüre führte; „man sollte nicht meinen, daß er morgen erschossen werden soll. Siehe, wie ruhig er schläft! Er könnte nicht sanfter schlafen, wenn er morgen Hochzeit feiern sollte.“

„Wie du und ich, Hyphax, übermorgen Hochzeit haben.“

„Nun, nicht so eilig; es sind erst noch gewisse Bedingungen zu erfüllen.“

„Nun gut, welche denn?“

„Erstens mußt du frei sein; ich kann keine Sklavin heirathen.“

„Dafür wird gesorgt.“

„Zweitens mußt du eine Aussteuer haben, eine gute Aussteuer, verstehst du? denn ich hatte das Geld nie nöthiger, als jetzt.“

„Auch dafür wird gesorgt. Wie viel erwartest du?“

„Mindestens zweitausend Thaler.“ [1])

[1]) Der Verfasser hat „des leichtern Verständnisses wegen“ hier statt der römischen Münzen entsprechende englische genannt; der Uebersetzer wählt aus demselben Grunde deutsche.

„Ich bringe viertausend.“

„Vortrefflich! Wo hast du all das Geld bekommen? Wen hast du bestohlen, wen hast du vergiftet, meine schöne Priesterin? Warum sollen wir bis übermorgen warten? Laß uns morgen heirathen, oder heute Abend.“

„Still, Hyphax! Das Geld ist ganz ehrlich erworben; aber auch hier sind Bedingungen zu erfüllen. Ich sagte dir, ich sei gekommen, um auch wegen des Gefangenen mit dir zu sprechen.“

„Nun ja; aber was hat er mit unserer bevorstehenden Hochzeit zu thun?“

„Sehr viel.“

„Was denn?“

„Er darf nicht sterben.“

Der Hauptmann sah sie mit einem Gemisch von Wuth und dummer Verwunderung an. Er schien Lust zu haben, Hand an sie zu legen; aber sie blieb unerschrocken und unbeweglich vor ihm stehen; sie schien mit ihren Augen eine zauberische Gewalt auf ihn auszuüben, etwa wie eine Schlange ihres Vaterlandes auf einen Geier.

„Bist du toll?“ rief er endlich aus. „Eben so gut könntest du gleich meinen Kopf verlangen. Hättest du des Kaisers Gesicht gesehen, als er mir seine Befehle ertheilte, du hättest gemerkt, daß er mit dem da nicht spaßen will.“

„Bah, bah, Mann! Natürlich muß der Gefangene wie todt aussehen und es wird berichtet, er sei todt; aber vierundzwanzig Stunden nach der Hinrichtung muß er noch leben.“

„Und wenn er wieder aufkommt?“

„Die andern Christen werden dafür sorgen, daß er verborgen gehalten wird.“

„Vierundzwanzig Stunden sagtest du? Ich wollte es wären zwölf.“

„Aber ich weiß, du kannst das gut berechnen. In der fünfundzwanzigsten Stunde mag er meinetwegen sterben.“

„Es ist unmöglich, Jubala, rein unmöglich; er ist eine zu wichtige Person.“

„Gut denn; unser Handel ist also aus. Das Geld wird

nur unter dieser Bedingung gegeben. Du wirfst viertausend Thaler weg." Sie wandte sich um, als wollte sie gehen.

„Halt! halt!" sagte Hyphax heftig; — der Teufel der Habsucht hatte gesiegt. „Laß sehen! Aber die Hälfte des Geldes geht darauf, um meine Leute zu bestechen und zu tractiren."

„Nun, dafür habe ich noch tausend Thaler vorräthig."

„In der That? Meine Fürstin, meine Zauberin, mein bezauberndes Teufelchen! Aber das ist zu viel für die Schurken. Wir wollen ihnen die Hälfte geben und die andere Hälfte zu der Aussteuer schlagen; was meinst du?"

„Wie du willst; wenn nur alles geschieht, wie ich gesagt habe."

„Abgemacht! Er soll vierundzwanzig Stunden leben, und dann feiern wir eine lustige Hochzeit."

Sebastianus ahnte nichts von diesen schönen Unterhandlungen über seine Rettung. Gleich Petrus schlief er zwischen zwei Wächtern ruhig neben der Mauer des Hofes. Von der Arbeit des Tages ermüdet, hatte er sich heute, was ihm sonst selten möglich war, früh zur Ruhe begeben können; das Marmorpflaster war als Bett für einen Soldaten gut genug. Nachdem er einige Stunden geruht hatte, erwachte er erquickt, und da jetzt alles um ihn herum ruhig war, stand er auf und betete mit ausgestreckten Armen.

Das Gebet des Martyrers ist keine Vorbereitung zum Tode; für einen solchen Tod bedarf es keiner Vorbereitung. Der Soldat, welcher plötzlich erklärt, er sei ein Christ, dann das Haupt neigt und sein Blut mit dem des Bekenners vermischt, den er hinrichten sollte; oder der Freund, welcher den Martyrer begrüßt, den man zum Tode führt, dann ergriffen wird und freudig mit dem Freunde stirbt,[1]) ist eben so gut vorbereitet zum Martyrthume, wie der, welcher Monate betend im

[1]) Als Felix zum Tode geführt wurde, begegnete ihm ein Christ, welcher, als er ihn erkannte, laut ausrief: auch er sei ein Christ, und den Felix küßte. Er wurde mit Felix hingerichtet, und da die Christen seinen Namen nicht wußten, nannten sie ihn Adauctus, den „Zugesellten", - quod sancto martyri Felici adauctus sit ad coronam. Röm. Brevier 30. August.

Gefängnisse zugebracht hat. Das Gebet des Martyrers ist also nicht eine Bitte um Vergebung der Sünden seines Lebens; denn er hat das Bewußtsein jener vollkommenen Liebe, welche die Furcht ausschließt, eine innere Gewißheit jener höchsten Gnade, die mit der Sünde unverträglich ist.

Sebastianus betete auch nicht um Muth oder Stärke; denn er kannte Angst und Schwäche gar nicht. Er hatte auf dem Schlachtfelde im Kampfe für seinen irdischen Herrn dem Tode unerschrocken in's Angesicht gesehen; unendlich freudiger ging er darum dem Tode für seinen himmlischen Herrn entgegen.

Sein Gebet bis zum Morgen war ein freudiger Hymnus der Lobpreisung des Königs der Könige; er stimmte ein in das Loblied, welches die Seraphim mit strahlenden Augen und nie ruhenden Flügeln allezeit dem Herrn singen. Als sein Blick auf die Sterne an dem wolkenlosen Himmel fiel, forderte er sie auf, als pflichttreue Wächter gleich ihm sich das Losungswort des Lobes Gottes zuzurufen; und als der Nachtwind durch die entblätterten Bäume des nahen Adonis-Haines fuhr, forderte er ihn auf, sein ungestümes Brausen zu mäßigen und in sanftern Klängen zu Gottes Ehre in die Saiten der schwankenden Baumäste zu greifen; — waren ja das die einzigen Preisgesänge, welche die Erde in solchen Winternächten Gott darbringen konnte.

Weiter dachte er mit Freuden an das Nahen des Morgens. Schon hatte der Hahn gekräht; bald sollte er jene Aeste über sich rauschen hören zu dem scharfen Zischen fliegender, ihr Ziel nicht verfehlender Pfeile. Er bot sich freudig den scharfen Zungen dieser Pfeile dar, welche gleich Schlangen zischten und lechzten, sein Blut zu trinken. Er bot sich dar, als ein Opfer zu Gottes Ehre und zur Besänftigung Seines Zornes. Er opferte sich insbesondere auch für die bedrängte Kirche und betete, daß durch seinen Tod ihre Leiden möchten gemildert werden.

Dann erhoben sich seine Gedanken von der irdischen zur himmlischen Kirche, gleich dem Adler, der von der höchsten Spitze des Berges zur Sonne emporfliegt. Die Wolken ha-

ben sich verzogen und der blaue gestickte Schleier des Morgens ist zerrissen, gleich dem Vorhange des Allerheiligsten, und er sieht in dessen enthüllte Räume, weit in dasselbe hinein; er sieht über Schaaren von Heiligen und Legionen von Engeln hinaus, die innerste und strahlendste Herrlichkeit, die Stephanus schaute. Und jetzt verstummte sein Preisgesang: Harmonieen klangen zu ihm herüber, so lieblich und so erhaben, daß eine irdische Stimme ein Mißton dazu gewesen wäre; sie klangen zu ihm herüber und erheischten keine Antwort; denn sie brachten den Himmel in seine Seele: und was konnte er dafür wiedergeben? Eine Quelle des reinsten Entzückens, mehr strömendem Lichte als Wasser ähnlich, entsprang zu den Füßen des Lammes [1]) und floß in sein Herz, welches nichts anderes thun konnte, als sie aufnehmen. Aber wie dieser Strom sanft auf ihn zufloß, sah er in seinen hellen Wogen das Bild bald des einen, bald des andern der seligen Freunde, die ihm vorausgegangen waren; es war, als wenn sie aus diesen lebendigen Wassern tränken, darin badeten, spielten und untertauchten, und sich darin gleichsam auflösten.

Sein Antlitz strahlte wie von dem Widerscheine dieser Vision, und das Morgenroth, welches eben erglühte — ach! was für ein blasses Morgenroth ist dieses! — schien in sein Gesicht, als er aufstand und sich mit gekreuzten Armen gegen Osten wandte. Als Hyphax seine Thüre öffnete und ihn sah, hätte er über den Hof kriechen und auf sein Angesicht vor ihm niederfallen mögen.

Sebastianus erwachte wie aus einer Verzückung. Dem Hyphax drang der Klang von Sestertien in die Ohren und erinnerte ihn daran, daß er sie noch zu verdienen habe. Er wählte also aus seinen hundert Leuten fünf Bogenschützen aus, welche einen fliegenden Pfeil mit einem noch schnellern spalten konnten, rief sie in sein Zimmer, sagte ihnen, was für einen Lohn sie verdienen könnten, — von seinem eigenen Antheil an dem Lohne sagte er natürlich nichts, — und sprach mit ihnen ab, wie man es mit Sebastianus machen wolle.

[1]) Vergl. S. 81 Note 1.

Für den Leichnam hatten die Christen bereits insgeheim eine bedeutende Summe geboten; zwei Sklaven sollten draußen darauf warten. Auf die Verschwiegenheit seiner Genossen konnte er sich verlassen.

Sebastianus wurde in den anstoßenden Hof des Palastes geführt, welcher die Quartiere dieser afrikanischen Bogenschützen von seiner eigenen Wohnung trennte. Derselbe war mit Reihen von Bäumen bepflanzt und dem Adonis geweiht. Er ging heiter inmitten seiner Henker; die ganze Schaar folgte ihnen. Die Bogenschützen allein sollten Zuschauer sein und sie sahen die Sache wie eine gewöhnliche Schießübung an. Sebastianus wurde entkleidet und an einen Baum gebunden, während die fünf auserlesenen Schützen kalt und ruhig sich ihm gegenüber stellten. — Es war jedenfalls ein trostloser Tod: kein Freund, kein mitleidiges Herz war in der Nähe, kein Christ, der sein Lebewohl den Gläubigen hätte überbringen, oder für sie seine letzten Worte vernehmen und Zeuge seiner Standhaftigkeit hätte sein können. Mitten in dem mit Menschen gefüllten Amphitheater zu stehen, unter hunderttausend Zeugen der christlichen Standhaftigkeit, die ermuthigenden Blicke Vieler zu sehen und die leisen Segenswünsche einiger liebenden Freunde zu hören, darin lag etwas Aufmunterndes, beinahe etwas Begeisterndes; wenigstens kam dabei die schwache Hülfe natürlicher Erhebung zu der mächtigern Hülfe der Gnade noch hinzu. Selbst das höhnische Jauchzen des Pöbels erhöhte den natürlichen Muth, wie das Geschrei des Jägers das verfolgte Wild nur stärkt. Aber diese Scene war todt und stumm: beim Grauen des Tages, in dem umschlossenen Hofe eines Hauses wurde er mit der gefühllosesten Gleichgültigkeit festgebunden, wie ein Bündel Heu oder eine ausgestopfte Figur, um nach dem Befehle des Tyrannen als Zielscheibe zu dienen; er war allein inmitten einer Horde von schwarzen Wilden, deren Sprache schon widerlich plump und unverständlich war, die aber ohne Zweifel ihre rohen Witze machten und lachten, wie Leute vor einem Spiele oder Scherze zu lachen pflegen: — das alles paßte mehr zu einer grausamen Ermordung

durch Banditen in einem Walde, als zu einem offenen und glorreichen Bekenntnisse des Namens Christi; mehr zu einem Meuchelmorde, als zu einem Martyrium.

Aber Sebastianus achtete darauf nicht. Engel blickten über die Mauer auf ihn hin, und die aufgehende Sonne, welche seine Augen blendete, den Schützen aber das Zielen erleichterte, überstrahlte ihn nicht heller, als das Antlitz des Herrn, welcher sah, was der Martyrer für Ihn litt, — des einzigen Zeugen, auf dessen Gegenwart er Werth legte.

Der erste Mohr spannte seinen Bogen und ein Pfeil drang in das Fleisch des Sebastianus ein. Ein Schütz folgte dem andern, und jeder wurde durch Beifallgeschrei belohnt, da alle Pfeile so geschickt gezielt wurden, daß sie dem kaiserlichen Befehle gemäß nie einen Theil trafen, wo die Wunde tödtlich gewesen wäre, dabei aber diesen Theilen ganz nahe kamen. So ging das grausame Spiel fort; Alles lachte und schrie, scherzte und belustigte sich, und Keiner zeigte einen Funken Mitleid mit dem Martyrer, dessen Glieder mit Blut übermalt waren.[1]) Alle betrachteten die Sache als einen Spaß; für ihn aber war es bitterer Ernst, — der stechende Schmerz jeder neuen Wunde, die Erschöpfung, die Müdigkeit, die harten Bande, die gezwungene Stellung. Aber Ernst war es ihm auch mit der Standhaftigkeit des Herzens, mit der Festigkeit des Geistes, mit dem unerschütterlichen Glauben, der unbesieglichen Geduld, der unersättlichen Liebe zum Leiden für seinen Herrn. Ernst war das Gebet, ernst der Blick zum Himmel, ernst die Sehnsucht, daß die Himmelspförtner kommen und das Thor öffnen möchten.

Es war in der That ein schauervoller Tod; aber das war nicht das Schlimmste. Der Tod kam nicht; die goldenen Thore blieben verschlossen. Der Martyrer — das war er im Herzen — sollte für eine größere Verherrlichung auch hier auf Erden noch erhalten werden, und er fand sich darum nicht plötzlich vom Tode zum Leben hinübergeführt, sondern

[1]) »Membraque picta cruore novo.« Prud. Peristeph. 3, 29.

sank bewußtlos in den Schooß von Engeln. Seine Peiniger sahen, daß es weit genug gekommen war; sie schnitten die Stricke durch, mit denen er gebunden war, und er sank ohnmächtig und allem Anscheine nach todt auf den Teppich von Blut nieder, den er selbst zu seinen Füßen auf dem Boden ausgebreitet hatte. Da lag er nun, wie ein edeler Krieger, — gerade so, wie jetzt sein Marmorbild unter seinem Altare in der Kirche liegt, die ihm geweiht und uns so theuer ist. Schöner können wir ihn uns wenigstens nicht vorstellen.

Eine alte Kapelle steht unter den Ruinen des Palatinischen Hügels an der Stelle, wo er niedersank.[1])

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Das Wiederaufleben.

Die Nacht war weit vorgerückt, als Afra, nachdem sie ihre Unterhandlungen mit Hyphax zu ihrer vollen Zufriedenheit beendigt hatte, nach Hause zurückkehrte. Es war eine kalte Winternacht; darum war sie gut eingehüllt und eben nicht geneigt, sich unterwegs aufzuhalten. Aber die Nacht war doch schön, und der Mond schien mit einer silbernen Hand das weiche Gewand der Meta sudans[2]) zu streicheln. Afra blieb bei dieser stehen, und nachdem sie einige Augenblicke nachdenkend da gestanden hatte, brach sie in ein lautes Gelächter aus, als wenn der schöne Springbrunnen die Erinnerung an etwas Lächerliches in ihr geweckt hätte. Dann wandte sie sich um, um weiter zu gehen; da faßte Jemand kräftig ihren Arm.

„Hättest du nicht gelacht," sagte der Mensch bitter, der sie gefaßt hatte, „so hätte ich dich nicht erkannt. Aber dein Hyänen-Lachen macht dich kenntlich. Hör', die wilden Thiere,

[1]) Diese Kapelle steht zwischen dem Triumphbogen des Titus und dem des Constantinus auf dem Palatinischen Hügel. Die Familie Barberini hat dieselbe jüngst repariren lassen.

[2]) Siehe S. 58.

deine afrikanischen Vettern, antworten darauf vom Amphitheater aus. Worüber hast du gelacht?"

„Ueber dich."

„Wie so?"

„Ich dachte an unsere letzte Zusammenkunft an diesem Orte, und da fiel mir ein, was für ein Narr du doch damals warest."

„Sehr gütig von dir, Afra, daß du an mich dachtest; zumal ich gerade nicht an dich dachte, sondern an deine Landsleute dort in den Zellen."

„Gib deine Unverschämtheit auf und nenne die Leute mit ihrem rechten Namen. Ich bin nicht mehr die Sklavin Afra, wenigstens werde ich es in ein paar Stunden nicht mehr sein, — sondern Jubala, die Gattin des Hyphax, des Hauptmanns der mauritanischen Bogenschützen."

„Ein sehr achtbarer Mann, ohne Zweifel, könnte er nur eine andere Sprache reden, als sein Rothwälsch. Aber diese paar Stunden genügen, um unsere Sache abzumachen. Du hast dich eben geirrt, dünkt mich; du warst es, nicht wahr, die mich bei unserer letzten Zusammenkunft zum Narren gehalten hat? Was ist aus deinen schönen Versprechungen geworden, die du mir damals gabst, und aus dem noch schönern Golde, welches ich dir gab? Mein Gold war echt, deine Versprechungen haben sich, fürchte ich, als Staub erwiesen."

„Ohne Zweifel; denn ein Sprüchwort in meiner Muttersprache sagt: ‚Der Staub an dem Saume des Weisen ist besser als das Gold in dem Gürtel des Thoren.' Aber, um zur Sache zu kommen, — hast du jemals an die Macht meiner Zaubermittel und Liebestränke geglaubt?"

„Freilich habe ich daran geglaubt; ist denn alles Betrug gewesen?"

„Nicht gerade alles; du siehst, Fabius ist beseitigt und seine Tochter ist im Besitze des Vermögens. Das war eine unumgänglich nothwendige einleitende Maßregel."

„Wie, haben denn deine Zaubereien den Vater beseitigt?" fragte Corvinus, erstaunt zurückfahrend.

Es war nur ein augenblicklicher Einfall Afra's gewesen, so zu reden; aber jetzt benutzte sie den Erfolg ihrer Worte und sagte: „Gewiß; was denn sonst? Es ist leicht, Jeden zu beseitigen, der zu sehr im Wege steht."

„Gute Nacht, gute Nacht!" antwortete er sehr ängstlich.

„Warte doch einen Augenblick!" sagte sie freundlicher. „Corvinus, ich gab dir an jenem Abend zwei Rathschläge, die so viel werth waren, als all dein Gold. Dem einen Rath hast du entgegen gehandelt, den andern hast du nicht befolgt."

„Wie so?"

„Sagte ich dir nicht, du solltest den Christen nicht nachjagen, sondern sie in deinen Netzen fangen? Fulvius hat Letzteres gethan und etwas dabei verdient; du hast das Erstere gethan, und was hat es dir eingebracht?"

„Nichts als Verdruß, Schmach und Schläge."

„Der erste Rath, den ich dir gab, war also gut; nun befolge den zweiten."

„Wie denn?"

„Wenn du durch christliche Beute reich genug geworden bist, halte um Fabiola's Hand an. Sie hat bis jetzt jede Bewerbung kalt abgewiesen; aber eins habe ich wohl bemerkt: kein Bewerber war reich. Jeder Verschwender hat nach ihrem Vermögen gestrebt, weil er selbst keins mehr hatte; aber verlaß dich darauf, der Preis ist nur zu gewinnen nach dem Grundsatze: zwei und zwei ist vier. Verstehst du mich?"

„Nur zu gut; doch woher sollen meine zwei kommen?"

„Höre mich an, Corvinus; denn dieses ist unsere letzte Zusammenkunft, und ich habe dich doch eigentlich gern, weil du so gründlich gewissenlos, erbarmungslos und gefühllos hassen kannst." Sie zog ihn näher an sich und flüsterte ihm zu: „Ich weiß von Eurotas, aus dem ich alles herauslocken kann, daß Fulvius einige reiche Christen und Christinnen auf dem Korn hat, namentlich eine. Komm hierher in den Schatten, und ich will dir sagen, wie du ihm seinen Schatz sicher wegkapern kannst. Ueberlaß es ihm, den Mord zu begehen, der nöthig sein wird;

— denn das macht vielleicht Mühe und Verdruß; — aber dann tritt zwischen ihn und die Beute. Er würde es dir jeden Tag gerade so machen."

Sie sprach einige Minuten leise und eifrig mit ihm; endlich rief er laut aus: „Ausgezeichnet!" — Welch ein Wort in einem solchen Munde!

Sie gab ihm durch einen Stoß zu verstehen, er solle schweigen, und sagte, indem sie auf das ihnen gegenüber liegende Gebäude hinwies: „Still! Siehe dort!"

Wie hat sich alles in kurzer Zeit geändert! Das letzte Mal, als diese beiden bösen Menschen an der nämlichen Stelle standen und gegen Andere Verderben sannen, standen an dem Fenster über ihnen zwei tugendhafte junge Leute, welche wie gute Geister es sich angelegen sein ließen, das Gewebe ihrer Bosheit zu zerreißen und ihre bösen Plane zu durchkreuzen. Sie sind jetzt nicht dort; der Eine schläft den Schlaf des Martyrers, der Andere schläft zum letzten Male vor seiner Hinrichtung. Der Tod muß uns wie eine heilige Macht erscheinen, wenn wir sehen, wie viel lieber er die Guten, als die Bösen zu sich nimmt. Er rafft die Blume weg; dem Unkraut läßt er sein giftiges Leben, bis es spät verwelkt. — Aber als jetzt die Beiden aufblickten, standen zwei andere Männer am Fenster.

„Das ist Fulvius," sagte Corvinus, „der eben an's Fenster kam."

„Und der Andere ist sein böser Dämon Eurotas," fügte die Sklavin bei. Beide beobachteten und belauschten sie von ihrer dunkeln Ecke aus.

Fulvius kam gerade wieder an's Fenster mit einem Schwerte in der Hand und besah aufmerksam das Gefäß desselben in dem hellen Mondlichte. Er warf es endlich auf den Boden und rief fluchend aus: „Es ist doch nur Kupfer!"

Eurotas kam mit einem allem Anscheine nach kostbaren Schwertgehenke und untersuchte es sorgfältig. „Lauter falsche Steine! Der ganze Plunder ist wahrhaftig keine hundert Tha-

ler werth. Da hast du wieder ein schlechtes Geschäft gemacht, Fulvius!"

„Immerfort quälst du mich mit deinen Vorwürfen, Eurotas. Und doch hat mich dieser erbärmliche Gewinn das Leben eines der angesehensten Offiziere des Kaisers gekostet."

„Und wahrscheinlich dir auch keinen Dank von seinem Herrn eingebracht." — Eurotas hatte Recht.

Am andern Morgen, als die Sklaven den Leib des Sebastianus abholten, hörten sie zu ihrem Erstaunen eine schwarze, weibliche Gestalt, die an ihnen vorbeiging, flüstern: „Er lebt noch." Statt ihn also nach dem Cömeterium zu bringen, trugen sie ihn in das Gemach der Irene. Da es noch sehr früh Morgens war und der Kaiser am Abend vorher sich nach seinem Lieblings-Palaste auf dem Lateran begeben hatte, so konnten sie dieses unbemerkt thun. Dionysius wurde gleich herbeigerufen und erklärte, keine einzige Wunde sei tödtlich, aber der Blutverlust sei so groß gewesen, daß Wochen darüber vergehen würden, ehe Sebastianus wieder aufstehen könne.

In den nächsten vierundzwanzig Stunden kam Afra fast jede Stunde, um nach Sebastianus' Befinden zu fragen. Als die bestimmte Zeit verflossen war, führte sie Fabiola in Irene's Gemach, damit sie sich selbst überzeuge, daß er noch athme, wenn auch nur ganz schwach. Die Urkunde ihrer Freilassung wurde ausgefertigt, die Geldsumme ausgezahlt, und der ganze Palatinische Hügel sammt dem Forum hallte wider von dem tollen Zechgelage und den scheußlichen Ceremonien, wodurch ihre Vermählung mit Hyphax gefeiert wurde.

Fabiola fragte mit so zärtlicher Besorgniß nach Sebastianus, daß Irene nicht anders glaubte, als sie sei eine Christin. Das erste Mal begnügte sie sich damit, an der Thüre zu fragen und Irene eine bedeutende Summe zur Bestreitung der Kosten von Sebastianus' Verpflegung einzuhändigen; aber zwei Tage später, als er sich besser befand, wurde sie höflich eingeladen, einzutreten, und zum ersten Male in ihrem Leben, so viel sie wußte, befand sie sich nun im Schooße einer christlichen Familie.

Irene war die Witwe des Castulus, eines der Bekehrten, die bei Chromatius gewesen waren. Ihr Gatte war vor Kurzem hingerichtet worden; aber sie blieb noch unbeachtet in den Gemächern, die er im Palaste bewohnt hatte. Zwei Töchter wohnten bei ihr, und Fabiola bemerkte, als sie näher mit ihnen bekannt wurde, einen auffallenden Unterschied in ihrem Benehmen. Die Eine sah offenbar den Sebastianus als einen Eindringling an und kam selten oder nie in seine Nähe; gegen ihre Mutter benahm sie sich unhöflich und stolz; sie war ganz weltlich gesinnt, selbstsüchtig, leichtsinnig und unbesonnen. Die Andere, die jüngere, war das gerade Gegentheil von ihrer Schwester: sanft, folgsam und freundlich, höflich gegen Andere, liebevoll gegen ihre Mutter, besorgt für den armen Kranken. Irene selbst war das Bild einer echten christlichen Matrone aus den mittlern Ständen. Fabiola fand sie nicht sehr geistreich, gelehrt, witzig oder fein gebildet, aber stets ruhig, thätig, verständig und aufrichtig; zudem hatte sie offenbar ein warmes, liebevolles Herz, eine edele Gesinnung und eine bewunderungswürdige Geduld. Die heidnische Dame hatte nie einen solchen Haushalt gesehen: alles war so einfach, frugal und geordnet. Nichts störte das Glück der Familie, als der Charakter der ältern Schwester. Nach einigen Tagen erfuhr man, daß Fabiola keine Christin war; aber darum benahm man sich nicht anders gegen sie. Und nun machte auch sie eine Entdeckung, die aber sehr demüthigend für sie war: die ältere Tochter war auch noch eine Heidin.

Alles was Fabiola sah, machte einen günstigen Eindruck auf sie und trug dazu bei, die harte Rinde des Vorurtheils, welche ihr Herz umgab, zu erweichen. Für jetzt aber war ihre Aufmerksamkeit ganz auf Sebastianus gerichtet, der sich langsam erholte. Sie verabredete mit Irene, daß er nach ihrer Villa in Campanien gebracht werden solle; dort hoffte sie mit ihm über die Religion sprechen zu können. Aber dieser Plan stieß auf ein unüberwindliches Hinderniß.

Wir wollen nicht versuchen, dem Leser zu schildern, was Sebastianus dachte und empfand. Sich nach dem Martyrthum

gesehnt, darum gebetet, alle seine Schmerzen erduldet zu haben; so viel die Menschen wußten, als Martyrer gestorben zu sein; von der Welt Abschied genommen zu haben; und nun wieder zu erwachen, nicht als Martyrer, sondern als gewöhnlicher Erdenpilger, der sein Heil noch wieder verscherzen konnte: das war gewiß ein härteres Loos, als das Martyrthum selbst. Er glich einem Manne, welcher mitten in einer stürmischen Nacht über einen brausenden Strom oder einen unruhigen Golf zu schiffen sucht, um einem erbarmungslosen Feinde zu entrinnen, und welcher, nachdem er Stunden lang sich abgemüht hat, nachdem sein Kahn von dem Strome hin und her getrieben und beinahe umgeworfen worden ist, sich nun doch wieder an dasselbe Ufer zurückgetrieben sieht, von dem er abgefahren war. Oder er glich dem heiligen Paulus, der auf die Erde zurückgesandt und Satan's Faustschlägen wieder preisgegeben wurde, nachdem er die geheimnißvollen Worte gehört hatte, die nur ein Geist auszusprechen vermag. [1]) Aber kein Murren und keine Klage kam über Sebastianus' Lippen. Er betete schweigend den göttlichen Willen an und hoffte, daß es Gottes Rathschluß sei, ihm das Verdienst eines doppelten Martyrthums zu geben. Nach dieser zweiten Krone verlangte er so sehnlich, daß er alle Vorschläge, zu fliehen und sich zu verbergen, abwies. „Ich habe mir jetzt," sagte er hochherzig, „Ein Vorrecht eines Martyrers verdient, — daß ich kühn zu den Verfolgern reden darf. Dieses Recht werde ich ausüben, sobald ich im Stande bin, das Bett zu verlassen. Verpflegt mich also gut, damit es desto eher geschehen könne."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die zweite Krone.

Der Plan, welchen die schwarze Sklavin dem Corvinus verrieth, ist derselbe, von welchem wir schon durch die Unter-

[1]) 2. Kor. 12, 3—7.

haltung des Fulvius mit Eurotas etwas erfahren haben. Fulvius hatte durch die unbefangenen Aeußerungen der blinden Martyrin die Gewißheit erlangt, daß Agnes eine Christin sei, und er hatte jetzt, wie er glaubte, zwei Sehnen an seinem Bogen: er konnte sie entweder durch Drohungen bewegen, ihn zu heirathen, oder sie als Christin angeben und dann einen bedeutenden Theil ihres confiscirten Vermögens erhalten. Der Entschluß, nöthigenfalls diese zweite Alternative zu ergreifen, wurde durch des Eurotas Spöttereien und Zureden befestigt. Da er nicht hoffen konnte, Agnes noch einmal persönlich zu sprechen, so schrieb er ihr einen achtungsvollen, aber dringenden Brief, worin er ihr seine uneigennützige Zuneigung schilderte und sie bat, seine Bewerbung nicht zu verschmähen; am Schlusse deutete er ganz leise an, seine Pflicht würde ihn vielleicht nöthigen, einen andern Weg einzuschlagen, falls seine ergebenste Bitte keine Berücksichtigung finde. Er erhielt eine ruhige und höfliche, aber sehr bestimmte Antwort: seine Bewerbung wurde entschieden und für immer zurückgewiesen. Zudem sprach es Agnes in ihrem Briefe deutlich aus, sie sei schon verlobt dem fleckenlosen Lamme und könne von keinem Sterblichen Ausdrücke persönlicher Zuneigung anhören. Diese Antwort stählte sein Herz gegen das Mitleid; er entschloß sich jedoch, klug zu Werke zu gehen.

Fabiola hatte sich mittlerweile überzeugt, daß Sebastianus entschlossen sei, nicht zu fliehen, und es kam ihr nun der romantische Gedanke, ihn wider seinen Willen zu retten, dadurch, daß sie ihm vom Kaiser Begnadigung erwirkte. Sie kannte nicht die Tiefen der Bosheit, deren ein Menschenherz fähig ist. Sie meinte, der Tyrann könne wohl für einen Augenblick aufbrausen, werde aber nicht zwei Mal einen Menschen zum Tode verurtheilen. Etwas Milde und Mitleid, meinte sie, müsse doch in seiner Brust vorhanden sein; ihre inständigen Bitten und ihre Thränen, hoffte sie, könnten diese Gefühle an's Tageslicht hervorziehen, wie die Sonnenhitze aus dem härtesten Holze den verborgenen Balsam hervorlockt. Sie übersandte also dem Kaiser ein Gesuch um Bewilligung einer Audienz, und

da sie seine Habsucht kannte, so nahm sie sich dabei zugleich die Freiheit, wie sie sagte, ihm ein geringes Zeichen von ihrer und ihres verstorbenen Vaters loyaler Ergebenheit anzubieten. Es war dies ein Ring mit Juwelen von seltener Schönheit und von großem Werthe. Das Geschenk wurde angenommen; außerdem erhielt sie aber nur den Bescheid, sie solle sich mit andern Bittstellern am 20. des Monats vor dem Palaste einfinden und dem Kaiser, wenn er auf dem Wege zum Opfer die große Treppe herabkomme, ihr Bittgesuch überreichen. So wenig ermuthigend dieser Bescheid war, so entschloß sie sich doch, alles zu wagen und ihr Mögliches zu thun.

Der festgesetzte Tag kam, und Fabiola stellte sich in Trauerkleidern, die sie sowohl als Bittstellerin, als auch wegen des Todes ihres Vaters trug, in eine Reihe von viel unglücklichern Personen, von Müttern, Kindern und Schwestern, welche Begnadigungsgesuche für ihre liebsten Verwandten überreichen wollten, die sich im Gefängnisse oder in den Bergwerken befanden. Die geringe Hoffnung, die sie noch hatte, erstarb bei dem Anblick dieser Unglücklichen, deren zu viele waren, als daß Alle eine günstige Antwort hätten erwarten dürfen. Der letzte Funken von Hoffnung wurde bei jedem Schritte, den der Tyrann auf den Marmorstufen that, schwächer, wiewohl sie ihren kostbaren Ring an seiner plumpen Hand funkeln sah. Denn auf jeder Stufe nahm er von einem Unglücklichen eine Bittschrift an, sah verdrießlich hinein und zerriß sie oder warf sie auf den Boden; nur hier und da reichte er eine seinem Secretär, einem Manne, der kaum minder herrisch aussah, als der Kaiser selbst.

Die Reihe sollte nun bald an Fabiola kommen; der Kaiser stand nur noch zwei Stufen höher; ihr Herz pochte, nicht aus Furcht vor dem Kaiser, aber aus Besorgniß wegen Sebastianus' Schicksal. Sie würde gebetet haben, hätte sie gewußt, wie oder zu wem. Maximianus streckte seine Hand aus, um ein ihm hingereichtes Blatt anzunehmen; aber plötzlich zog er die Hand zurück und wandte sich um, da

er laut und nicht gerade ehrerbietig seinen Namen rufen hörte. Auch Fabiola blickte auf, denn sie erkannte die Stimme.

Ihr gegenüber, hoch oben in der weißen marmornen Mauer hatte sie ein in gelben Marmor eingefaßtes offenes Fenster bemerkt, welches einen Gang erhellte, der zu Irene's Wohnung führte. Sie blickte jetzt, als sie die Stimme hörte, empor, und sah in dem Fenster ein schönes, aber ergreifendes Bild. Es war Sebastianus, bleich und abgezehrt, mit fast ätherischen Gesichtszügen, ruhig und ernst, als wäre er keiner Leidenschaft oder starken Aufregung mehr fähig; seine zerfleischte Brust und seine Arme sah man zwischen den Falten des weiten Gewandes, welches er umgeworfen hatte. Er hatte die ihm wohl bekannten Trompetenstöße gehört, welche das Nahen des Kaisers ankündigten, und er war aufgestanden und an das Fenster getreten, um ihn zu begrüßen. [1])

„Maximianus!" rief er mit hohler, aber vernehmbarer Stimme.

„Wer bist du, Schurke, der du den Namen deines Kaisers so unehrerbietig rufst?" fragte der Tyrann, indem er nach ihm hinsah.

„Ich bin gekommen, wie von den Todten, um dich zu warnen; denn der Tag des Zornes und der Rache nahet. Du hast den Boden dieser Stadt mit dem Blute der Heiligen Gottes befleckt; du hast ihre heiligen Leiber in den Fluß oder auf die Düngerstätten vor den Thoren geworfen; du hast Gottes Tempel zerstört, Seine Altäre entweiht und das Erbtheil Seiner Armen geraubt. Wegen dieser und deiner andern Verbrechen und Scheußlichkeiten, wegen deiner Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, wegen deiner Habgier und deines Hochmuthes hat Gott dich gerichtet, und Sein Zorn wird dich bald erreichen; du sollst sterben den Tod des Unterdrückers, und Gott wird Seiner Kirche einen Kaiser nach Seinem Herzen geben. Und dein Andenken soll verflucht sein in der ganzen Welt bis zum Ende der Zeiten. Bekehre dich, so lange du noch Zeit

[1]) Vgl. die Acten des heiligen Sebastianus.

hast, gottloser Mann, und bitte Gott um Verzeihung im Namen des Gekreuzigten, den du bis jetzt verfolgt hast!"

Tiefes Schweigen herrschte, während diese Worte gesprochen wurden. Selbst der Kaiser schien von Ehrfurcht und Schrecken wie gelähmt zu sein; er hatte den Sebastianus gleich erkannt, und es war ihm, als stände er einem Todten gegenüber. Aber er erholte sich bald von seinem Schrecken und rief zornig: „He da! auf der Stelle gehe Einer von euch hinauf und bringe ihn her" (den Namen mochte er nicht aussprechen). „Hyphax, hierher! Wo ist Hyphax? Ich habe ihn ja eben noch gesehen." Aber der Mohr war, sobald er den Sebastianus erkannte, nach seinem Quartier geeilt. „Ha! ich sehe, er ist fort. Gehe hin, du Tölpel, wie heißest du?" — Er redete Corvinus an, der neben seinem Vater stand. — „Gehe zu dem Numidischen Hofe und sage, Hyphax solle auf der Stelle hierher kommen."

Mit schwerem Herzen trat Corvinus seinen Weg an. Hyphax hatte seinen Leuten das Nöthige gesagt und sich mit ihnen in Vertheidigungszustand gesetzt. Nur ein einziger Eingang am Ende des Hofes war offen gelassen, und als der Bote an diesen kam, wagte er nicht einzutreten. Fünfzig Mann standen auf jeder Seite, und Hyphax und Jubala gegenüber. Schweigend und unbeweglich standen sie da, die schwarze Brust und die Arme entblößt, die Bogen gespannt, die Pfeile alle auf die Thüre gerichtet, — gleich einer Reihe von Basalt-Statuen vor einem ägyptischen Tempel.

„Hyphax," sagte Corvinus mit zitternder Stimme, „der Kaiser läßt dich rufen."

„Melde Seiner Majestät unterthänigst in meinem Namen," erwiderte der Afrikaner, „meine Leute hätten geschworen, Niemand solle über jene Schwelle treten, um aus- oder einzugehen, ohne daß sein Rücken oder seine Brust von hundert Pfeilen durchbohrt werde, — bis der Kaiser uns ein Zeichen gesandt, daß er alles vergeben."

Corvinus eilte mit dieser Antwort zurück. Der Kaiser hörte sie lachend an. Die Afrikaner waren Leute, mit denen er sich nicht entzweien mochte. Er verließ sich auf sie, daß sie in der

Schlacht oder bei einem Aufstande die Führer treffen könnten. „Die schlauen Schurken!“ rief er aus. „Da, bringe Hyphax' schwarzem Weibe diesen Ring.“ Er gab ihm Fabiola's kostbaren Ring. Corvinus eilte zurück, überbrachte seine Botschaft und warf den Ring in den Hof. In einem Augenblicke waren alle Bogen gesenkt und alle Sehnen losgelassen. Jubala sprang voll Freude auf den Ring zu und nahm ihn auf. Ein heftiger Faustschlag ihres Gatten warf sie zu Boden und wurde mit lautem Beifallsgeschrei belohnt. Der Wilde nahm den Ring; das Weib stand auf und fing an zu fürchten, daß sie ihre Sklaverei nur mit einer noch schlimmern vertauscht haben möge.

Hyphax entschuldigte sich bei dem Kaiser mit der Hinweisung auf den erhaltenen Befehl. „Hättest du uns gestattet, ihm einen Pfeil durch den Kopf oder durch das Herz zu schießen, so wäre alles richtig besorgt worden. Unter diesen Umständen aber sind wir für nichts verantwortlich.“

„Jedenfalls will ich jetzt selbst sehen, daß alles richtig besorgt wird,“ sagte Maximianus. „Es sollen zwei Leute mit Keulen herkommen!“

Zwei aus seinem Gefolge traten vor; Sebastianus, kaum noch fähig zu stehen, war auch schon dort, milde und unerschrocken. „Nun, Leute,“ sagte der Barbar, „ich möchte nicht gern diese Treppe mit Blut befleckt sehen; darum schlagt ihn mit euern Stöcken todt; macht, daß ihr fertig werdet. — Edele Dame, was ist dein Gesuch?“ fragte er Fabiola, indem er die Hand ausstreckte. Er erkannte sie und redete sie darum etwas achtungsvoller an. Sie war von Schrecken und Abscheu ergriffen und fiel fast in Ohnmacht bei dem Anblicke, den sie vor sich sah. „Herr, ich fürchte, es ist zu spät,“ sagte sie.

„Warum denn zu spät?“ fragte er, indem er in das Blatt sah. Seine Augen funkelten, als er fortfuhr: „Wie! du wußtest, daß jener Sebastianus noch lebte? Bist du eine Christin?“

„Nein, Herr,“ antwortete sie. — Warum wurde es ihr so schwer, dieses Nein auszusprechen? Sie hätte nicht für ihr Leben sagen mögen, sie sei etwas anderes. — Fabiola, dein Tag ist nicht fern!

„Aber, wie du eben sagtest," fuhr der Kaiser heiterer fort, indem er ihr die Bittschrift zurückgab, „ich fürchte, es ist zu spät: dieser Schlag wird wohl der ictus gratiosus [1]) gewesen sein."

„Ich fühle mich unwohl, Herr," sagte sie schüchtern; „darf ich mich entfernen?"

„Gewiß. Ich benutze aber zugleich diese Gelegenheit, mich für den schönen Ring zu bedanken, den du mir geschickt hast und den ich dem Weibe des Syphax geschenkt habe" (ihrer frühern Sklavin!). „Er wird an einer schwarzen Hand noch schöner funkeln, als an meiner. Lebe wohl!" Und er küßte seine Hand mit einem boshaften Lächeln, als wäre nicht das Blut eines Martyrers in der Nähe gewesen, um gegen ihn zu zeugen.

Er hatte Recht; ein heftiger Schlag auf das Haupt war tödtlich gewesen, und Sebastianus war jetzt dort, wo er zu sein sich gesehnt hatte. Er hatte eine doppelte Palme mit hinübergenommen und eine doppelte Krone erhalten. Aber vor der Welt war sein Ende schmachvoll: war er ja gleichgültig zu Tode geschlagen worden, während der Kaiser plauderte. Wie viel Martyrthum liegt in der Schmach des Martyrthums! Wehe uns, wenn wir wissen, daß unsere Leiden uns Ehre erwerben!

Als der Tyrann sah, daß sein Werk vollbracht war, befahl er, wenigstens Sebastianus solle weder in die Tiber noch auf einen Düngerhaufen geworfen werden. „Hängt schwere Gewichte an seinen Leichnam," fügte er bei, „und werft ihn in die Cloake, daß er dort verfaule und die Speise der Würmer werde; die Christen sollen ihn wenigstens nicht haben." — Dies geschah: aber die Acten des Heiligen berichten, in der Nacht sei er der heiligen Matrone Lucina erschienen und habe ihr angegeben, wo seine heiligen Reliquien zu finden seien. Sie gehorchte seinem Befehle, und sein Leib wurde ehrenvoll beigesetzt, wo jetzt seine Basilika steht. [2])

---

[1]) Der Gnadenstoß (coup de grâce), der Schlag oder Stoß, wodurch „den Schmerzen der Verurtheilten ein Ende gemacht" wurde. Den Gekreuzigten die Beine zu zerbrechen, wurde auch als ictus gratiosus betrachtet.

[2]) Ejus corpus in cloacam dejectum Lucina a Sebastiano in somnis

Achtundzwanzigstes Capitel.

Der entscheidende Tag; sein erster Theil.

Es gibt entscheidende Tage im Leben des Menschen und im Leben der Menschheit. Es sind nicht bloß Tage, wie die von Marathon, von Cannä oder von Lepanto, an welchen ein anderer Ausgang von großem Einfluß auf die socialen oder politischen Geschicke der Menschheit gewesen sein würde. Wahrscheinlich konnte auch Columbus sich nicht nur des Tages, sondern selbst der Stunde erinnern, deren Entscheidung der Welt alles, was sie durch ihn gelernt und erlangt hat, und ihm selbst den ausgezeichnetsten Platz sicherte, den er unter ihren berühmten Männern einnimmt. Auch Jeder von uns, so klein und unbedeutend er sein mag, hat seinen entscheidenden Tag gehabt, seinen Tag der Wahl, der sein Lebensschicksal entschieden, seinen Tag der Vorsehung, der seine Stellung oder sein Verhältniß zu Andern geändert, seinen Tag der Gnade, an dem das Geistige über das Irdische gesiegt hat. In welcher Weise es auch gewesen sein mag, jede Seele hat, wie Jerusalem,[1] ihren Tag gehabt.

So auch Fabiola. Hat nicht alles zusammengewirkt, um eine Entscheidung herbeizuführen? Kaiser und Sklavin, Vater und Gast, Gute und Böse, Christen und Heiden, Reiche und Arme, Leben und Tod, Freude und Schmerz, Gelehrsamkeit und Einfalt, Schweigen und Unterhaltung — hat nicht alles dieses in entgegengesetzter Weise auf sie eingewirkt, aber doch alles ihre edele und hochherzige, wenn auch stolze und leidenschaftliche Seele nach Einer Richtung hin geführt, gleichwie der Wind und das Ruder gegeneinander kämpfen, um zusammen das Schiff nach Einer Richtung hin zu treiben? Aber wodurch soll die endliche Wirkung dieser mit einander ringenden Kräfte

admonita, ubi esset et quo loco humari vellet, ad Catacumbas sepelivit, ubi Sancti Sebastiani nomine celebris ecclesia est aedificata. Röm. Brevier, 20. Januar. Vgl. S. 172.

[1]) „O daß du doch erkennen möchtest an diesem deinem Tage" u. s. w. Luc. 14, 42.

entschieden werden? Das kann kein Mensch bestimmen; nur die Weisheit, nicht die Philosophie, kann darüber entscheiden.

Die Ereignisse, mit denen wir uns zuletzt beschäftigt haben, fallen auf den 20. Januar. Der Leser möge in seinen Kalender blicken und sehen, was an dem folgenden Tage gefeiert wird, und er wird uns zugeben, daß dies ein wichtiger Tag in unserer Erzählung sein muß.

Fabiola ging nach ihrer Audienz bei dem Kaiser in Irene's Wohnung, wo sie nichts als Kummer und Schmerz fand. Auch sie fühlte die Trauer, die sie rings um sich her sah; aber sie sah und fühlte, daß ihre eigene Trauer anderer Art sei, als die der Christen. Die Christen waren wie begeistert: durch ihre Trauer brach etwas wie Freude durch, ihre Wolken wurden zu Zeiten von der Sonne beleuchtet und erhellt. Fabiola's Trauer aber war todt und finster, ein dumpfer und schwerer Schmerz, als hätte sie einen hoffnungslosen Verlust erlitten. Ihr Suchen nach dem Christenthum, als der Grundlage aller Weisheit und Liebenswürdigkeit, schien zu Ende sein; er, den sie sich als Lehrer oder Führer gewünscht hatte, war dahingegangen. — Als die Volksmenge vor dem Palaste sich zerstreut hatte, nahm sie Abschied von der Witwe und ihren Töchtern; aber wieder fühlte sie, daß sie die heidnische Schwester nicht so lieben könne, wie die christliche.

Sie setzte sich zu Hause allein hin und versuchte zu lesen; sie nahm ein Buch nach dem andern in die Hand, — die beliebtesten Schriften über den Tod, über die Standhaftigkeit, über die Freundschaft, über die Tugend; aber alle kamen ihr fade, unrichtig und hohl vor. Ihre Melancholie wurde immer tiefer. So saß sie bis zum Abende, wo sie durch ihre griechische Sklavin gestört wurde, die ihr einen Brief brachte. Graja ging an das andere Ende des Zimmers zurück, bestürzt und verwundert über das, was sie sah. Kaum hatte nämlich ihre Gebieterin den Brief angesehen, so sprang sie wild von ihrem Sitze auf, brachte ihr Haar mit den Händen in Verwirrung, welche sie krampfhaft vor die Stirn preßte, blieb so eine Minute stehen mit einem unnatürlich starren Blicke in

den Augen und sank dann mit einem tiefen Seufzer auf ihren Sitz zurück. So blieb sie einige Minuten sitzen, den Brief mit beiden Händen festhaltend, die Arme schlaff herabhangen lassend, scheinbar bewußtlos.

„Wer hat diesen Brief gebracht?“ fragte sie dann ganz ruhig.

„Ein Soldat, Gebieterin,“ antwortete die Sklavin.

„Laß ihn hereinkommen.“

Während Graja hinausgegangen war, faßte sich Fabiola wieder und ordnete ihr Haar. Sobald der Soldat eintrat, fragte sie:

„Woher kommst du?“

„Ich gehöre zu der Wache vor dem Tullianischen Gefängnisse.“

„Wer gab dir den Brief?“

„Die Dame Agnes selbst.“

„Warum ist das arme Kind in's Gefängniß gebracht worden?“

„Ein Mann, Namens Fulvius, hat sie angeklagt, sie sei eine Christin.“

„Sonst nichts?“

„Nein, sonst wird ihr nichts Schuld gegeben.“

„Dann wird die Sache bald geordnet sein. Ich kann bezeugen, daß sie keine Christin ist. Sage ihr, ich würde sogleich kommen, und nimm dies für deine Mühe.“

Der Soldat entfernte sich und Fabiola blieb allein. Wenn etwas zu thun war, wurde ihr Geist gleich kräftig und entschlossen, mochte sich auch nachher das weibliche Gefühl um so schmerzlicher zeigen. Sie hüllte sich ein, ging allein nach dem Gefängnisse, und wurde gleich zu der besondern Zelle geführt, welche man der Agnes mit Rücksicht auf ihren vornehmen Stand und die reichen Geschenke ihrer Eltern eingeräumt hatte.

„Was bedeutet das, Agnes?“ fragte Fabiola rasch, nachdem sie ihre Nichte zärtlich umarmt hatte.

„Ich bin vor einigen Stunden verhaftet und hierher gebracht worden.“

„Ist denn wirklich Fulvius toll und schurkisch genug, eine Anklage gegen dich vorzubringen, die in fünf Minuten zu widerlegen ist? Ich will selbst zu Tertullus gehen und dieser abgeschmackten Beschuldigung gleich widersprechen.“

„Welcher Beschuldigung, meine Liebe?“

„Nun, daß du eine Christin seiest.“

„Das bin ich, Gott sei Dank!“ antwortete Agnes, indem sie das Kreuzzeichen machte.

Diese Worte waren nicht wie ein Donnerschlag für Fabiola: sie fuhr nicht auf, es schwindelte ihr nicht, sie staunte kaum. Seit Sebastianus' Tode sah sie das Christenthum anders an. Sie hatte den christlichen Glauben bei dem gefunden, den sie als ein Muster aller männlichen Tugenden angesehen hatte; es überraschte sie nicht, denselben Glauben bei der zu finden, die sie als den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit geliebt hätte. Die einfache Erhabenheit der Tugend dieses Kindes, seine makellose Unschuld, seine sich stets gleich bleibende Herzensgüte hatten Fabiola eine fast religiöse Ehrfurcht eingeflößt. Ihre Bedenken wurden gemindert, ihr Problem wurde seiner Lösung näher gebracht, da sie fand, daß zwei so unvergleichliche Wesen nicht außer allem Zusammenhange standen, daß sie demselben Boden entstammten. Sie beugte mit einer Art von Ehrfurcht das Haupt und fragte Agnes: „Wie lange bist du denn schon eine Christin?“

„Ich bin es immer gewesen, liebe Fabiola; ich habe, wie wir sagen, den Glauben mit der Muttermilch eingesogen.“

„Und warum hast du mir das verheimlicht?“

„Weil ich sah, wie sehr du in Vorurtheilen gegen uns befangen warest, wie du uns, als dem lächerlichsten Aberglauben und den abscheulichsten Verbrechen ergeben, verabscheutest. Ich sah, wie du uns als ungebildet, unphilosophisch und unvernünftig verachtetest. Du wolltest nichts von uns hören, und der einzige Gegenstand des Hasses für dein edeles Herz war der christliche Name.“

„Das ist wahr, theuerste Agnes; aber ich glaube, hätte ich gewußt, daß du — oder daß Sebastianus sich zum Chri-

stenthum bekannte, ich hätte es nicht hassen können. An dir hätte ich alles lieben können."

„Das meinst du jetzt, Fabiola; aber du kennst nicht die Gewalt allgemein verbreiteter Vorurtheile, das Gewicht von täglich wiederholten Lügen. Wie viele edele Gemüther, klare Köpfe und liebevolle Herzen sind durch ihren verderblichen Einfluß verleitet worden, uns für alles das zu halten, was wir nicht sind, von uns Schlimmeres zu glauben, als das Schlimmste an Andern!"

„Nun ja, Agnes, es ist nicht recht von mir, in deiner jetzigen Lage mit dir zu streiten. Du wirst aber natürlich von Fulvius den Beweis dafür verlangen, daß du eine Christin seiest."

„O nein, liebe Fabiola; ich habe es schon eingestanden und beabsichtige, es auch morgen öffentlich zu bekennen."

„Morgen? Wie! morgen?" fragte Fabiola, entsetzt darüber, daß die Entscheidung schon so nahe sei.

„Ja morgen. Um allem Gerede und aller Aufregung vorzubeugen (wiewohl ich glaube, daß sich nicht Mancher um mich kümmern wird), soll ich in der Frühe verhört und soll die Sache ganz summarisch abgemacht werden. Ist das nicht eine frohe Nachricht, Theuerste?" fragte Agnes lebhaft, indem sie Fabiola's Hand ergriff. Dann rief sie mit ihrem verzückten Blick aus: „Siehe, wonach ich mich lange gesehnt habe, das schaue ich jetzt; worauf ich gehofft habe, das besitze ich jetzt; mit Ihm allein fühle ich mich jetzt im Himmel vereint, den ich hier auf Erden so innig geliebt habe.[1]) O, ist Er nicht schön, Fabiola, viel liebenswürdiger, als die Engel, die Ihn umgeben? Wie süß ist Sein Lächeln, wie mild sind Seine Augen, wie sanft ist der Ausdruck Seines Antlitzes! Und jene süße und gnadenvolle Jungfrau, die Ihn stets begleitet, unsere Königin und Gebieterin, die Ihn allein liebt, wie freundlich winkt sie mir zu, mich ihrem Gefolge anzuschließen! Ich

[1]) Ecce, quod concupivi, jam video; quod speravi, jam teneo: ipsi sum juncta in coelis, quem in terris posita tota devotione dilexi. Officium der heiligen Agnes.

komme, ich komme! — Sie sind vorübergegangen, Fabiola; aber sie kommen morgen früh wieder, — bald schon, und dann scheiden wir nicht mehr."

Fabiola fühlte, wie ihr Herz schwoll und sich hob, als wäre ein neues Element darein eingedrungen. Sie wußte nicht, was es war; aber es schien etwas Besseres zu sein, als bloß menschliche Rührung. Sie hatte den Namen „Gnade" noch nicht gehört. Agnes aber sah die erfreuliche Umwandlung in ihrem Geiste und dankte im Herzen Gott dafür. Sie bat ihre Nichte, vor der Morgendämmerung wieder zu kommen, um Abschied zu nehmen.

Zu der nämlichen Zeit fand im Hause des Präfecten eine Besprechung Statt zwischen diesem würdigen Beamten und seinem noch würdigern Sohne. Der Leser möge sie anhören, um zu vernehmen, um was es sich handelte.

„Allerdings," sagte der Präfect, „wenn die alte Hexe in Einem Punkte Recht gehabt hat, muß sie auch in dem andern Recht haben. Ich weiß aus Erfahrung, wie vieles der Reichthum dazu beitragen kann, jeden Widerstand zu besiegen."

„Und du wirst auch zugeben," fügte Corvinus bei, „unter den Bewerbern um Fabiola's Hand, die wir eben aufgezählt haben, befindet sich nicht ein Einziger, von dem man nicht sagen könnte, es sei ihm hauptsächlich um ihr Vermögen zu thun gewesen."

„Dich selbst nicht ausgenommen, mein lieber Corvinus."

„Freilich; aber die Sache wird anders, wenn ich ihr mit meiner Hand auch der Agnes großes Vermögen anbieten kann."

„Zumal wenn dieses in einer Weise geschieht, welche nach dem, was ich von ihrer hochherzigen und edeln Gesinnung höre, wohl geeignet sein dürfte, sie zu gewinnen. Gibst du ihr dieses Vermögen ohne alle Bedingung und bietest ihr dann deine Hand an, so machst du es ihr dadurch zur Pflicht, dich entweder zu heirathen, oder das Vermögen von dir nicht anzunehmen."

„Vortrefflich, Vater! Die zweite Alternative habe ich noch

gar nicht beachtet. Hältst du es nicht irgendwie für möglich, das Vermögen anders, als durch sie zu erlangen?"

„Nein. Fulvius wird natürlich auf seinen Theil Anspruch machen, und der Kaiser wird wahrscheinlich erklären, er wolle alles für sich behalten; denn er haßt den Fulvius. Aber wenn ich den populären und offenbar ganz vernünftigen Plan vorschlage, das Vermögen der Agnes ihrer nächsten Verwandten zu geben, welche die Götter verehrt, — das thut ja Fabiola, nicht wahr?"

„Gewiß, Vater."

„Nun ja, dann glaube ich, daß der Kaiser auf diesen Vorschlag eingehen wird. Dagegen bin ich überzeugt, es ist gar nicht zu hoffen, daß er das Vermögen mir schenkt. Er würde wüthend werden, schlüge ihm ein Richter etwas der Art vor."

„Wie gedenkst du es also zu machen, Vater?"

„Ich lasse noch diese Nacht ein kaiserliches Rescript aufsetzen. Unmittelbar nach der Hinrichtung gehe ich dann in den Palast, schildere in übertriebenen Ausdrücken den Unwillen des Volkes, welchen diese Maßregel sicher hervorrufen werde, mache den Fulvius allein dafür verantwortlich und stelle dem Kaiser vor, daß es ihm Popularität und Ehre einbringen müsse, wenn er das Vermögen der Hingerichteten ihrer nächsten Verwandten lasse. Er ist eben so eitel, wie grausam und habsüchtig; und da kann man denn ein Laster gegen das andere in den Kampf führen."

„Ganz unübertrefflich, lieber Vater! Ich kann nun ganz ohne Sorgen schlafen. Morgen ist der entscheidende Tag meines Lebens. Meine ganze Zukunft hängt davon ab, ob Fabiola Ja oder Nein sagt."

„Ich hätte aber doch gern," fügte Tertullus bei, indem er aufstand, „diese unvergleichliche Dame erst einmal sehen und die Tiefen ihrer Philosophie einmal sondiren mögen, ehe du deinen Handel mit ihr abschließest."

„Sei unbesorgt, Vater; sie ist es wohl werth, deine Schwie-

gertochter zu werden. — Ja, morgen ist in der That der Wendepunkt meines Lebens!"

Selbst ein Corvinus kann seinen entscheidenden Tag haben — warum nicht auch Fabiola?

Gleichzeitig mit dieser Familienscene fand eine Conferenz zwischen Fulvius und seinem liebenswürdigen Oheim Statt. Als Letzterer spät Abends nach Hause kam, fand er seinen Neffen gedankenvoll und allein in seiner Wohnung sitzen. „Nun, Fulvius," fragte er, „ist sie in Sicherheit?"

„Ja, Oheim, wenn sie hinter Riegeln und Mauern sicher ist; aber ihr Geist ist so frei und unabhängig, wie jemals."

„Das thut nichts; scharfer Stahl macht mit dem Geiste kurzen Proceß. Aber ist ihr Schicksal sicher — und sind die Folgen desselben sicher?"

„Wenn nichts dazwischen kommt, ist ihr Schicksal entschieden; die Folgen hangen noch von kaiserlicher Laune ab. Aber ich gestehe es, ich fühle Schmerz und Reue bei dem Gedanken, ein so junges Leben um eines so unsichern Erfolges willen geopfert zu haben."

„Fulvius," sagte der alte Mann strenge, und sah dabei so kalt aus, wie ein grauer Felsen im Morgen-Nebel, „ich hoffe, du wirst nicht weichherzig. Weißt du, was für ein Tag morgen ist?"

„Ja, der zwölfte vor den Kalenden des Februar." [1])

„Es ist immer dein entscheidender Tag gewesen. Um das Vermögen einer andern Person zu erlangen, begingst du an diesem Tage —"

„Still, still!" unterbrach ihn Fulvius in der furchtbarsten Angst. „Warum erinnerst du mich immer gerade an alles das, was ich am liebsten vergessen möchte?"

„Darum, weil du dich selbst vergessen willst, und weil das nicht sein darf; ich muß dir jeden Vorwand dazu nehmen, dich von Gewissen, Tugend oder auch nur Ehre leiten zu lassen. Es ist eine Narrheit, wenn Jemand Mitleid mit einer Person

[1]) Der 21. Januar.

affectirt, die seinem Glücke im Wege steht, nachdem er gethan hat, was du ihr gethan hast."

Fulvius biß sich in stummem Aerger auf die Lippen und schlug die Augen nieder; sein Gesicht war feuerroth. Eurotas fuhr fort: „Nun, morgen also ist wieder ein entscheidender Tag für dich, und wahrscheinlich der letzte. Laß uns die Sache ruhig überlegen. Du gehst also zum Kaiser und verlangst den dir von Rechtswegen zukommenden Theil des confiscirten Vermögens. Gesetzt, du erhältst ihn?"

„Ich werde ihn so schnell wie möglich verkaufen, meine Schulden bezahlen und mich in ein Land zurückziehen, wo mein Name noch nie gehört worden ist."

„Und gesetzt, deine Forderung wird verweigert?"

„Unmöglich, unmöglich!" rief Fulvius aus, schon von dem bloßen Gedanken daran gefoltert. „Es gehört mir, und ich habe es sauer verdient. Es kann mir nicht verweigert werden."

„Ruhig, mein junger Freund! Sprechen wir ganz kaltblütig über die Sache. Denke an unser Sprichwort: ‚Auf dem Wege vom Steigbügel bis zum Sattel ist schon Mancher gefallen.' Angenommen, dein Recht würde dir verweigert?"

„Dann bin ich ruinirt. Ich habe keine andere Aussicht mehr, mein Vermögen hier wieder zu erlangen. Auch dann muß ich fort von hier."

„Gut, und wie viel hast du an dem Janus-Bogen[1]) zu bezahlen?"

„Mindestens zweihundert Sestertia[2]) an Capital und Zinseszinsen zu fünfzig Procent schulde ich dem gewissenlosen Juden Ephraim."

„Welche Sicherheit hast du ihm dafür gestellt?"

„Meine sichern Aussichten auf die Besitzungen dieser Dame."

„Und wenn deine Erwartungen getäuscht werden, glaubst du, er werde dich entfliehen lassen?"

„Gewiß nicht, wenn er es hindern kann. Aber wir müs-

[1]) Auf oder nahe bei dem Forum standen mehrere dem Janus geweihte und nach diesem benannte Bogen; in der Nähe derselben hatten die Wucherer und Geldverleiher ihren Stand.

[2]) An 10,000 Thaler.

sen uns für alle Fälle bereit halten, und zwar müssen wir gleich ganz im Geheimen unsere Vorbereitungen treffen.“

„Das überlaß mir, Fulvius. Du siehst, wie entscheidend der morgige Tag für dich ist, oder vielmehr der heutige: denn der Morgen ist nicht mehr fern. Leben oder Tod kann er bringen; es ist der wichtigste Tag deines Lebens. Muth also, oder vielmehr eine unbeugsame Entschlossenheit möge dich stählen, dein Schicksal zu entscheiden!“

Neunundzwanzigstes Capitel.

Derselbe Tag; sein zweiter Theil.

Der Tag grauet noch nicht und doch sprechen wir schon von seinem zweiten Theile; wie geht das zu? — Lieber Leser, haben wir denn nicht mit der ersten Vesper des Tages begonnen, die sowohl dem heutigen wie dem gestrigen Tage, der Agnes sowohl wie dem Sebastianus angehört? Haben nicht diese Beiden die Vesper zusammen gesungen ohne Eifersucht und in brüderlicher Eintracht: er vom Himmel her, in den er am Morgen eingegangen ist, sie von dem Gefängnisse aus, in welches sie am Abend gebracht wurde? Glorreiche Kirche Christi, groß bist du in deiner Einheit, die du vom Himmel bis unter die Erde hinabreichst, überallhin, wo der Kerker eines Gerechten ist!

Fulvius verließ seine Wohnung und ging in die kalte, scharfe Nachtluft hinaus, um seine glühende Stirn abzukühlen und sein fieberisch kreisendes Blut zu beruhigen. Er wandelte ohne bestimmtes Ziel umher; aber unvermerkt kam er dem Tullianischen Gefängnisse immer näher. Da er doch buchstäblich keine Liebe kannte, was zog ihn dorthin? Es war ein eigenthümliches Gefühl, zusammengesetzt aus so bittern Ingredienzien, wie sie je den Becher eines Giftmischers gefüllt haben. Es waren nagende Gewissensbisse, es war gekränkter Stolz, es war quälende Habgier, es war demüthigende Scham, es war das ängstliche Gefühl, daß der Augenblick nahe, wo

er seiner Schurkerei die Krone aufsetzen sollte. Freilich war er abgewiesen, verhöhnt, gedemüthigt worden durch ein Kind, da doch dessen Vermögen nöthig für ihn war, um ihn vor Armuth und vor dem Tode zu bewahren, — so dachte er; aber dennoch hätte er noch lieber ihre Hand, als ihr Haupt gehabt. Agnes' Ermordung kam ihm als eine empörende Abscheulichkeit vor, — falls sie sich irgendwie vermeiden ließe. Er entschloß sich also, noch einen Versuch zu machen, sie zu retten.

Er war jetzt vor dem Thore des Gefängnisses angekommen. Er wußte das Losungswort, sprach es aus und wurde eingelassen. Auf sein Verlangen führte man ihn zu der Zelle seines Opfers. Agnes erschrack nicht und floh nicht in einen Winkel, wie ein Vogel, in dessen Käfig der Habicht eingedrungen ist; ruhig und unerschrocken stand sie vor ihm.

„Verschone mich wenigstens hier, Fulvius!" sagte sie sanft. „Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben; laß mich diese in Frieden zubringen."

„Edele Dame," antwortete er, „ich bin gekommen, diese Stunden, wenn du willst, zu Jahren zu verlängern und statt des Friedens dir Glück zu bringen."

„Wenn ich dich recht verstehe, muß ich antworten, daß doch jetzt gewiß die Zeit zu diesen traurigen Eitelkeiten vorüber ist. Wenn du zu mir, die du dem Tode überliefert hast, so redest, so ist das im besten Falle eine Spötterei."

„Keineswegs, schöne Dame. Dein Schicksal liegt in deiner Hand; nur dein Eigensinn würde dich dem Tode überliefern. Ich bin gekommen, um dir noch ein Mal meine Hand und mit ihr dein Leben anzubieten. Es ist das letzte Mal."

„Habe ich dir nicht schon gesagt, daß ich eine Christin bin und lieber tausend Leben dahingeben, als meinen Glauben verleugnen will?"

„Dieses Letztere verlange ich nicht mehr. Die Thore deines Gefängnisses stehen mir noch offen. Fliehe mit mir, und trotz allen kaiserlichen Decreten sollst du eine Christin und doch am Leben bleiben."

„Habe ich dir nicht ferner deutlich gesagt, daß ich bereits verlobt bin meinem Herrn und Heiland Jesus Christus, und daß ich Ihm allein ewig treu bleiben werde?“

„Narrheit und Tollheit! Bleibe eigensinnig und es harret deiner, was du mehr fürchtest, als den Tod, und was dir diese Grille für immer aus den Gedanken vertreiben wird.“

„Ich fürchte nichts für Christus. Denn wisse, ich habe einen Engel, der mich stets bewacht und der nicht zugeben wird, daß der Magd seines Herrn Leides geschieht.[1]) Aber jetzt gib deine unwürdige Zudringlichkeit auf, und laß mir das letzte Vorrecht der Verurtheilten, — die Einsamkeit.“

Fulvius hatte allmälig die Geduld verloren und konnte seinen Zorn nicht länger bemeistern. Wieder war er abgewiesen worden, nochmals beschämt von einem Kinde, dem jetzt zudem das Schwert über dem Haupte hing! Eine nicht mehr zurückzuhaltende Flamme loderte aus der glimmenden Gluth in seinem Herzen empor, und in einem Augenblicke verschmolzen sich die giftigen Ingredienzien, welche wir als in seinem Herzen vermischt beschrieben haben, zu einem einzigen schwarzen Tropfen — Haß. Mit flammendem Blicke und drohender Geberde rief er ihr zu: „Elendes Weib, ich gebe dir jetzt noch ein Mal Gelegenheit, dich zu retten; was willst du, das Leben mit mir oder den Tod?“

„Den Tod wähle selbst ich für sie lieber, als das Leben mit einem Scheusal, wie du bist,“ rief eine Stimme von der Thüre her.

„Sie soll ihn haben!“ antwortete er, die Faust ballend und der Person, die zuletzt gesprochen, einen wüthenden Blick zusendend. „Und auch du sollst zu Grunde gehen, wenn du es noch ein Mal wagst, deinen fluchwürdigen Schatten auf meinen Pfad zu werfen!“

Fabiola war zum letzten Male allein mit Agnes. Sie hatte einige Minuten lang unbemerkt den Kampf zwischen Agnes und Fulvius beobachtet: — wie ein Kampf zwischen einem

[1]) »Mecum enim habeo custodem corporis mei angelum Domini.« Officium der heiligen Agnes.

Engel des Lichts und einem Geiste der Finsterniß würde er ihr erschienen sein, wenn sie eine Christin gewesen wäre; und in der That glich Agnes einem Engel des Lichts, wenn überhaupt ein menschliches Wesen einem solchen gleichen kann. Zur Vorbereitung auf das Fest ihrer vollkommenen Vereinigung mit ihrem Heiland, wo sie den Bund der ewigen Liebe mit ihrem Blute besiegeln sollte, wie Er ihn mit dem Seinigen besiegelt, — hatte sie über ihre schwarzen Trauerkleider ein weißes und fleckenloses Brautgewand angelegt. Mitten in dem dunkeln Gefängnisse, in welchem nur eine einzige Lampe brannte, stand sie strahlend und fast blendend da, während der Versucher, in seinen dunkeln Mantel gehüllt, und sich niederbeugend, um durch die niedrige Thüre des Gefängnisses fort zu eilen, einem schwarzen und überwundenen Dämon glich, der in einen Abgrund sinkt.

Fabiola sah ihr in's Antlitz, und sie meinte, dasselbe sei nie auch nur halb so lieblich gewesen. Keine Spur von Zorn, von Furcht, von Angst oder Aufregung war darin zu sehen; kein Erbleichen, kein Erröthen, kein Wechsel von hektischer Aufregung und blasser Entmuthigung. Ihre Augen strahlten noch milder als gewöhnlich; ihr Lächeln war so sanft und heiter, wie es je gewesen, wenn sie mit einander geplaudert hatten. Ferner bemerkte Fabiola in ihrem Wesen einen solchen Adel und eine solche Erhabenheit, daß sie an die ehrfurchtgebietende Erscheinung und an die ambrosische Atmosphäre erinnert wurde, woran, nach den Mythen der Dichter, Wesen aus einer höhern Sphäre auf Erden erkannt werden.[1]) Sie mochte es nicht Begeisterung nennen, denn es zeigte sich nichts von Leidenschaftlichkeit dabei; aber es war ein Ausdruck und ein Auftreten, wie sie es nur bei Menschen für möglich hielt, in deren Seelen Tugend und Geist im höchsten Grade sich vereinigten. Darum trat bei ihr an die Stelle der Liebe nun dieses Gefühl, welches religiöser Ehrfurcht näher kam.

Agnes ergriff Fabiola's beide Hände, drückte sie auf ihre ruhige Brust und sah ihr mit der innigsten Liebe in's Ge-

[1]) Incessu patuit Dea. Virgil.

sicht. Dann sagte sie: „Fabiola, ich habe vor meinem Tode noch eine Bitte an dich. Du hast mir nie eine Bitte abgeschlagen; du wirst mir auch diese gewähren."

„Rede nicht so, theuerste Agnes; du brauchst nicht zu bitten; du kannst mir jetzt gebieten."

„Dann versprich mir, daß du dich gleich bemühen willst, die Lehren des Christenthums kennen zu lernen. Ich weiß, du wirst sie annehmen, und dann wirst du mir nicht mehr so erscheinen, wie jetzt."

„Wie erscheine ich dir denn jetzt?"

„Dunkel, dunkel, theuerste Fabiola. Wenn ich dich anblicke, so sehe ich in dir einen edeln Geist, eine hochherzige Gesinnung, ein liebevolles Herz, einen gebildeten Verstand, ein feines sittliches Gefühl und ein tugendhaftes Leben. Was kann man an einem Weibe mehr wünschen? Und doch schwebt vor meinen Augen über all diesen herrlichen Gaben eine Wolke, die ihren dunkeln Schatten darauf wirft, den Schatten des Todes! Treibe sie weg, und alles wird licht und hell werden."

„Ich fühle es, liebe Agnes, ich fühle es. Wenn ich vor dir stehe, komme ich mir vor wie ein schwarzer Flecken im Vergleich zu dem hellen Glanze, der dich umgibt. Aber wie kann ich, wenn ich eine Christin werde, hell werden wie du?"

„Du mußt durch den Strom hindurchgehen, der uns trennt." Fabiola erstaunte, — sie dachte an ihren Traum. „Ein erfrischendes Wasser wird über deinen Leib fließen und mit dem Oele der Freude werden deine Glieder gesalbt werden; dann wird die Seele rein werden wie neugefallener Schnee, und das Herz weich wie das des Kindes. Aus diesem Bade wirst du als eine neue Creatur hervorgehen, wiedergeboren zu einem neuen und unsterblichen Leben."

„Und werde ich dann alles das verlieren, was du eben an mir gepriesen hast?" fragte Fabiola etwas niedergeschlagen.

„Wie der Gärtner," antwortete die Martyrin, „einen kräftigen, aber wilden Stamm auswählt, und darauf ein kleines Reis von einem fruchtbaren und süßen Baume pfropft, und

wie dann die Blüthen und Früchte dieses letztern dem ersten gehören, ohne daß derselbe etwas von der Schönheit, Pracht und Kraft verliert, die er zuvor hatte, — so wird auch das neue Leben, welches du empfangen wirst, die kostbaren Gaben der Natur und der Erziehung, die du schon besitzest, veredeln, erhöhen und heiligen, — den Sinn dieses Wortes wirst du kaum verstehen. Ja, welch ein herrliches Wesen wird das Christenthum aus dir machen, Fabiola!"

„In welch eine neue Welt führst du mich ein, liebe Agnes! Ach, daß du mich nicht schon vor der Schwelle derselben verließest!"

„Horch!" rief Agnes in freudigem Entzücken. „Sie kommen, sie kommen! Du hörst die regelmäßigen Tritte der Soldaten in dem Gange. Es sind die Brautführer, welche kommen, um mich abzuholen. Aber ich sehe dort oben die weiß gekleideten Brautführerinnen auf den hellen Morgenwolken herbeischweben und mir winken. Ja, meine Lampe ist zugerichtet und ich gehe dem Bräutigam entgegen. Lebe wohl, Fabiola! Weine nicht über mich! O, daß du mit mir fühltest, wie selig es ist, für Christus zu sterben! Und jetzt will ich ein Wort zu dir reden, womit ich dich nie zuvor angeredet: — Gott segne dich!" Sie machte das Kreuzzeichen auf Fabiola's Stirn. Fabiola umarmte sie krampfhaft, Agnes erwiderte die Umarmung ruhig und zärtlich, — das war ihre letzte Umarmung auf Erden. Fabiola eilte nach Hause, von einem neuen und hochherzigen Entschlusse beseelt; Agnes überlieferte sich den von Scham erfüllten Wächtern.

Ueber den ersten Theil des Martyrthums der Agnes wollen wir einen Schleier werfen, wiewohl die alten Väter und die Kirche in ihren Tagzeiten ihn als eine Verdoppelung ihrer Krone hervorheben.[1]) Es genügt, zu sagen, daß ihr Engel

[1]) »Duplex corona est praestita martyri — die Martyrin erhielt eine doppelte Krone." Prudentius. — Habetis igitur in una hostia duplex martyrium, pudoris et religionis. Et virgo permansit et martyrium obtinuit. Ambrosius (im Officium der heiligen Agnes).

sie beschützte,[1]) und daß ihre reine Gegenwart ein Haus der Schande in ein liebliches Heiligthum verwandelte.[2]) — Es war noch früh am Morgen, als sie wieder vor dem Richterstuhle des Präfecten auf dem Forum stand, unverändert und unerschrocken, ohne ein Erröthen in ihrem lächelnden Antlitze und ohne einen Schmerz in ihrem unschuldigen Herzen. Nur ihr langes Haar, das Symbol der Jungfräulichkeit, war aufgelöst und floß in goldenen Wellen auf ihr schneeweißes Gewand herab.[3])

Es war ein herrlicher Morgen. Mancher wird sich erinnern, daß es ein schöner Tag war, wenn er an dem jährlichen Fest ihres Martyrthums aus dem Nomentanischen Thore (jetzt Porta Pia) nach der Kirche, welche den Namen unserer jungfräulichen Martyrin trägt, hinausging, um zu sehen, wie an ihrem Altare die beiden Lämmer gesegnet werden, aus deren Wolle man die Pallien macht, welche der Papst den Erzbischöfen übersendet. Schon sind die Mandelbäume weiß, nicht von Reif, sondern von Blüthen; die Erde um die Weinstöcke herum wird aufgelockert, und der Frühling scheint in den schwellenden Knospen verborgen zu sein, die nur auf einen Wink von dem lauen Südwinde warten, um aufzubrechen und sich auszubreiten.[4]) Der Himmel ist wolkenlos, und die Atmosphäre hat gerade die Temperatur, die man liebt, da die schon kräftige Sonne die leicht frostige Luft nicht erhitzt, aber milde macht. So haben wir es am Tage der heiligen Agnes oft erlebt,

[1]) »Ingressa Agnes turpitudinis locum, angelum Domini praeparatum invenit.« Officium der heiligen Agnes.

[2]) Die Kirche der heiligen Agnes auf der Piazza Navona, eine der schönsten in Rom.

»Cui posse soli Cunctipotens dedit
Castum vel ipsum reddere fornicem
. . . .
Nil non pudicum est, quod pia visere
Dignaris almo vel pede tangere.«

Prudentius.

[3]) „Non intorto crine caput comptum, — ihr Haupt war nicht umgeben von gekräuselten Haaren.“ Der heilige Ambrosius (de Virg. l. 1, c. 2). Vergl. die Beschreibung der heiligen Eulalia bei Prudentius (Peristeph. 3, 31).

[4]) »Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni.« Horaz.

wenn wir mit Tausenden von frohen Pilgern zu ihrem Heiligthum eilten.

Der Richter saß auf dem offenen Forum, und eine ziemlich große Volksmenge stand in einem Halbkreise um den Platz, den außer den Christen nicht Mancher gern betrat. Unter den Zuschauern waren zwei, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen; sie standen einander gegenüber an den beiden Enden des Halbkreises, den die Menge bildete. Es war ein junger Mann, in seine Toga eingehüllt, mit einem tief eingedrückten Hute über den Augen, so daß seine Gesichtszüge nicht zu erkennen waren, — und eine Dame von vornehmem Aussehen, die in aufrechter Haltung dastand, eine Gestalt, wie man sie an einem solchen Orte sonst nicht zu finden pflegt. Sie trug einen Mantel, der sie vom Kopfe bis zu den Füßen ganz umhüllte, wie die schöne antike Statue, die den Künstlern unter dem Namen „Pudicitia — Keuschheit" bekannt ist. Der Mantel war von indischer Arbeit, von kostbaren Karmesin-, Purpur- und Gold-Fäden gewebt, ein wahrhaft kaiserliches Gewand, wie man es noch weniger, als die Dame selbst, an diesem Orte der Grausamkeit und des Blutes zu finden hätte erwarten sollen. Eine Dienerin stand neben ihr, eben so sorgfältig verhüllt, wie ihre Gebieterin. Der Geist der Dame schien nur bei einem einzigen Gegenstande zu verweilen, als sie unbeweglich, den Arm auf einen Marmorpfosten stützend, da stand.

Agnes wurde von ihren Wächtern auf den offenen Platz geführt und stand unerschrocken vor dem Richterstuhle. Ihre Gedanken schienen ganz wo anders zu weilen; sie bemerkte nicht einmal die Beiden, welche, bis sie erschien, Aller Blicke auf sich gezogen hatten.

„Warum ist sie nicht gefesselt?" fragte der Präfect ärgerlich.

„Es war nicht nöthig; sie geht ganz gutwillig," antwortete Catulus, „und sie ist so jung."

„Aber sie ist so eigensinnig wie das älteste Weib; lege ihr gleich Handschellen an."

Der Henker durchsuchte eine Anzahl dieser Zierrathen, —

in den Augen der Christen waren sie das wirklich; — er wählte endlich die leichtesten und kleinsten aus, die er finden konnte, und legte sie ihr um die Gelenke. Agnes schüttelte heiter und lächelnd die Hände, und die Handschellen fielen, gleich der Natter des heiligen Paulus, klirrend zu ihren Füßen.[1])

„Es sind die kleinsten, die wir haben, Herr," sagte der Henker mit sanfterer Stimme; „ein so junges Kind sollte andere Armbänder tragen."

„Schweige, Mensch!" gebot der Richter zornig. Dann wandte er sich zu der Gefangenen und sagte sanfter: „Agnes, ich habe Mitleid mit deiner Jugend, mit deinem Stande und mit der schlechten Erziehung, die du erhalten hast; ich möchte dich gern retten. Besinne dich eines Bessern, so lange es noch Zeit ist. Entsage den falschen und verderblichen Grundsätzen des Christenthums, gehorche den kaiserlichen Edicten und opfere den Göttern."

„Es ist vergeblich," antwortete sie, „mich noch länger zu versuchen. Mein Entschluß ist unabänderlich. Ich verachte deine falschen Gottheiten und kann nur den Einen lebendigen Gott lieben und anbeten. — Ewiger Herrscher, thue weit auf die Thore des Himmels, die vordem den Sterblichen verschlossen waren! Christus, rufe zu Dir die Seele, welche sich nach Dir sehnt, welche längst Dir als Opfer geweiht ist durch das Gelübde der Jungfräulichkeit und welche jetzt Deinem Vater geopfert wird durch das Martyrthum!"[2])

„Ich sehe, ich verschwende die Zeit," sagte der Präfect ungeduldig; denn er bemerkte, daß unter der Volksmenge Aeußerungen des Mitleids laut wurden. „Schreiber, fasse das Urtheil

[1]) Nunc ferratis colla manusque ambas inserere nexibus. Sed nullus tam tenuia membra poterat nexus includere. Ambrosius (im Officium der heiligen Agnes).

[2]) »Aeterne Rector, divide januas
Coeli obserratas terrigenis prius,
Ac te sequentem, Christe, animam voca
Cum virginalem, tum Patris hostiam.«
Prudent. Peristeph. 14.

ab. Wir verurtheilen Agnes, wegen Verachtung der kaiserlichen Edicte mit dem Schwerte enthauptet zu werden."

„Auf welcher Straße und bei welchem Meilensteine soll das Urtheil vollstreckt werden?" [1]) fragte der Scharfrichter.

„Es mag gleich hier vollstreckt werden," war die Antwort.

Agnes erhob einen Augenblick ihre Hände und Augen zum Himmel; dann kniete sie ruhig nieder. Mit eigenen Händen zog sie ihr seidenes Haar über das Haupt und bot ihren Nacken dem Schwertstreiche dar. [2]) Es folgte eine Pause; denn der Henker zitterte vor Rührung und konnte das Schwert nicht schwingen. [3]) Als das Kind allein da kniete, in seinem weißen Gewande, die Arme züchtig über den Busen gekreuzt, mit gebeugtem Haupte, so daß die ambrafarbigen Locken fast bis auf den Boden herabhingen und sein Antlitz verschleierten, — da hätte man es nicht unpassend mit einer seltenen Pflanze vergleichen können, deren zarter Stengel, weiß wie Lilien, sich niederbeugt unter der üppigen Fülle ihrer goldenen Blüthen.

Der Richter verwies zornig dem Henker sein Zögern und gebot ihm, unverzüglich seine Pflicht zu thun. Der Mann fuhr mit dem Rücken seiner rauhen linken Hand über die Augen, und erhob sein Schwert. Man sah dieses einen Augenblick in der Luft blinken, und in dem nächsten Augenblicke lagen Stengel und Blume kaum von einander getrennt auf dem Boden. Man hätte meinen können, sie sei zum Gebete niedergesunken, wäre nicht ihr weißes Gewand gleich purpurfarben geworden, — gewaschen im Blute des Lammes. [4])

Der Mann zur Rechten des Richters hatte mit festem Auge zugesehen, wie der Henker seinen Streich führte, und um

[1]) Die Enthauptung wurde gewöhnlich vor den Thoren, bei dem zweiten, dritten oder vierten Meilensteine vollzogen; aber aus Prudentius und andern Schriftstellern geht hervor, daß die heilige Agnes auf dem Platze hingerichtet wurde, wo sie verurtheilt worden war, — wie das auch in einigen andern Fällen geschah.

[2]) Prudentius.

[3]) Cerneres trepidare carnificem, quasi ipsi addictus fuisset, tremere percussoris dexteram. Ambrosius (im Officium der heiligen Agnes).

[4]) Apok. 22, 14.

seinen Mund spielte ein triumphirendes Lächeln. Die Dame auf der andern Seite hatte ihr Gesicht abgewendet, bis das Gemurmel, welches laut wird, wenn eine Volksmenge eine Zeit lang athemlos aufmerksam gewesen ist, ihr sagte, daß alles vorbei sei. Nun trat sie kühn vor, nahm den prächtigen Brocat-Mantel von ihrer Schulter und breitete ihn wie ein Leichentuch über den Leib der Enthaupteten aus. Lauter Beifall folgte diesem schönen Acte echt weiblichen Zartgefühls.[1]) Die Dame stand jetzt in Trauerkleidern vor dem Richterstuhle.

„Herr," sagte sie mit klarer und vernehmlicher, aber bewegter Stimme, „gewähre mir eine Bitte. Laß nicht ferner die rauhen Hände deiner Knechte die heiligen Ueberreste dieser Jungfrau berühren und entweihen, welche ich mehr als alles auf Erden geliebt habe; erlaube mir, sie in das Grab ihrer Väter zu bringen; denn sie war edel, wie sie gut war."

Tertullus antwortete, offenbar gereizt: „Wer du auch sein magst, edele Dame, deine Bitte kann nicht gewährt werden. Catulus, sorge dafür, daß die Leiche, wie gewöhnlich, in den Fluß geworfen oder verbrannt wird."

„Ich bitte dich, Herr," wiederholte die Dame dringend, „bei der Achtung, die du vor weiblicher Tugend hast, bei jeder Thräne, die eine Mutter über dich vergossen, bei jedem freundlichen Worte, welches je eine Schwester zu dir gesprochen hat, wenn du krank oder bekümmert warst; bei jedem Dienste, den sie dir mit sanfter Hand geleistet haben, beschwöre ich dich, gewähre meine inständige Bitte. Wenn du heute Abend nach Hause zurückkehrst, dann werden vielleicht Töchter dir an der Thüre entgegenkommen und deine Hand küssen; sie ist befleckt mit dem Blute eines tugendhaften Kindes — du kannst stolz sein, wenn deine Töchter sind, wie dieses war: — aber mache wenigstens, daß du ihnen sagen kannst, du habest dem jungfräulichen Zartgefühle, welches auch sie schätzen, diese geringe Berücksichtigung nicht verweigert."

[1]) Prudentius a. a. O. erwähnt, daß plötzlich fallender Schnee den auf dem Forum liegenden Leib der heiligen Eulalia bedeckte.

Es gab sich eine so allgemeine Theilnahme kund, daß Tertullus, um dieselbe zu unterdrücken, die Dame scharf fragte: „Ei, bist du auch eine Christin?"

Sie schwieg einen Augenblick; dann antwortete sie: „Nein, Herr, ich bin keine Christin; aber ich gestehe, wenn irgend etwas geeignet ist, mich dazu zu machen, so ist es das, was ich heute gesehen habe."

„Was meinst du damit?"

„Daß zur Erhaltung der Religion des Reiches solche Wesen, wie sie, die du getödtet hast," — die Thränen unterbrachen sie für einen Augenblick — „sterben müssen, während Ungeheuer, welche die menschliche Gestalt und den menschlichen Namen schänden, am Leben bleiben und glücklich sind. O Herr, du weißt nicht, was du heute von der Erde vertilgt hast! Sie war das reinste, süßeste, heiligste Wesen, welches ich je auf Erden gekannt habe, in Wahrheit die Blüthe des Frauengeschlechtes, wenngleich noch ein Kind. Und sie könnte noch leben, hätte sie nicht die Hand eines gemeinen Abenteurers ausgeschlagen, welcher sie mit seinen widerlichen Anträgen verfolgte in die Einsamkeit ihres Landsitzes, in das Heiligthum ihres Hauses und selbst in ihren Kerker. Darum hat sie sterben müssen, weil sie ihn nicht mit ihrem Vermögen bereichern und durch ihre Hand adeln wollte, — jenen asiatischen Spion!"

Sie zeigte mit ruhiger Verachtung auf Fulvius. Dieser sprang hervor und rief wüthend aus: „Das ist eine schändliche Lüge und Verleumdung, Herr! Agnes hat öffentlich eingestanden, sie sei eine Christin."

„Höre mich an, Herr," fuhr die Dame mit edeler Würde fort, „daß ich ihn überführe, und lies in seinem Gesichte den Beweis dessen, was ich sage. Hast du nicht, Fulvius, diesen Morgen früh das unschuldige Kind in seinem Kerker aufgesucht? Hast du ihr nicht gesagt, — ich habe es gehört, wiewohl du mich nicht sahest, — daß sie, wenn sie deine Hand annehmen wolle, nicht nur ihr Leben retten, sondern auch trotz der kaiserlichen Befehle eine Christin bleiben könne?"

Fulvius stand todtenblaß da; er stand da, wie Jemand noch einen Augenblick steht, der durch das Herz geschossen oder von einem Blitzstrahle getroffen ist. Er sah aus, wie ein Mensch, über den das Urtheil gesprochen wird, — nicht das Todesurtheil, sondern das Urtheil, ewig am Pranger zu stehen, als der Richter ihn also anredete:

„Fulvius, dein Gesicht bestätigt diese schwere Anklage. Ich könnte dich gleich verhaften lassen. Aber folge meinem Rathe und mache dich für immer fort von hier. Fliehe, und verbirg dich nach einer solchen Schurkerei vor dem Unwillen aller gerechten Menschen und vor der Rache der Götter. Laß dich hier, auf dem Forum oder auf irgend einem öffentlichen Platze in Rom nicht wieder blicken. Wenn diese Dame es verlangt, so will ich jetzt gleich ihre Klage gegen dich annehmen. — Kann ich vielleicht die Ehre haben, edele Dame," fragte er in dem achtungsvollsten Tone, „deinen Namen zu erfahren?"

„Fabiola," antwortete sie.

Der Richter war nun die Freundlichkeit selbst, — sah er ja seine zukünftige Schwiegertochter vor sich. „Ich habe oft von dir gehört, edele Dame," sagte er, „von deiner hohen Bildung und von deinen erhabenen Tugenden. Du bist zudem mit diesem Opfer des Verrathes nahe verwandt und hast ein Recht darauf, ihren Leichnam zu verlangen. Du darfst darüber verfügen." Die ersten Worte wurden durch ein lautes Zischen und Pfeifen unterbrochen, welches den Fulvius begleitete, als er sich, bleich vor Scham, Schrecken und Wuth, entfernte.

Fabiola dankte dem Präfecten und winkte der Syra, die mit ihr gekommen war. Die Sklavin gab einem Andern ein Zeichen, und sogleich traten vier Sklaven mit einer Sänfte vor. Fabiola gab nicht zu, daß außer ihr und Syra Jemand die Leiche berührte; sie hoben dieselbe vom Boden auf, legten sie in die Sänfte und bedeckten sie mit dem prächtigen Leichentuche. „Tragt diesen Schatz nach dem elterlichen Hause," sagte sie und folgte mit ihrer Sklavin der Bahre als Leidtragende. Ein kleines Mädchen, welches in Thränen zerfloß,

fragte schüchtern, ob es mitgehen dürfe. „Wer bist du?" fragte Fabiola. — „Ich bin die arme Emerentiana, ihre Milchschwester," antwortete das Kind, und Fabiola faßte es freundlich bei der Hand und nahm es mit.

Sobald die Leiche entfernt worden war, drängte sich eine Schaar von Christen, Männer, Weiber und Kinder, herbei, um Schwämme und leinene Tücher in das Blut zu tauchen. Vergebens fielen die Wächter mit Peitschen, Stöcken und sogar mit schärfern Waffen über sie her, so daß Manche ihr eigenes Blut mit dem der Martyrin vermischten. Wenn ein Fürst bei seiner Krönung oder bei seinem ersten Einzuge in seine Hauptstadt nach alter Sitte Hände voll Gold- und Silbermünzen unter die Menge wirft, so drängt man sich nicht eifriger um diese ausgestreuten Schätze, als die alten Christen um das, was sie höher schätzten, als Gold und Edelsteine, um die Rubintropfen, welche aus dem Herzen eines Martyrers flossen, der für seinen Herrn starb. Aber Alle machten Einem Platz und erkannten dessen Vorrang an, — es war hier der Diakon Reparatus, der gekommen war, um mit Lebensgefahr ein Fläschchen mit dem Blute der Agnes zu füllen, daß es als ein Siegel zur Beglaubigung ihres Martyrthums auf ihr Grab gelegt würde.

Dreißigstes Capitel.

Derselbe Tag; sein dritter Theil.

Tertullus eilte gleich nach dem Palaste, zum Glücke oder Unglücke für diese Candidaten des Martyrthums. Dort traf er den Corvinus mit dem fertigen Rescripte, welches zierlich in großen Uncialbuchstaben geschrieben war. Er hatte das Recht, gleich zum Kaiser zu gehen. Er erstattete amtlich Bericht über die Hinrichtung der Agnes, schilderte in übertriebenen Ausdrücken den Unwillen, welchen dieselbe bei dem Volke hervorrufen könne, und schob alles auf das ungeschickte Verfahren des Fulvius, dessen schlimmste Handlung er jedoch

verschwieg, da er fürchtete, er möchte ihm dann den Proceß machen müssen und es könnten dadurch seine eigenen Plane bekannt werden. Er unterschätzte den Werth von Agnes' Eigenthum und versicherte endlich, es werde ein huldvoller Gnadenact sein und gewiß viel zur Beschwichtigung der Unzufriedenheit beitragen, wenn der Kaiser dasselbe ihrer Verwandten, welche die nächste Erbin sei, überweise. Er schilderte Fabiola als eine junge Dame von außerordentlichem Geiste und wunderbarer Gelehrsamkeit, welche dem Dienste der Götter eifrig ergeben sei und täglich dem Genius des Kaisers opfere.

„Ich kenne sie," sagte Maximianus lachend, als wäre ihm etwas sehr Drolliges eingefallen. „Die arme Närrin! Sie hat mir einen kostbaren Ring gesandt und gestern für das Leben des elenden Sebastianus gebeten, gerade als sie ihn todtgeschlagen hatten." Er lachte herzlich darüber; dann fuhr er fort: „Ja, ja, gewiß; eine kleine Erbschaft wird sie ohne Zweifel für den Verlust jenes Kerls trösten. Laß ein Rescript abfassen, und ich will es unterzeichnen."

Tertullus zog das Rescript hervor und sagte, er habe dasselbe im vollen Vertrauen auf des Kaisers großmüthige Huld bereits aufsetzen lassen. Der kaiserliche Barbar setzte eine Unterschrift darunter, die einem Schulknaben Schande gemacht hätte. Der Präfect übergab das Document gleich seinem Sohne.

Kaum hatte er den Palast verlassen, als Fulvius eintrat. Er war zu Hause gewesen, um Hofkleider anzulegen und durch Wasser und Parfümerieen aus seinem Gesichte die Spuren der Aufregung des Morgens zu entfernen. Es quälte ihn eine Ahnung, daß er in seinen Erwartungen würde getäuscht werden. Die kaltblütige Weise, in der Eurotas am Abend vorher darüber gesprochen, hatte ihn darauf vorbereitet; das Mißlingen aller seiner Plane und die vielen Unannehmlichkeiten dieses Tages hatten seine Befürchtung erhöht. Ein Weib schien in der That geboren zu sein, ihm in den Weg zu treten und seine Absichten zu vereiteln, wohin er sich auch wenden mochte,

„Aber, Dank den Göttern," dachte er, „hier kann sie mir nicht im Wege stehen. Sie hat diesen Morgen meinen Ruf für immer zerstört; aber sie kann auf meine rechtmäßige Belohnung keinen Anspruch machen. Sie hat mich zu einem Verbannten gemacht, aber es steht nicht in ihrer Gewalt, mich zum Bettler zu machen." Das schien seine einzige Hoffnung zu sein. Aber die Verzweiflung trieb ihn voran, und er entschloß sich, seine Ansprüche auf das confiscirte Vermögen der Agnes vor dem einzigen Nebenbuhler, den er fürchtete, vor dem habgierigen Kaiser selbst, nach Kräften geltend zu machen. Er war bereit, sein Leben dafür auf's Spiel zu setzen; denn wenn seine Hoffnung vereitelt wurde, war er zu Grunde gerichtet. Nachdem er einige Zeit gewartet hatte, ging er in das Audienz-Zimmer und trat mit dem unterwürfigsten Lächeln vor den Kaiser.

„Was willst du hier?" war seine Begrüßung.

„Herr," antwortete er, „ich komme, um unterthänigst deine kaiserliche Gerechtigkeit zu bitten, mir baldigst meinen Antheil von dem Vermögen der Dame Agnes überweisen zu lassen. Auf meine Anklage hin ist sie als Christin verurtheilt worden und sie hat eben die gerechte Strafe derjenigen erlitten, welche den kaiserlichen Edicten nicht gehorchen."

„Das ist alles ganz gut; aber wir haben gehört, wie einfältig du, wie gewöhnlich, die ganze Sache betrieben und wie du dadurch im Volke Murren und Unzufriedenheit gegen uns erregt hast. Je schneller du dich darum aus unserer Gegenwart entfernst und den Palast und die Stadt verlässest, desto besser wird es für dich sein. — Verstehst du? Wir geben gewöhnlich einen solchen Rath nicht zwei Mal."

„Ich will auf der Stelle jeder Weisung deines allerhöchsten Willens gehorchen, — aber ich bin fast ganz entblößt; befiehl, daß mir das, was von Rechtswegen mein ist, überwiesen werde, und ich reise unverzüglich ab."

„Kein Wort mehr," antwortete der Tyrann, „sondern mache dich auf der Stelle fort! Was das Vermögen angeht, welches du so hartnäckig verlangst, so kannst du das nicht

bekommen. Wir haben es sammt und sonders durch ein unwiderrufliches Rescript einer ausgezeichneten und verdienstvollen Person überwiesen, der Dame Fabiola."

Fulvius sprach nichts mehr, sondern küßte dem Kaiser die Hand und entfernte sich langsam. Er sah wie ein ruinirter, gebrochener Mann aus. Man hörte ihn nur, als er aus dem Thore ging, sagen: „Also doch hat sie mich auch zum Bettler gemacht!"

Als er nach Hause kam, staunte Eurotas, welcher seine Antwort in den Augen seines Neffen las, über dessen Ruhe. „Ich sehe," bemerkte er trocken, „alles ist vorbei."

„Ja. Sind deine Vorbereitungen getroffen, Eurotas?"

„Beinahe. Ich habe die Juwelen, das Hausgeräthe und die Sklaven mit einigem Schaden verkauft; aber mit der Kleinigkeit, die ich noch in Händen hatte, können wir sicher nach Asien kommen. Ich habe den Stabio behalten, weil er der zuverlässigste unter unsern Dienern ist. Er wird unser geringes Reisegepäck auf sein Pferd nehmen. Zwei andere Pferde werden für dich und mich bereit gehalten. Ich muß nur noch Eins haben, dann bin ich reisefertig."

„Was denn?"

„Das Gift. Ich habe es gestern Abend bestellt; aber es wird erst Mittags fertig sein."

„Wozu das?" fragte Fulvius etwas erschrocken.

„Das weißt du ja," antwortete der Andere unbewegt. „Ich will anderswo noch Einen Versuch machen; aber so viel steht fest: meines Vaters Familie soll nicht in Armuth sterben; sie soll ehrenvoll untergehen."

Fulvius biß sich auf die Lippe und sagte: „Nun gut, wie du willst. Ich bin das Leben leid. Verlasse das Haus so bald als möglich, daß dich Ephraim nicht mehr findet; und sorge, daß du bald nach dem Dunkelwerden mit den Pferden am dritten Meilensteine der Latinischen Straße bist. Dort will ich dich treffen; denn auch ich habe vor meiner Abreise noch ein wichtiges Geschäft abzumachen."

„Was denn?" fragte Eurotas sehr neugierig.

„Das kann ich Niemand sagen, selbst dir nicht. Aber wenn ich zwei Stunden nach Sonnenuntergang nicht bei dir bin, so gib mich auf und rette dich ohne mich."

Eurotas sah ihn scharf mit seinem kalten schwarzen Auge an, mit einem Blicke, womit er den Fulvius immer durchschaute; er suchte zu erkennen, ob derselbe vielleicht daran denke, ihm zu entfliehen. Aber Fulvius sah ruhig und ungewöhnlich offen aus, und der Alte fragte nicht weiter. Während dieses Gespräches hatte Fulvius seine Hofkleidung abgelegt und Reisekleider angezogen. Er machte sich bereit, abzureisen, ohne erst wieder in das Haus zurückkehren zu müssen, und nahm darum auch seine Waffen mit; außer dem Schwerte noch eine sehr gefährliche Waffe, einen jener feingeschliffenen krummen Dolche, die man nur im Oriente kannte. Diesen Dolch steckte er in den Gürtel, aber so, daß er unter dem Kleide verborgen war.

Eurotas begab sich sofort zu dem Numidischen Quartier im Palaste und fragte nach Jubala. Sie brachte ihm zwei Fläschchen von verschiedener Größe und wollte ihm gerade einige Erläuterungen geben, als ihr Mann halb betrunken, halb wüthend herbeikam. Eurotas hatte eben noch Zeit, die Flaschen beizustecken und der Jubala ein Geldstück in die Hand zu drücken, ehe Hyphax ihm nahe kam. Sein Weib hatte ihm von den Anträgen gesagt, die ihr Eurotas vor ihrer Heirath gemacht, und hatte dadurch in seinem heißen afrikanischen Blute eine Eifersucht rege gemacht, die sich bis zum Hasse steigerte. Der Wilde stieß sein Weib aus dem Zimmer und hätte mit dem Syrier Händel angefangen, wenn dieser nicht, da er seinen Zweck erreicht hatte, nachgiebig gewesen wäre und dem Hauptmann der Bogenschützen versichert hätte, er werde nie wieder kommen.

Es ist jedoch Zeit, daß wir zu Fabiola zurückkehren. Der Leser würde wahrscheinlich nicht sehr überrascht sein, wenn wir sagten, sie sei als Christin nach Hause zurückgekehrt. Dem war aber nicht so. Was wußte sie auch jetzt schon vom Chri-

stenthum, daß man sie eine Christin hätte nennen können? An Sebastianus und Agnes hatte sie deren uneigennützige, hochherzige und überirdische Tugend bewundert, und sie war jetzt bereit, den christlichen Glauben als die Wurzel derselben anzuerkennen. Sie sah, daß dieser Glaube Motive, Grundsätze, einen erhabenen Geist, einen gewissenhaften Muth und einen entschlossenen, tugendhaften Willen gebe, wie kein anderes Religionssystem. Sie ahnte auch schon, daß die erhabenen Mittheilungen Syra's über eine unsichtbare Sphäre der Tugend und über einen allsehenden Weltbeherrscher aus derselben Quelle stammten. Aber alles das erschien ihr doch nur als ein großartiges System von theils praktischen, theils speculativen Sittenlehren und Wahrheiten, ähnlich wie andere philosophische Systeme. Von da war noch weit bis zum Christenthum. Sie hatte bis jetzt noch nichts gehört von seinen wirklichen und wesentlichen Lehren, von seinen unergründlichen, aber dem Geiste theilweise zugänglichen Geheimnissen, von dem ehrfurchtgebietenden, umfangreichen und himmelhohen Bau des Glaubens, welchen die einfältigste Seele umschließen kann, wie eines Kindes Auge ein vollkommenes Abbild eines Berges umschließt, wenn auch ein Riese ihn nicht zu ersteigen vermag. Sie hatte noch nie gehört von Gott, der Einer ist in der Dreifaltigkeit, von dem Sohne, der gleichwesentlich mit dem Vater und um der Menschen willen Fleisch geworden ist. Sie hatte noch nichts vernommen von der wundervollen Geschichte der Erlösung durch Gottes Leiden und Sterben. Sie kannte noch nicht Nazareth, Bethlehem und den Calvarienberg. Wie konnte sie also, mit allem diesem unbekannt, sich eine Christin nennen oder eine Christin sein?

Wie viele Namen mußten ihr noch bekannt nnd werth werden, welche ihr jetzt noch unbekannt waren oder barbarisch klangen, — Maria, Joseph, Petrus, Paulus, Johannes, den süßesten aller Namen nicht zu erwähnen, den Namen, der Balsam ist für das verwundete Herz und süß, wie Honig, der aus den vollen Honigscheiben träufelt! Und wie vieles mußte sie noch lernen von den Mitteln, das Heil zu wirken

auf Erden in der Kirche: von der Gnade, den Sacramenten, dem Gebete, der Liebe Gottes und des Nächsten! Wie große noch unerforschte Strecken lagen noch jenseit des kleinen Raumes, den sie kennen gelernt hatte!

Nein; als Fabiola, erschöpft von den Erlebnissen des vorigen Tages und der Nacht und von den traurigen Scenen des Morgens, nach Hause zurückkehrte und sich in ihr Gemach zurückzog, da war sie vielleicht keine Philosophin mehr, aber auch noch keine Christin. Sie befahl allen ihren Dienern, den Hof, wo ihr Gemach war, zu verlassen, damit sie durch kein Geräusch gestört würde, und Niemand zu ihr zu lassen. So saß sie einsam und schweigend mehrere Stunden, zu aufgeregt, als daß sie hätte einschlummern können. Sie trauerte lange über Agnes, wie eine Mutter über ein plötzlich gestorbenes Kind. Aber war nicht die Wolke, welche sie überschattete, viel heller als damals, wo sie über der Bahre ihres Vaters schwebte? Kam es ihr nicht als eine Verhöhnung der Vernunft, als ein Spott gegen die menschliche Natur vor, zu denken, daß sie zu Grunde gegangen, — daß sie in ihrem glänzenden Gewande, mit ihrem lächelnden Antlitze und mit ihrem heitern einfachen Herzen sollte hinübergegangen sein — in das Nichts; daß sie verlockt sein sollte durch Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeit, Reinigkeit und Wahrheit, weiter und immer weiter, bis sie, die Arme weit ausgestreckt, um sie zu umfassen, an einen Abgrund kam, aus der ihr die Vernichtung entgegen gähnte? Nein, Agnes, davon war sie überzeugt, war irgendwie und irgendwo glücklich, oder Gerechtigkeit war ein bedeutungsloses Wort.

„Wie eigenthümlich," dachte sie weiter, „daß Alle, die ich als ungewöhnlich tugendhaft kennen gelernt habe, daß Männer, wie Sebastianus, und Jungfrauen, wie Agnes, zu der verachteten Secte der Christen gehören! Nur Eine ist noch übrig, und morgen will ich sie fragen."

Als sie ihre Gedanken von diesen abwandte und sich in der heidnischen Welt umsah, als sie sich Fulvius vorstellte, und Tertullus, und den Kaiser, und Calpurnius, — sie schau=

derte, als ihr unwillkürlich auch ihr Vater in den Sinn kam, — da fühlte sie schmerzlich den Contrast zwischen Gemeinheit und sittlichem Adel, zwischen Laster und Tugend, Beschränktheit und Weisheit, niedriger Sinnlichkeit und geistiger Erhabenheit. So wurde ihr Herz zu einer Form, für die sich eine vollkommene Gestalt finden mußte, um sie auszufüllen, — sonst mußte die Form zerbrechen; ihre Seele lechzte, wie ein ausgedörrter Boden, dem der Himmel sein erfrischendes Wasser senden muß, wenn er nicht zu einer ewigen Wüste werden soll.

Agnes verdiente gewiß wohl den Ruhm, durch ihren Tod ihre Verwandte bekehrt zu haben; aber hatte nicht ein anderes, demüthigeres Wesen einen ältern Anspruch darauf, — ein Mädchen, welches die Freiheit ausgeschlagen und sein Leben zum Opfer angeboten hatte, um diesen Preis zu gewinnen? Und hatte Syra nicht schon einmal Agnes gebeten, nicht zwischen sie und ihren Lohn zu treten?

Während Fabiola einsam und traurig da saß, wurde sie plötzlich durch das Eintreten eines Fremden gestört, welcher unter dem ominösen Titel „ein Bote des Kaisers" eingeführt wurde. Der Pförtner hatte ihm erst den Eintritt verweigert; aber da der Fremde ihm versicherte, er komme mit einem wichtigen Auftrage vom Kaiser, so fragte der Pförtner bei dem Haushalter an, und dieser meinte, einem solchen Gesandten dürfe der Eintritt nicht verweigert werden.

Fabiola blickte verwundert auf, und ihr Verdruß wurde etwas gemindert, als sie den lächerlichen Aufzug sah, in welchem eine so wichtige Person erschien. Corvinus trat mit der Grazie eines Hanswurstes näher, hielt eine blumenreiche Anrede, die offenbar sehr sorgfältig aufgesetzt, aber schlecht auswendig gelernt war, und legte ihr ein kaiserliches Rescript und seine eigene aufrichtige Liebe, der Dame Agnes' Vermögen und seine eigene plumpe Hand zu Füßen. Fabiola begriff gar nicht die Verbindung zwischen diesen beiden Geschenken und ahnte nicht, daß durch das eine die Annahme des andern bewirkt werden sollte. Sie ersuchte ihn also, dem Kaiser ihren unterthänigsten Dank für seine Huld abzustatten, und fügte bei: „Sage, ich sei

heute zu krank, um ihm persönlich meinen Dank abstatten zu können."

„Diese Besitzungen waren, wie du weißt, confiscirt," stammelte Corvinus ganz verwirrt, „und mein Vater hat sie für dich ausgewirkt."

„Das war nicht nöthig," sagte Fabiola; „denn sie waren mir längst vermacht und wurden mein Eigenthum in dem Augenblicke" — sie stockte, und nachdem sie sich mit einiger Anstrengung gefaßt hatte, fuhr sie fort — „in dem Augenblicke, wo sie aufhörten, eines Andern Eigenthum zu sein; sie verfielen darum gar nicht der Confiscation."

Corvinus verstummte, denn er verstand diese Schlußfolgerung nicht. Endlich stammelte er einige Worte, welche eine unterthänige Bitte sein sollten, Fabiola möge ihn als Bewerber um ihre Hand anerkennen, welche aber Fabiola als eine Bitte um eine Belohnung für die Erwirkung oder Ueberbringung eines so wichtigen Documentes verstand. Sie versicherte ihm, alle billigen Forderungen, die er an sie stellen könne, sollten zu einer gelegenen Zeit gebührend berücksichtigt werden; da sie aber sehr ermüdet und unwohl sei, so müsse sie ihn bitten, sie jetzt zu verlassen. Er verstand dieses als eine günstige Antwort auf sein Gesuch und entfernte sich ganz zufrieden und stolz.

Als er fort war, warf sie kaum einen Blick in das Pergament, welches er auf einen kleinen Tisch neben ihrem Ruhebette gelegt hatte, und versank dann wieder in Nachdenken über die traurigen Scenen, die sie gesehen hatte, bis etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang. Ihre Gedanken verweilten bald bei diesem, bald bei jenem Punkte der Ereignisse der letzten Zeit; endlich dachte sie an ihr Zusammentreffen mit Fulvius auf dem Forum. Die ganze Scene schwebte ihr sehr lebendig vor; und die Vorstellung derselben versetzte sie allmälig in eine peinliche Aufregung, welche sie endlich dadurch beschwichtigte, daß sie laut sagte: „Dem Himmel sei Dank, ich werde jetzt wenigstens das Gesicht des Schurken nicht wieder sehen!"

Die Worte waren kaum ausgesprochen, da hielt sie die Hand über die Augen, richtete sich auf ihrem Ruhebette auf und sah nach der Thüre hin. Täuschte sie ihre überreizte Phantasie oder sahen ihre wachen Augen etwas Wirkliches? Ihr Ohr entschied den Zweifel, denn es vernahm die Worte: „Erlaube mir die Frage, — wer ist der Mann, den du mit diesen gnädigen Worten beehrst?"

„Du, Fulvius!" sagte sie, indem sie würdevoll aufstand. „Noch ein Eindringling also! Nicht in das Haus allein, in die Villa und in den Kerker drängst du dich also ein, sondern selbst in die geheimsten Gemächer der Wohnung einer Dame, und was noch schlimmer ist, in das kummervolle Haus derjenigen, die du in Trauer versetzt hast! Entferne dich auf der Stelle, oder ich lasse dich mit Schimpf und Schande hinaustreiben."

„Setze dich nieder und beruhige dich, schöne Dame," antwortete er. „Dies ist mein letzter Besuch bei dir; aber wir haben noch eine Rechnung von einiger Bedeutung mit einander zu berichtigen. Was das Schreien und Hülfe-Herbeiholen angeht, so bemühe dich nicht; du hast der Dienerschaft befohlen, sich fern zu halten, und dein Befehl ist befolgt worden. Es ist Niemand so nahe, daß er dein Rufen hören könnte."

Das war richtig. Fulvius fand, daß ihm Corvinus, ohne es zu wissen, den Weg gebahnt hatte; als er an die Thüre kam, sagte ihm der Pförtner, welcher ihn zwei Mal im Hause speisen gesehen hatte, welche Befehle Fabiola ertheilt habe, und erklärte ihm, er könne nicht vorgelassen werden, falls er nicht vom Kaiser komme; so seien seine Anweisungen. Fulvius antwortete, er komme gerade vom Kaiser, und der Pförtner ließ ihn ein, wiewohl er sich darüber wunderte, daß so viele kaiserliche Boten an Einem Tage kämen. Fulvius bat zugleich der Pförtner möge für den Fall, daß er bei seiner Rückkehr nicht zur Hand sei, die Thüre unverschlossen lassen; er sei sehr eilig und möge nicht gern unter so traurigen Verhältnissen Unruhe im Hause verursachen. Er fügte bei, er

bedürfe keines Begleiters, da er den Weg zu Fabiola's Gemach kenne.

Fulvius setzte sich der Dame gegenüber und fuhr fort: „Du darfst nicht böse darüber werden, daß ich so unerwartet zu dir komme und daß ich deine liebenswürdigen Selbstgespräche über mich angehört habe; ich habe das im Tullianischen Gefängnisse von dir gelernt. Aber ich muß etwas weiter ausholen. Als ich zum ersten Male von deinem würdigen Vater zu Tische geladen war, da traf ich dort Eine, deren Blicke und Worte gleich meine Liebe gewannen, — ich brauche ihren Namen nicht zu nennen — und deren Herz mit instinctartiger Sympathie meine Gefühle erwiderte."

„Frecher Mensch!" rief Fabiola aus. „Daß du einen solchen Gegenstand hier berühren kannst! Du lügst, wenn du von deiner Liebe zu ihr, oder von ihrer Liebe zu dir sprichst."

„Was die Dame Agnes angeht," fuhr Fulvius fort, „so weiß ich es aus der besten Quelle, von deinem verstorbenen Vater selbst, welcher mich mehr als ein Mal ermuthigt hat, meine Bewerbung fortzusetzen, indem er mir versicherte, seine Nichte habe ihm selbst ihre Liebe eingestanden."

Fabiola war schmerzlich bewegt; denn sie erinnerte sich jetzt, daß dies nur zu wahr sei; — hatte ja Fabius auch ihr gegenüber sein einfältiges Mißverständniß zu erkennen gegeben. „Ich weiß wohl," sagte sie, „daß mein lieber Vater sich in dieser Hinsicht einer Täuschung hingegeben hatte; aber ich, vor welcher jenes theuere Kind nichts verheimlichte —"

„Außer ihrer Religion," unterbrach Fulvius mit bitterer Ironie.

„Schweig!" fuhr Fabiola fort, „das Wort klingt wie eine Gotteslästerung auf deinen Lippen — ich weiß, daß du für sie nur ein Gegenstand des Ekels und Abscheues warest!"

„Ja, nachdem du mich dazu gemacht hattest. Von jener Stunde unseres ersten Zusammentreffens an bist du meine bittere und unversöhnliche Feindin gewesen, verschworen mit jenem verrätherischen Offizier, der seinen Lohn erhalten hat und dem du den Platz zugedacht hattest, nach welchem ich strebte. Halte

deinen Unwillen zurück, schöne Dame, denn ich will zu Ende gehört werden! — Du untergrubest meinen Ruf, du vergiftetest ihre Gefühle und du verwandeltest meine Liebe in nothwendige Feindschaft."

„Deine Liebe!" unterbrach ihn Fabiola entrüstet. „Auch wenn alles das, was du gesagt hast, nicht niederträchtig falsch wäre, — welche Liebe konntest du gegen sie hegen? Wie konntest du ihre ungekünstelte Einfachheit schätzen, ihre echte Aufrichtigkeit, ihren seltenen Verstand, ihre fleckenlose Unschuld? Gerade so gut könnte der Wolf die Geduld des Lammes, der Geier die Sanftmuth der Taube schätzen. Nein, ihr Reichthum, ihr hoher Stand, ihr Adel war es, was dich anzog, sonst nichts. Ich las es in deinen flammenden Augen, als du sie zum ersten Male auf sie richtetest, wie Basiliskenaugen."

„Das ist nicht wahr!" fuhr er fort. „Hätte ich mein Ziel erreicht, hätte ich eine würdige Gattin gefunden, ich würde meiner Stellung Ehre gemacht haben; ich würde häuslich, zufrieden und liebevoll gewesen sein, so würdig, sie zu besitzen, wie —"

„Wie Jemand sein kann," unterbrach ihn Fabiola, „welcher in dem Augenblicke, wo er ihr seine Hand bietet, sich eben so bereit erklärt, in drei Stunden sie zu heirathen oder zu morden. Und sie zieht das Letztere vor, und er hält Wort! Entferne dich; du verpestest die Luft, in welcher du athmest."

„Ich werde dich verlassen, wenn ich fertig bin, und du wirst nicht sehr froh sein, wenn ich gehe. Du hast also vorsätzlich und ohne Grund alle meine ehrenhaften Absichten durchkreuzt, meine einzige Hoffnung vernichtet, mich einer Stellung in der Gesellschaft, des Wohlstandes und des häuslichen Glückes beraubt. Das war dir noch nicht genug. Du hast die nämliche Rolle gespielt, die du mir zum Vorwurf gemacht hast vor dem Richter, die Rolle eines Spions; du hast meine Unterhaltung belauscht; du hast alle Regeln des weiblichen Anstandes vergessen und bist heute Morgen auf dem Forum aufgetreten, um das öffentlich zu vollenden, was

du insgeheim begonnen hattest; du hast den Richter gegen mich aufgereizt und durch ihn auch den Kaiser; du hast mich ungerechter Weise dem Geschrei und der Rache des Volkes preisgegeben, und wenn nicht ein Gefühl, welches stärker ist, als die Furcht, mich jetzt hierher führte, so müßte ich mich verkriechen, wie ein gehetzter Wolf, bis ich mich aus dem nächsten Thore schleichen könnte."

„Und ich sage dir, Fulvius," unterbrach ihn Fabiola, „in dem Augenblicke, wo du durch das Thor gehst, wird diese gottlose Stadt ein geringeres Maß von Bosheit in sich bergen, als jetzt. Ich gebiete dir nochmals, verlaß wenigstens mein Haus, oder ich gehe weg von hier."

„Wir scheiden noch nicht, edele Dame," sagte Fulvius. Sein Gesicht wurde jeden Augenblick erhitzter, seine Lippen immer blasser. Er faßte sie kräftig beim Arme und drückte sie auf ihren Sitz nieder. „Wage nicht noch einen Versuch," fügte er bei, „zu entfliehen oder um Hülfe zu rufen; dein erster Ruf wird der letzte sein, mag es mich kosten, was es will! — Du hast also bewirkt, daß ich nicht allein aus der vornehmen Gesellschaft, sondern auch aus der Stadt ausgestoßen bin, — ein Verbannter, ein obdachloser Wanderer auf einer freundlosen Erde. War dies nicht genug, deine Rachsucht zu sättigen? Nein, du mußtest mich auch noch meines Goldes berauben, meines rechtmäßig, wiewohl schmerzlich erworbenen Reichthums! Meinen Frieden, meinen guten Namen, meinen Unterhalt, Alles hast du mir gestohlen, mir, einem fremden jungen Manne!"

„Verruchter und frecher Mensch!" rief jetzt die Römerin entrüstet aus, gleichgültig gegen alle Folgen, die ihr Auftreten für sie haben könnte. „Du sollst deine Verwegenheit schwer büßen! Wagst du es, in meinem eigenen Hause mich eine Diebin zu nennen?"

„Ich wage es, und ich sage dir, dies ist der Tag der Abrechnung für dich, nicht für mich. Ich habe, — und wäre es auch durch ein Verbrechen, das geht dich nichts an, — ich habe meinen Theil von dem confiscirten Vermögen deiner

Nichte verdient. Ich habe ihn sauer verdient, unter Schmerzen und Foltern des Herzens und der Seele, durch schlaflose Nächte voll Kämpfe mit bösen Geistern, die nun gesiegt haben, — ja, und mit einem Teufel im Hause, der grausamer ist, als sie, — durch tagelanges rastloses Suchen nach Beweisen, inmitten der Oede eines stolzen, aber tief gesunkenen Geistes. Habe ich nicht ein Recht darauf, meinen Lohn zu genießen? — Nenne ihn, wie du willst; nenne ihn mein Blutgeld; je schmählicher er ist, um so niederträchtiger ist es von dir, ihn mir wegzunehmen. Das ist, wie wenn ein reicher Mann das Wild dem Hunde aus den Zähnen reißt, nachdem dieser sich die Füße wund gelaufen hat, um es zu erjagen."

„Ich will nach keinen weitern Beiwörtern suchen, um dich damit zu benennen; du wirst durch irgend eine grundlose Einbildung getäuscht," sagte Fabiola ernst und nicht ohne Besorgniß. Sie fühlte es, daß sie einen Wahnsinnigen vor sich habe, einen Menschen, in welchem eine heftige Leidenschaft, von einer ungezügelten und aufgeregten Phantasie gestachelt, sich zu einem Grade von boshafter Wuth gesteigert hatte, der ein Zustand sittlicher Verrücktheit ist, — ein Zustand, worin selbst der Mörder sich für einen Rächer der Tugend hält. „Fulvius," fuhr sie mit erkünstelter Ruhe fort, indem sie ihm kühn in's Gesicht sah, „ich bitte dich jetzt, zu gehen. Wenn du Geld willst, du sollst es haben; aber gehe um des Himmels willen, ehe du dich durch deinen Zorn um den Verstand bringst."

„Was für eine grundlose Einbildung meinst du?" fragte Fulvius.

„Daß du wähnst, ich hätte an einem solchen Tage an Agnes' Reichthum denken, ich hätte mir ihren grausamen Tod irgendwie zu Nutzen machen können."

„Und doch ist dem also; ich weiß es aus dem Munde des Kaisers selbst, daß er dir das Vermögen überwiesen hat. Willst du mich glauben machen, dieser großmüthige und freigebige Fürst habe je einen Pfennig abgegeben, ohne durch Bitten oder Geschenke dazu bewogen worden zu sein?"

„Davon weiß ich nichts. Aber ich weiß, daß ich lieber

Hungers gestorben wäre, als daß ich um einen Heller von solchem Gelde gebeten haben sollte."

„Dann willst du mich also glauben machen, es sei in dieser Stadt irgend Jemand uneigennützig genug gewesen, unaufgefordert es für dich zu erbitten? Nein, nein, Fabiola, das ist alles zu unglaublich. — Aber was ist das?" Er griff hastig nach dem kaiserlichen Rescripte, welches noch da lag, wo Corvinus es niedergelegt hatte. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war derselbe, den Aeneas empfand, als er den Gürtel der Pallas auf dem Leibe des Turnus erblickte. Die Wuth, welche durch seine spitzfindigen Versuche, Fabiola ihrer Schuld zu überführen, etwas gedämpft war, loderte von neuem auf bei dem Anblicke dieses unglücklichen Documents. Er sah es einen Augenblick an, dann sagte er, vor Wuth mit den Zähnen knirschend:

„Jetzt, Fabiola, überweise ich dich der Niederträchtigkeit, der Habgier und der unnatürlichen Grausamkeit in einem weit höhern Grade, als du es gewagt hast, mir diese Verbrechen Schuld zu geben. Sieh dieses schön geschriebene Rescript an mit seinen goldenen Buchstaben und seinen Randverzierungen, und wage es, zu behaupten, es sei in der Einen Stunde geschrieben worden, welche zwischen dem Tode deiner Nichte und dem Augenblicke verflossen ist, wo der Kaiser mir sagte, er habe es unterzeichnet! Und du wirst mir auch den großmüthigen Freund nicht zu nennen wissen, der das Geschenk für dich ausgewirkt hat! Bah! spätestens, als Agnes im Kerker war, als du über sie weintest und seufztest, als du mir meine Grausamkeit und Verrätherei gegen sie vorhieltest, mir, einem Fremden, der ihr fern stand, — da warest du, die sanfte Dame, die tugendhafte Philosophin, die liebende, zärtliche Verwandte, da warest du, die du mir so strenge Strafpredigten hieltest, kaltblütig mit dem Plane beschäftigt, dir mein Verbrechen zu Nutze zu machen, um dir ihr Vermögen zu verschaffen; da hattest du dir diesen geschickten Schreiber ausgesucht, um deine Habgier mit seinem Pinsel zu ver-

golden und deine Verrätherei gegen dein eigenes Fleisch und Blut mit seinem rothen Mennig zu übermalen!"

„Halt ein, Rasender, halt ein!" rief Fabiola aus, indem sie vergebens seinem flammenden Blicke zu begegnen suchte. Er fuhr noch wilder fort:

„Und nun, nachdem du mich so niederträchtig beraubt hast, bietest du mir Geld! Du hast meine Bemühungen glücklich vereitelt, und nun bemitleidest du mich! Du hast mich zum Bettler gemacht, und nun bietest du mir ein Almosen an — ein Almosen von meinem eigenen Verdienste, von dem Verdienste, welches selbst die Hölle ihren unseligen Opfern gönnt, so lange sie noch auf Erden sind!"

Fabiola erhob sich wieder; aber er packte sie wie ein Wahnsinniger und ließ sie nicht los. Er fuhr fort: „Nun achte wohl auf die letzten Worte, die ich sprechen will; sonst sind es die letzten, die du je hörst. Gib mir das Vermögen zurück, welches du dir unrechtmäßig angeeignet hast: es ist nicht billig, daß die Schuld mein und ihr Lohn dein sei. Tritt mir das Vermögen durch deine Unterschrift als ein freies Geschenk ab, und ich will gehen. Wo nicht, so hast du dein eigenes Todesurtheil unterzeichnet!" Ein wilder, drohender Blick begleitete diese Worte.

Fabiola's stolzes und unbeugsames römisches Herz empörte sich gegen einen solchen Vorschlag; die Gefahr machte sie nur furchtlos. Sie zog ihr Gewand mit matronenhafter Würde an sich und antwortete: „Fulvius, nun höre meine Worte, sollten es auch die letzten sein, die ich je spreche; es sind sicher die letzten, welche du von mir hörst. Ich soll dir dieses Vermögen geben? Ich würde es gern dem ersten Aussätzigen geben, den ich auf der Straße treffe, — aber dir nie. Nie sollst du etwas berühren, was jenem heiligen Mädchen gehört hat, keinen Edelstein und keinen Strohhalm! Eine solche Berührung wäre Befleckung. Nimm von meinem Golde, wenn du willst; aber was je ihr gehört hat, das gebe ich für keine Schätze weg. Und eins, was sie mir als Erbe hinterlassen hat, schätze ich höher, als all ihren Reichthum. Du

hast mir jetzt die nämliche Wahl gelassen, die du in der letzten Nacht ihr ließest: dir nachzugeben oder zu sterben. Agnes hat mich gelehrt, was ich zu wählen habe. Noch einmal sage ich, gehe weg!"

„Und ich soll in deinem Besitze lassen, was mein ist? Ich soll dich verlassen, daß du über mich triumphirst, wie über Einen, den du besiegt hast, — daß du geehrt seiest und ich in Schmach, — du reich und ich arm, — du glücklich und ich elend? Nein, nimmermehr! Ich kann mich aus dem Unglücke nicht mehr retten, in welches du mich gestürzt hast; aber ich kann dich hindern, das zu bleiben, was du durch meinen Schaden geworden bist. Dazu bin ich hierher gekommen; dieses ist mein Tag der Nemesis, — darum stirb!"

Während er so sprach, schob er sie langsam mit der linken Hand auf das Ruhebett zurück, von welchem sie aufgestanden war, und suchte zugleich zitternd mit der rechten Hand etwas in den Falten seines Busens. Als er das letzte Wort ausgesprochen hatte, warf er sie mit einem kräftigen Stoße auf das Ruhebett nieder und griff sie bei den Haaren. Sie leistete keinen Widerstand, sie stieß keinen Schrei aus, theils weil ein Gefühl der Ohnmacht und der Angst sie überfiel, theils weil ein edeler Stolz es ihr verbot, einem wüthenden Feinde gegenüber feige Furcht zu äußern. Gerade als sie die Augen schloß, sah sie etwas, wie einen Blitz, über sich, — sie wußte nicht, war es sein flammendes Auge oder glänzender Stahl.

In dem nächsten Augenblick fühlte sie sich niedergedrückt und erstickt, als wäre eine schwere Last auf sie niedergefallen, und ein heißer Strom floß über ihren Busen.

Eine sanfte flehende Stimme klang in ihr Ohr: „Halt ein, Orontius; ich bin deine Schwester Mirjam!"

Fulvius antwortete mit einer von Wuth erstickten Stimme: „Das ist nicht wahr. Laß mir meine Beute!"

Es wurden leise noch einige Worte in einer Sprache gesprochen, die Fabiola nicht kannte. Dann fühlte sie, daß ihre Haare losgelassen wurden, und hörte, wie der Dolch auf den

Boden geworfen wurde und wie Fulvius mit dem bittern Ausrufe: „O Christus, das ist deine Nemesis!“ aus dem Gemache eilte.

Fabiola erholte sich; aber sie fühlte, wie die Last, die auf ihr lag, schwerer wurde. Sie machte sich mit einiger Anstrengung frei: ein anderer Leib lag an ihrer Stelle, mit Blut bedeckt, allem Anscheine nach todt.

Es war die treue Syra, welche sich zwischen das Leben ihrer Gebieterin und den Dolch ihres Bruders geworfen hatte.

Einunddreißigstes Capitel.

Der Priester und Arzt.

ΔΙΟΝΥϹΙΟΥ
ΙΑΤΡΟΥ
ΠΡΕϹΒΥΤΕΡΟΥ [1])

Die Gedanken, welche dieser Vorfall natürlich in Fabiola's edelm Herzen hätte hervorrufen müssen, wurden einige Zeit durch die Anforderungen des Augenblicks unterdrückt. Ihre erste Sorge war, das fließende Blut mit dem, was ihr zunächst zur Hand war, zu stillen. Während sie damit beschäftigt war, kam die Dienerschaft in's Zimmer geeilt. Dem einfältigen Pförtner war es unheimlich geworden, als Fulvius (der Leser hat jetzt seinen wahren Namen gehört) so lange drinnen blieb. Da sah er ihn wie einen Wahnsinnigen aus der Thüre eilen; er meinte auch, er hätte Blutflecken auf seinen Kleidern bemerkt. Er machte nun gleich Lärm.

Fabiola gebot durch einen Wink der Dienerschaft, an der Thüre stehen zu bleiben, und ließ nur Euphrosyne und Graja eintreten. Diese Letztere hatte sich, seit die schwarze Sklavin aus dem Hause war, mehr an Syra (wie wir sie noch nen-

[1]) „(Das Grab des Dionysius, des Arztes (und) Priesters.)“ Die Inschrift ist kürzlich beim Eingange der Krypta des heiligen Cornelius im Cömeterium des Kallistus gefunden worden.

nen müssen) angeschlossen und hatte sehr gelehrig auf ihre sittlichen Unterweisungen gehört. — Es wurde gleich ein Sklave zu dem Arzte geschickt, welcher Syra früher, so oft sie krank war, besucht hatte, — zu Dionysius, welcher, wie wir schon gehört haben, im Hause der Agnes wohnte.

Mittlerweile war Fabiola hoch erfreut, als sie bemerkte, daß das Blut so schnell gestillt wurde, und noch mehr, als sie sah, daß die Sklavin, wenn auch nur für einen Augenblick, die Augen aufschlug und sie ansah. Sie hätte für keine Schätze das süße Lächeln vertauscht, welches diesen Blick begleitete.

Nach einigen Minuten kam der freundliche Arzt. Er untersuchte die Wunde sorgfältig und erklärte, sie sei für den Augenblick nicht gefährlich. Der Stoß hätte, wie er gezielt war, gerade Fabiola's Herz treffen müssen. Aber die treue Syra hatte sich trotz des Verbotes den ganzen Tag heimlich in der Nähe ihrer Gebieterin aufgehalten; sie wollte nicht zudringlich sein, aber sie hätte gern jede Gelegenheit, die sich darbieten konnte, benutzt, um die guten Eindrücke der Gnade zu fördern, welche die Scenen des Morgens unfehlbar hervorbringen mußten. Sie war in einem nahen Zimmer, als sie heftige Worte hörte, von einer ihr nur zu bekannten Stimme gesprochen; sie eilte geräuschlos herbei und stellte sich vor den Vorhang, welcher in der Thüröffnung von Fabiola's Gemach hing. Da stand sie im Dunkeln auf derselben Stelle, wo Agnes sie vor einigen Monaten getröstet hatte.

Sie war noch nicht lange da, als der letzte Kampf begann. Während Fulvius ihre Gebieterin niederwarf, stellte sie sich nahe hinter ihn, und als er den Arm aufhob, trat sie hervor und warf sich über sein Opfer hin. Der Stoß wurde dadurch, daß sie seinen Arm berührt hatte, von seiner Richtung abgelenkt und traf ihren Hals, dem er eine tiefe Wunde beibrachte; er wurde jedoch dadurch gebrochen, daß das Schlüsselbein ihn auffing. Wir brauchen nicht zu sagen, was es sie kostete, dieses Opfer zu bringen. Die Furcht vor dem Schmerze oder die Furcht vor dem Tode hatte sie keinen Augenblick abgeschreckt; aber die Furcht, auf ihres Bruders Stirn das

Kains-Mal zu drücken, ihn zum doppelten Brudermörder zu machte, ängstigte sie schrecklich. Aber sie hatte ja ihr Leben für ihre Gebieterin Gott aufgeopfert. Mit dem Mörder zu ringen, wäre nutzlos gewesen; sie kannte seine Kraft und Gewandtheit; Lärm zu machen, ehe der Todesstoß ihre Gebieterin getroffen, war unmöglich; und es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihre Aufopferung zu vollbringen dadurch, daß sie für das Opfer ihres Bruders eintrat. Indeß wünschte sie doch, ihm die Ausführung seines Verbrechens zu ersparen, und dabei offenbarte sie der Fabiola ihre Verwandtschaft und ihren wahren Namen. In seiner Wuth wollte er ihr nicht glauben; aber sie sagte in ihrer Muttersprache zu ihm: „Denke an mein Tuch, welches du von hier mitgenommen!" Dadurch rief sie ihm ein so furchtbares Familien-Ereigniß in's Gedächtniß zurück, daß er, wenn sich in diesem Augenblicke ein Schlund vor seinen Füßen aufgethan hätte, hineingesprungen sein würde, um seine Scham und seine Gewissensangst zu begraben. Merkwürdiger Weise hatte er diese Familien-Reliquie nie in Eurotas' Hände kommen lassen; seit sie wieder in seinen Besitz gelangt war, hatte er sie stets wie ein Heiligthum verwahrt. Als alles eingepackt wurde, hatte er das Tuch zusammengefaltet und in den Busen gesteckt, und jetzt hatte er es, als er seinen Dolch suchte, mit herausgezogen; beide fand man auf dem Boden.

Dionysius verband die Wunde und brachte Syra durch geeignete Mittel wieder zum Bewußtsein. Darauf empfahl er, man solle sie ganz in Ruhe und möglichst wenige Personen zu ihr lassen, um alle Aufregung zu verhüten; dann solle man mit der Anwendung der Mittel, die er angab, bis Mitternacht fortfahren. „Ich komme morgen ganz früh wieder," fügte er bei, „und muß dann meine Patientin allein sehen." Er flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, welche ihr mehr zu helfen schienen, als alle Arzneien; denn ihr Gesicht strahlte von einem engelgleichen Lächeln.

Fabiola ließ sie in ihr eigenes Bett bringen, befahl ihren beiden Dienerinnen, in dem anstoßenden Zimmer zu bleiben,

und behielt sich selbst das Recht vor, — so sah sie es an, — die Sklavin zu verpflegen, gegen welche sie vor einigen Monaten kaum Dankbarkeit gefühlt hatte, als sie selbst von ihr während ihrer Krankheit war gepflegt worden. Sie hatte den Andern erzählt, wie Syra ihre Wunde erhalten; von der Verwandtschaft des Mörders mit ihrer Befreierin hatte sie aber nichts gesagt.

Wiewohl selbst sehr erschöpft und fast fieberkrank, wollte sie doch das Bett der Kranken nicht verlassen. Als Mitternacht vorüber und also keine weitere Pflege mehr nöthig war, legte sie sich auf ein niedriges Polster neben dem Bette, um zu schlafen. Was waren es nun für Gedanken, denen sie in dem Dämmerlichte des Krankenzimmers Geist und Herz öffnete? Sie waren einfach und innig. Sie sah jetzt auf einmal die Wirklichkeit und Wahrheit von allem, was ihre Sklavin ihr je gesagt hatte. Bei ihrer letzten Unterhaltung kamen ihr die Grundsätze, welche sie mit Entzücken aussprechen hörte, ganz unausführbar vor, als schöne Theorieen, die aber nie verwirklicht werden könnten. Als Mirjam von einer Tugend sprach, welche kein Lob und keinen Lohn von Menschen erwarten könne, die nur von Gottes Auge gesehen werde, da hatte sie diese Idee bewundert, welche auf ihr edeles Gemüth einen tiefen Eindruck machte; aber es widerstrebte ihr, dieselbe als eine Regel für ihr Benehmen zu jeder Stunde anzuerkennen. Und doch, wenn der Dolchstoß Mirjam's Todesstoß gewesen wäre, was er ja leicht hätte werden können, — was für einen Lohn hätte sie für ihre That gefunden? Was anders konnte sie also zu dieser That angetrieben haben, als gerade diese Theorie von einer allsehenden und vergeltenden unsichtbaren Macht?

Als Mirjam davon gesprochen hatte, daß die Tugend immer nach dem Heroismus streben müsse, wie chimärisch war ihr der Grundsatz vorgekommen! Und doch hatte hier ohne Vorbereitung, ohne Ueberlegung, ohne Aufregung, ohne Aussicht auf Ruhm, ja mit dem offenbaren Bestreben, verborgen zu bleiben, — eine Sklavin eine That der Selbstaufopferung vollbracht, die in jeder Hinsicht heroisch war. Wie war das

möglich, wenn sie nicht eine stets heroische Tugend besaß, die zu jeder Stunde bereit war, zu thun, was den Namen eines Kriegers auf ewig glorreich gemacht hätte? Syra war also keine Träumerin, sie hatte nicht bloße Theorieen, sondern es war ihr Ernst und sie übte wirklich alles, was sie lehrte. Konnte das eine Philosophie sein? O nein, es mußte eine Religion sein, die Religion der Agnes und des Sebastianus, denen sie Mirjam in jeder Hinsicht gleichstellte. Wie sehnlich verlangte sie danach, wieder mit ihr zu sprechen!

Der Arzt kam, wie er versprochen, frühmorgens zurück und fand seine Patientin viel besser. Er bat, man möge ihn mit ihr allein lassen; dann breitete er ein leinenes Tuch auf dem Tische aus, stellte brennende Kerzen darauf und nahm aus seinem Busen ein gesticktes Tuch, aus welchem er ein goldenes Gefäß hervorzog, dessen heiligen Inhalt die Kranke wohl kannte. Er trat zu ihr und sagte:

„Mein liebes Kind, wie ich dir versprochen, habe ich dir jetzt nicht nur das beste Heilmittel für alle Krankheiten des Leibes und der Seele gebracht, sondern den Arzt selbst, welcher durch Sein bloßes Wort alle Dinge wiederherstellt,[1]) dessen Berührung die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben öffnet, dessen Wille die Aussätzigen reinigt, dessen Kleid eine Kraft ausströmt, die Alle heilt. Bist du bereit, Ihn zu empfangen?"

„Von ganzem Herzen," antwortete sie, die Hände faltend, „sehne ich mich, Ihn zu besitzen, den allein ich geliebt, an den ich geglaubt habe, dem mein Herz gehört."

„Ist in deiner Seele kein Zorn oder Unwille gegen den, welcher dich verwundet hat? Steigt in deinem Herzen kein Stolz oder keine Eitelkeit auf bei dem Gedanken an das, was du gethan hast? Oder bist du dir eines andern Fehlers bewußt, welcher des demüthigen Bekenntnisses und der Lossprechung bedarf, bevor du die heilige Gabe in dein Herz aufnimmst?"

[1]) »Qui verbo suo instaurat universa.« Das Brevier.

„Ich weiß, daß ich voll Unvollkommenheiten und Fehler bin, ehrwürdiger Vater; aber ich habe mich keiner bewußten Sünde anzuklagen. Ich brauche dem nicht zu vergeben, den du erwähnt hast; ich liebe ihn dafür zu sehr und ich würde gern mein Leben hingeben, um ihn zu retten. Und worauf könnte ich stolz sein, eine arme Magd, die ich nur gethan habe, was mein Herr gebietet?“

„Lade diesen Herrn also ein, mein Kind, in dein Haus, daß Er komme und dich heile und dich erfülle mit Seiner Gnade.“

Er trat an den Tisch und nahm eine Partikel der heiligen Eucharistie in der Gestalt von ungesäuertem Brode, welches er mit Wasser befeuchtete und auf ihre Zunge legte.[1]) Sie schloß den Mund und verweilte einige Zeit in stiller Betrachtung.

So übte der heilige Dionysius sein doppeltes Amt als Arzt und Priester, welches seine Grabschrift erwähnt.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Das Opfer wird angenommen.

Den ganzen Tag über schien die Kranke mit tiefen, aber lieblichen Gedanken beschäftigt zu sein. Fabiola, welche sie stets nur auf einige Augenblicke verließ, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, beobachtete ihre Züge mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Freude. Es war, als wenn der Geist ihrer Sklavin den sie umgebenden Gegenständen entrückt wäre und in einer ganz andern Sphäre weilte. Bald strahlte ein Lächeln, wie Sonnenschein, in ihren Zügen; bald zitterte eine Thräne in ihrem Auge oder floß über ihre Wange; bald richtete sie die Augen längere Zeit nach oben, und ein ungetrübtes Glück drückte sich in ihren Mienen aus; bald wandte sie sich mit einem

[1]) Dionysius von Alexandria (bei Eus. hist. eccl. 6. 44) erwähnt in seinem Berichte über Serapion, daß in dieser Weise, ohne den Kelch oder unter nur Einer Gestalt, den Kranken die heilige Communion gereicht wurde.

unbeschreiblich zärtlichen Blicke zu ihrer Gebieterin und reichte ihr die Hand. So konnte Fabiola Stunden lang vor ihr sitzen, ohne ein Wort zu sprechen, was der Arzt noch untersagt hatte. Sie rechnete es sich zur Ehre an und es war ihr wohlthuend, einem Wesen von so seltener Tugend nahe zu sein.

Endlich sagte sie im Laufe des Tages, als sie der Kranken einige Erfrischungen gereicht hatte, lächelnd: „Ich meine, du befindest dich schon viel besser, Mirjam. Dein Arzt muß dir eine wundervolle Arznei gegeben haben."

„Das hat er auch, meine liebe Gebieterin."

Fabiola war offenbar schmerzlich bewegt; sie beugte sich über die Kranke hin und sagte sanft: „Ich bitte dich, nenne mich nicht Gebieterin; — eher sollte ich dich so nennen. Aber der Name trifft auch nicht mehr zu; denn was ich längst beabsichtigt habe, das ist jetzt ausgeführt; ich habe befohlen, die Urkunde deiner Freilassung auszufertigen, und zwar sollst du nicht als Freigelassene, sondern als Ingenua (Freigeborene) — denn ich weiß, das bist du — für frei erklärt werden." [1])

Mirjam dankte ihr durch einen freundlichen Blick, um sie nicht zu kränken; und Beide schwiegen wieder und waren glücklich.

Gegen Abend kam Dionysius zurück und fand die Kranke bedeutend besser. Er verordnete ihr kräftigere Speisen und gestattete eine kurze, ruhige Unterhaltung.

„Ich muß jetzt," sagte Fabiola, sobald sie allein waren, „die erste Pflicht erfüllen, zu deren Erfüllung mein Herz mich drängt, die Pflicht, dir zu danken — ich wollte, ich wüßte ein stärkeres Wort — nicht für das Leben, welches du mir gerettet, sondern für das hochherzige Opfer, welches du dafür gebracht hast, und — laß mich das beifügen — für das un-

1) Personen, welche aus der Sklaverei entlassen waren, wurden fortan als „Freigelassene" (libertus, liberta) dessen bezeichnet, dessen Sklaven sie gewesen waren; z. B. „Freigelassene des Augustus." Hatten sie aber früher dem Stande der Freien angehört, so wurden sie als ingenuus oder ingenua (freigeboren, wohlgeboren) freigelassen und durch die Emancipation in jenen Stand zurückversetzt.

erreichbare Beispiel der heroischen Tugend, die allein dich dazu angetrieben hat."

„Aber was habe ich denn anders gethan, als meine einfache Pflicht? Du hattest ein Recht, mein Leben selbst für etwas Geringeres, als die Rettung des deinigen, zu verlangen," antwortete Mirjam.

„Ohne Zweifel," antwortete Fabiola, „ist das deine Ansicht, da du in der Befolgung jener Lehre geübt bist, welche mir so erstaunlich vorkam, der Lehre, daß selbst heroische Handlungen als die Erfüllung gewöhnlicher Pflichten anzusehen seien."

„Und daß sie demnach aufhören," fügte Mirjam bei, „den Namen zu verdienen, womit du sie bezeichnet hast."

„Nein, nein," rief Fabiola lebhaft aus; „versuche nicht, mich gemein und verächtlich in meinen eigenen Augen zu machen, indem du mich lehrst, das zu unterschätzen, was ich nur loben kann als eine unvergleichlich tugendhafte Handlung. Seit ich Zeuge derselben war, habe ich Tag und Nacht darüber nachgedacht, und mein Herz hat sich danach gesehnt, mit dir darüber zu sprechen, und selbst jetzt wage ich es kaum, um nicht durch die Stärke meiner Gefühle dir bei deiner jetzigen Schwäche zu schaden. Deine That war edel, sie war groß, sie war über jedes Lob erhaben; ich weiß freilich, du verlangst kein Lob. Ich sehe nicht, wie die Erhabenheit der That noch hätte gesteigert werden können, oder wie die menschliche Tugend noch eine höhere Stufe erreichen könnte."

Mirjam, welche jetzt in ihrem Bette aufrecht saß, nahm Fabiola's Hand in ihre beiden Hände, sah sie an und sagte mit sanfter und milder, aber ernster Stimme: „Gute und freundliche Dame, höre mich einen Augenblick an. Ich will nicht das herabsetzen, was du so gütig bist zu schätzen; denn das hörst du nicht gern. Aber um dir zu zeigen, wie weit wir noch hinter dem zurückstehen, was wir hätten thun können, will ich dir eine Scene vorführen, welche der unserigen parallel, in der aber alles umgekehrt ist. Denke dir, nicht eine edelgesinnte Dame, sondern ein Sklave sei in Lebensgefahr

— verzeihe mir, liebe Fabiola; ich lese in deinem Gesichte, das Wort kränkt dich, aber ich will jetzt das letzte Mal davon reden, — also ein Sklave, der roh, undankbar und widersetzlich gegen den gütigsten und großmüthigsten Herrn gewesen ist. Denke dir weiter, der Todesstreich drohe ihm nicht von einem Meuchelmörder, sondern von dem Diener der Gerechtigkeit. Wie würdest du die That nennen, wie würdest du die Tugend des Herrn bezeichnen, wenn er aus reiner Liebe und um jenen Elenden zu retten, sein eigenes Haupt auf den Block legte, ja vorher auch noch die schmähliche Geißelung erduldete und ein Testament hinterließe, worin er jenen Sklaven zum Erben seiner Titel und seines Vermögens einsetzte und wünschte, man möge denselben als seinen Bruder ansehen?"

„O Mirjam, Mirjam! Du hast ein Bild entworfen, welches zu erhaben ist, als daß es bei einem Menschen glaublich wäre. Deine That wird dadurch nicht in Schatten gestellt; denn ich sprach von menschlicher Tugend. Zu einer That, wie du sie jetzt geschildert hast, würde, wenn sie möglich wäre, die Tugend eines Gottes gehören."

Mirjam drückte die gefalteten Hände auf den Busen, sah Fabiola mit einem Blicke voll himmlischer Begeisterung an und sagte sanft und feierlich: „Und Jesus Christus, welcher das alles für den Menschen gethan hat, war wahrhaft Gott."

Fabiola bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schwieg lange. Mirjam betete inbrünstig in ihrem ruhigen Herzen.

„Mirjam, ich danke dir von ganzem Herzen," sagte endlich Fabiola; „du hast dein Versprechen erfüllt, mich dahin führen zu wollen, wo mein Herz Ruhe finden würde. Nur war ich eine Zeit lang besorgt, du möchtest keine Christin sein; aber das war ja nicht möglich. — Nun sage mir, sind diese erhabenen, aber süßen Worte, die du eben ausgesprochen hast, und die so tief, so still und so unwiderruflich in mein Herz eingesenkt sind, wie ein Goldstück, welches auf die Oberfläche des bewegten Meeres fällt, bis in seine stillsten Tiefen

hinabsinkt, — sind diese Worte nur ein Theil des christlichen Systems oder das wesentliche Princip desselben?"

„Von einer einfachen Allegorie aus, theuere Dame, hat dein kräftiger Geist gleich den Schlüssel unserer ganzen Lehre erfaßt, und die wesentlichsten und wichtigsten Glaubenssätze des Christenthums in Einen Gedanken zusammengefaßt. Daß der Mensch, Gottes Geschöpf und Knecht, sich gegen seinen Herrn auflehnte; daß die unwiderstehliche Gerechtigkeit ihn verurtheilt hatte und ihn verfolgte; daß dieser nämliche Herr ‚Knechtsgestalt annahm und im Aeußern gleich einem Menschen erfunden ward;' [1]) daß Er in dieser Gestalt Geißelstreiche, Faustschläge, Verhöhnung und einen schmählichen Tod erduldete, — ‚der Gekreuzigte' wurde, wie man Ihn hier nennt, und daß Er dadurch den Menschen vom Verderben erlöste und ihm Antheil gab an Seinen eigenen Schätzen und an Seinem Reiche: das alles ist in den Worten zusammengefaßt, die ich gesprochen habe. Und du hast ganz richtig geschlossen: nur Gott konnte ein so göttliches Werk vollbringen und ein so erhabenes Sühnopfer darbringen."

Fabiola schwieg wieder nachsinnend einige Zeit; dann fragte sie schüchtern: „Dachtest du hieran, als du in Campanien sagtest, nur Gott könne ein Gottes würdiges Opfer sein?"

„Ja; aber ich meinte außerdem die Fortsetzung dieses Opfers, die auch noch in unsern Tagen kraft einer wundervollen Anordnung einer allmächtigen Liebe stattfindet. Indeß darüber darf ich jetzt noch nicht reden."

Fabiola fuhr fort: „Ich sehe jeden Augenblick besser ein, wie alles, was du je zu mir gesagt hast, zusammenhängt und zusammen paßt, gleich den Theilen einer Pflanze, welche alle einer aus dem andern hervorgehen. Ich meinte, diese Pflanze trage nur die lieblichen Blüthen einer schönen Theorie; du hast mir durch dein Handeln gezeigt, wie diese Blüthen zu süßen und nahrhaften Früchten reifen können. Es ist mir, als fände ich in der Lehre, welche du mir eben auseinander=

[1]) Phil. 2, 7.

gesetzt hast, den edeln Stamm, aus welchem alle andern, bis zu eben dieser Frucht, hervorwachsen. Denn wer möchte sich weigern, das für einen Andern zu thun, was viel geringer ist, als das, was Gott für ihn gethan hat? Aber, Mirjam, es muß eine tiefe und unsichtbare Wurzel geben, aus welcher dieses alles hervorsprießt, die vielleicht so dunkel ist, daß sie nicht geschaut, so tief, daß sie nicht erreicht, so verwickelt, daß sie durch keines Menschen Macht entwirrt werden kann, — die aber vielleicht einfach ist für ein demüthig vertrauendes Gemüth. Sie müßte — wenn ich bei meiner jetzigen Unwissenheit davon reden darf, sie müßte groß genug sein, um die ganze Natur zu umfassen, reich genug, die Schöpfung mit allem, was gut und vollkommen ist, zu erfüllen, stark genug, jenen edeln Baum wachsen zu machen, bis seine Spitze über die Sterne empor reicht und seine Aeste die Enden der Erde überschatten. Ich meine die Idee jenes Gottes, den du mich fürchten gelehrt hast, als du zu mir als Philosophin von Ihm redetest und Ihn als den allgegenwärtigen Beobachter und Richter schildertest, — den du mich aber gewiß auch lieben lehren wirst, wenn du Ihn mir als Christin darstellst, als die Wurzel und den Ursprung so maßloser Huld und Liebe. Ohne irgend ein tiefes Geheimniß in Seinem Wesen, welches mir noch unbekannt ist, kann ich jene wundervolle Lehre von der Erlösung des Menschen nicht vollkommen verstehen."

„Fabiola," antwortete Mirjam, „bessere Lehrer, als ich bin, sollten den Unterricht einer so begabten und scharfsinnigen Dame übernehmen. Aber wirst du mir glauben, wenn ich versuche, dir einige Erläuterungen zu geben?"

„Mirjam," erwiderte Fabiola mit starker Betonung, „wer bereit ist, für einen Andern zu sterben, wird ihn gewiß nicht täuschen."

„Jetzt," sagte die Kranke lächelnd, „hast du wieder ein wichtiges Princip erfaßt, das des Glaubens. Ich will darum nur einfach erzählen, was Jesus Christus, welcher in Wahrheit für uns gestorben ist, uns gelehrt hat. Du wirst

meinem Worte nur glauben, als dem einer glaubwürdigen Zeugin; du wirst aber Sein Wort annehmen, als das eines unfehlbaren Gottes."

Fabiola senkte das Haupt und hörte ehrfurchtsvoll derjenigen zu, welche sie längst als Lehrerin einer aus irgend einer unbekannten Schule stammenden Weisheit geschätzt hatte, welche sie aber jetzt fast als einen Engel verehrte, der ihr die Schleusen des ewigen Oceans öffnen könnte, dessen Wasser die unergründliche Weisheit ist, welche die Erde überfluthet.

Mirjam erklärte in den einfachen Ausdrücken der katholischen Dogmen die erhabene Lehre von der Dreieinigkeit, dann, nachdem sie den Fall des Menschen erzählt hatte, das Geheimniß der Menschwerdung; sie berichtete in den Worten des heiligen Johannes die Geschichte des ewigen Wortes, bis Es Fleisch wurde und unter den Menschen wohnte. Oft unterbrach ihre Schülerin sie mit Ausdrücken der Bewunderung oder Zustimmung, nie mit einem Zweifel oder Bedenken. Die Philosophie war der Religion gewichen, die Zweifelsucht der Gelehrigkeit, der Unglaube dem Glauben.

Aber nun schien sich ein trauriges Gefühl in Fabiola's Herz eingeschlichen zu haben; Mirjam las es in ihren Blicken und fragte nach der Ursache.

„Ich wage es kaum zu sagen," antwortete sie; „aber alles, was du gesagt hast, ist so schön, so göttlich, daß es mir scheint, als könnte es hier noch nicht endigen. Das Wort — welch ein erhabener Name! — das heißt, der Ausdruck der Liebe Gottes, der Abglanz Seiner Weisheit, der Träger Seiner Macht, ja der Athem Seines lebengebenden Lebens, welches Er selbst ist, wird Fleisch. Wer soll Gott die menschliche Natur geben? Soll Er die abgelegte Hülle einer befleckten Menschheit annehmen, oder soll eine neue menschliche Natur eigens für Ihn geschaffen werden? Soll Er von Vater und Mutter gleichsam einen doppelten Strom des Verderbnisses in Sich aufnehmen? Und wird irgend Einer auf Erden kühn und erhaben genug sein, sich Seinen Vater zu nennen?"

„Nein," flüsterte Mirjam sanft; „aber es sollte Eine

heilig genug und demüthig genug sein, um würdig zu sein, Seine Mutter genannt zu werden. Fast achthundert Jahre, bevor der Sohn Gottes in die Welt kam, redete ein Prophet und zeichnete seine Worte auf und legte das Buch in die Hände der Juden, der hartnäckigen Feinde Christi; und seine Worte waren folgende: ‚Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und Sein Name wird genannt werden Emmanuel,'[1]) was in der hebräischen Sprache ‚Gott mit uns,' das heißt, mit den Menschen, bedeutet. Diese Weissagung wurde erfüllt in der Empfängniß und Geburt des Sohnes Gottes auf Erden."

„Und wer war sie?" fragte Fabiola ehrfurchtsvoll.

„Ihr Name wird gebenedeit von Allen, die ihren Sohn wahrhaft lieben; Maria ist der Name, unter welchem du sie kennen lernen wirst, Mirjam, wie sie in ihrer eigenen Muttersprache heißt, ist der Name, unter welchem ich sie verehre. Du kannst dir vorstellen, daß sie für eine so hohe Bestimmung wohl vorbereitet war durch Heiligkeit und Tugend, nicht als gereinigt, sondern als immer rein, nicht als befreit von der Sünde, sondern als bewahrt vor der Sünde. Der Strom des Verderbnisses, wovon du sprachst, fand vor ihr den Damm eines ewigen Rathschlusses, welcher nicht zulassen konnte, daß die Heiligkeit Gottes mit dem in Berührung käme, was sie nur sühnen konnte, wenn sie ihm fern blieb. Rein, wie das Blut Adam's, als der Hauch Gottes es durch seine Adern strömen ließ, — rein, wie das Fleisch Eva's, als es von der Hand des Allmächtigen aus der Seite des schlafenden Mannes genommen und geformt wurde, war das Blut und das Fleisch, welches der Geist Gottes zu der glorwürdigen Menschheit bildete, die Maria Jesus gab. — Und nachdem dieser herrliche Vorzug unserm Geschlechte zu Theil geworden ist, kannst du dich nicht wundern, daß Viele, wie die süße Agnes, diese unvergleichliche Jungfrau zum Vorbilde ihres Lebens gewählt, in ihr, die Gott so auserwählt hat, das Muster aller Tugenden gefunden, und lieber, als daß

[1]) Isaias 7, 14.

sie sich, selbst durch das zarteste Band, an die Räder dieser Welt sollten ketten lassen, — aufwärts zu fliegen gesucht haben auf den Flügeln einer ungetheilten Liebe gleich der ihrigen."

Nachdem Mirjam kurze Zeit geruht und einige Erfrischungen genommen hatte, fuhr sie fort, die Geschichte der Geburt des Heilandes, Seine demüthige Jugend, Sein thätiges und mühevolles öffentliches Leben und dann Sein schmachvolles Leiden zu erzählen. Oft wurde die Erzählung durch die Thränen und das Schluchzen ihrer aufmerksamen und lernbegierigen Schülerin unterbrochen.

Endlich war es Zeit geworden, daß Mirjam ruhte. Fabiola fragte sie schüchtern: „Bist du nicht zu ermüdet, mir noch Eine Frage zu beantworten?"

„Nein," war die frohe Antwort.

„Welche Hoffnung," fragte Fabiola, „kann es für die geben, welche nicht sagen kann, daß sie unwissend war, denn sie meinte ja, alles zu wissen; — ebensowenig, daß sie es vernachlässigt habe, zu lernen, denn sie rühmte sich einer großen Begierde nach allen Arten von Kenntnissen; — welche nur bekennen kann, daß sie die wahre Weisheit verschmäht und ihren Geber gelästert hat, — für die, welche sogar die Leiden und den Tod verspottet hat, die ein Beweis der Liebe und das erlösende Opfer Dessen waren, den sie höhnend ‚den Gekreuzigten' genannt hat?" Ein Strom von Thränen machte es ihr unmöglich, weiter zu reden.

Mirjam wartete, bis der Strom zu dem sanftern Thau geworden war, welcher das Herz besänftigt; dann sagte sie mit milder, tröstender Stimme: „In den Tagen unseres Heilandes lebte ein Weib, welches denselben Namen trug, wie Seine makellose Mutter. Aber sie hatte öffentlich gesündigt, und sich mit Vergehen befleckt, welche du, Fabiola, verabscheuen würdest. Sie wurde, wir wissen nicht wie, mit ihrem Erlöser bekannt; in dem Innersten ihres Herzens betrachtete sie nachdenklich Seine gnädige und herablassende Freundlichkeit gegen die Sünder und Seine wundervolle Barmherzigkeit gegen die Gefallenen. Diese

Betrachtung erfüllte sie mit inniger Liebe. Sie liebte und liebte immer inbrünstiger; sie vergaß sich selbst und dachte nur daran, wie sie ihre Liebe an den Tag legen könnte, daß Er dadurch, wenn auch noch so wenig, geehrt und sie, wenn auch noch so tief, beschämt würde. Sie ging in das Haus eines reichen Mannes, wo der Herr zu Tische saß und wo man dem göttlichen Gaste die gewöhnlichen Gebräuche der Höflichkeit und Gastfreundschaft vorenthalten hatte, — in das Haus eines stolzen Mannes, welcher in dem Hochmuthe seines Herzens die öffentliche Sünderin verachtete; sie erwies Dem, welchen sie liebte, die versäumten Aufmerksamkeiten und sie wurde, wie sie erwartet hatte, als zudringlich gescholten und verhöhnt."

„Was that sie denn, Mirjam?"

„Sie kniete zu Seinen Füßen nieder, als Er zu Tische saß; sie benetzte dieselben mit ihren Thränen, trocknete sie mit ihrem üppigen Haare ab, küßte sie inbrünstig und salbte sie mit kostbaren Salben."

„Und was war die Folge davon?"

„Jesus vertheidigte sie gegen die lieblosen Worte Seines Wirthes; Er sagte ihr, es sei ihr vergeben worden wegen ihrer Liebe, und Er entließ sie mit den tröstlichsten Worten."

„Und was wurde aus ihr?"

„Als Er auf dem Calvarienberge gekreuzigt wurde, da ward zwei Frauen der Vorzug zu Theil, nahe bei Ihm zu stehen: Maria der Sündelosen und Maria der Büßerin, — zum Zeichen, daß die makellose und die bereuende Liebe Hand in Hand gehen könnten neben Ihm, der gesagt hat, Er sei gekommen, nicht die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder zur Buße."

An diesem Abende wurde nichts weiter gesprochen. Mirjam, von der Anstrengung ermüdet, sank in einen ruhigen Schlaf. Fabiola saß neben ihr, und ihr Herz war übervoll von der wundervollen Erzählung, die sie gehört. Sie sann darüber nach und sah immer besser ein, wie schön alle Theile dieser wunderbaren Lehre zusammenhingen. Wenn Mirjam bereit

gewesen war, nach dem Beispiele ihres Erlösers für sie zu sterben, so war sie früher eben so bereit gewesen, ihr zu vergeben, als sie von ihr war beleidigt worden. Jeder Christ, das erkannte Fabiola, müsse ein Abbild, eine Darstellung seines Meisters sein; die Christin aber, welche so ruhig neben ihr schlummerte, war gewiß ein so vollkommenes Abbild jenes Musters, daß Fabiola in ihr wohl den Herrn selbst wie in einem Bilde erkennen konnte.

Mirjam erwachte nach einiger Zeit; da sah sie ihre Gebieterin (denn die Urkunde ihrer Freilassung war noch nicht unterzeichnet) zu ihren Füßen knieen, wo sie unter Thränen und Schluchzen eingeschlafen war. Sie verstand gleich die volle Bedeutung und Verdienstlichkeit dieser Selbstverdemüthigung; sie weckte Fabiola nicht, sondern dankte Gott von Herzen, daß ihr Opfer angenommen worden.

Als Fabiola erwachte, schlich sie sich nach ihrem Lager zurück, — wie sie meinte, unbemerkt. Es hatte ihr eine große Ueberwindung gekostet, diesen Act der Selbsterniedrigung zu vollbringen; aber sie hatte den Stolz ihres Herzens gründlich gedemüthigt, und sie fühlte nun zum ersten Male, daß ihr Herz christlich sei.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Mirjam's Geschichte.

Als Dionysius am andern Morgen kam, fand er die Kranke und ihre Pflegerin so heiter aussehend und vergnügt, daß er ihnen zu der guten Nachtruhe, die sie gehabt haben müßten, Glück wünschte. Beide lachten darüber, versicherten aber, es sei die glücklichste Nacht ihres Lebens gewesen. Dionysius staunte, bis Mirjam, Fabiola's Hand ergreifend, sagte: „Ehrwürdiger Priester Gottes, ich übergebe deiner väterlichen Sorge diese Katechumene, welche verlangt, in den Geheimnissen unseres heiligen Glaubens vollständig unterrichtet, und wiedergeboren zu werden durch das Wasser des ewigen Heiles.“

„Wie!“ fragte Fabiola verwundert, „bist du mehr als ein Arzt?“

„Ja, mein Kind,“ antwortete der Greis; „wiewohl unwürdig, bekleide ich auch das höhere Amt eines Priesters in Gottes Kirche.“

Fabiola kniete unverzüglich vor ihm nieder und küßte seine Hand. Der Priester legte seine Rechte auf ihr Haupt und sagte: „Sei getrost, meine Tochter; du bist nicht die Erste aus deinem Hause, welche Gott in Seine heilige Kirche führt. Vor vielen Jahren wurde ich von einer Sklavin, die jetzt nicht mehr lebt, auch hierher gerufen, scheinbar als Arzt, in Wahrheit aber, um die Gattin des Fabius einige Stunden vor ihrem Tode zu taufen.“

„Meine Mutter!“ rief Fabiola aus. „Sie starb gleich nach meiner Geburt. — Sie ist also als Christin gestorben?“

„Ja, und ich zweifele nicht daran, daß ihr Geist zur Seite deines Schutzengels all dein Leben lang dich umschwebt und dich unsichtbar geführt hat zu dieser seligen Stunde. Und vor dem Throne Gottes hat sie unablässig für dich gebetet.“

Zehnfache Freude erfüllte die Herzen der beiden Freundinnen. Nachdem mit Dionysius über den Unterricht Fabiola's und ihre Vorbereitung zum Empfange der Taufe das Nöthige abgesprochen worden, trat sie zu Mirjam, ergriff ihre Hand und sagte mit leiser, sanfter Stimme: „Mirjam, darf ich fortan dich Schwester nennen?“ Ein Druck der Hand war die einzige Antwort, welche Mirjam geben konnte.

Mit ihrer Gebieterin nahmen auch die alte Amme Euphrosyne und die griechische Sklavin an dem Unterrichte Theil, um am Charsamstag die Taufe zu empfangen. Noch Eine dürfen wir nicht vergessen, welche bereits unter die Zahl der Katechumenen aufgenommen war, — Emerentiana, der Agnes Milchschwester, welche Fabiola mit in ihr Haus genommen und bei sich behalten hatte; es war eine große Freude für sie, die flinke Botin zwischen dem Krankenzimmer und den übrigen Theilen des Hauses sein zu können.

Während ihrer Krankheit theilte Mirjam, so wie ihre Kräfte

wieder zunahmen, Fabiola viele Einzelheiten über ihr früheres Leben mit. Da dieselben über das, was wir erzählt haben, einiges Licht verbreiten, so wollen wir ihre Geschichte im Zusammenhange hier einschalten.

Einige Jahre vor dem Beginne unserer Erzählung lebte in Antiochia ein Mann, welcher zwar nicht aus einer alten Familie stammte, aber reich war und sich in den vornehmsten Kreisen jener üppigen Stadt bewegte. Er machte großen Aufwand, und da er in der Verwaltung seines Vermögens nicht sehr aufmerksam war, gerieth er allmälig in Schulden. Er war mit einer sehr tugendhaften Dame verheirathet, welche heimlich eine Christin wurde, und dieses später auch mit Vorwissen und mit der ungern gegebenen Zustimmung ihres Mannes blieb. Bis dahin hatte sie die Erziehung ihrer beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, geleitet. Der Sohn, Orontius — so genannt von dem schönen Strome, an welchem die Stadt liegt — war fünfzehn Jahre alt, als sein Vater zuerst die Religion seiner Gattin entdeckte. Er hatte durch seine Mutter Vieles von den Lehren des Christenthums kennen gelernt und mit ihr dem christlichen Gottesdienst beigewohnt, — von dieser Kenntniß des Christenthums machte er später einen so verderblichen Gebrauch. Er hatte jedoch nicht die mindeste Neigung, Christ zu werden, und wollte von der Vorbereitung auf die Taufe nichts hören. Orontius war eigensinnig und verschlagen; er haßte jede Beschränkung seiner Leidenschaften und alle strenge Sittenvorschriften und sehnte sich nach weltlicher Ehre und nach dem ungestörten Genusse aller sinnlichen Freuden. Er erhielt eine feine Bildung; außer der griechischen Sprache, die damals in Antiochia allgemein gesprochen wurde, sprach er auch, wie wir gesehen haben, flüssig und geläufig lateinisch, wiewohl mit einer etwas fremden Betonung, — während im Hause mit den Sklaven und oft im Kreise der Familie die Landessprache gesprochen wurde. Orontius sah es nicht ungern, als sein Vater ihn der Aufsicht der Mutter enthob und darauf bestand, er solle bei der herrschenden und begünstigten Religion des Staates bleiben.

Um die Tochter, welche drei Jahre jünger war, kümmerte sich der Vater nicht so viel. Er hielt es für thöricht und unmännlich, sich viel Sorge wegen der Religion zu machen; die Religion zu ändern oder die Religion des Staates zu verlassen, sah er als ein Zeichen von Schwäche an; aber Weibern, meinte er, welche mehr unter dem Einflusse der Phantasie und des Gefühls ständen, könne man dergleichen Launen durchgehen lassen. Darum gestattete er seiner Tochter Mirjam — der Name war syrisch, da die Mutter aus einer reichen Familie zu Edessa stammte — die freie Uebung ihres neuen Glaubens. Sie wurde neben ihrer hohen geistigen Ausbildung ein Muster der Tugend, blieb aber immer einfach und anspruchlos. Es war dies eine Zeit, in welcher die Stadt Antiochia wegen der Gelehrsamkeit ihrer Philosophen berühmt war, von denen einige ausgezeichnete Christen waren.

Einige Jahre später, als der Sohn herangewachsen und sein schlimmer Charakter deutlich genug hervorgetreten war, starb die Mutter. Vor ihrem Tode erkannte sie die schlimmen Vermögensverhältnisse ihres Gatten, und damit ihre Tochter nicht durch seine schlechte Verwaltung oder durch ihres Sohnes verderblichen Eigennutz und Ehrgeiz in Noth gerathen könnte, verfügte sie über ihr eigenes bedeutendes Vermögen zu Gunsten Mirjam's in einer solchen Weise, daß es gegen die Habsucht Beider gesichert war. Trotz allen Zureden und Intriguen ließ sie sich nicht dazu bestimmen, über das Vermögen anders zu verfügen, und auf ihrem Sterbebette machte sie es ihrer Tochter unter andern mütterlichen Ermahnungen zur Pflicht, daß sie später, wenn sie großjährig geworden, in keine Abänderung der von der Mutter getroffenen Verfügungen einwilligen solle.

Die Verhältnisse gestalteten sich immer schlimmer; die Gläubiger drängten; es waren schon Besitzungen leichtsinnig verkauft worden: da erschien eine mysteriöse Person, Namens Eurotas, in der Familie. Niemand als der Vater schien den Mann zu kennen, und dieser sah ihn offenbar als einen solchen an, der zugleich ein Segen und ein Fluch, ein Retter und ein Verderber für die Familie sei.

Der Leser kennt des Eurotas eigene Enthüllungen; es genügt, wenn wir Folgendes hinzufügen. Er war der ältere Bruder; aber wohl einsehend, daß er wegen seines rauhen, finstern und unheimlichen Charakters nicht geeignet sei, als Haupt der Familie ihr Vermögen ruhig zu verwalten, und von dem hochfahrenden Ehrgeize getrieben, sein Haus noch reicher und mächtiger zu machen, nahm er nur eine mäßige Geldsumme und verschwand. Er ließ sich in kühne Handels-Unternehmungen im innern Asien ein, drang bis Indien und China vor und kam nun nach jahrelanger Abwesenheit zurück mit einem bedeutenden Vermögen und einer Sammlung von seltenen Edelsteinen, welche seinem Neffen auf seiner kurzen Laufbahn in der Welt von Nutzen waren, ihn aber zu Rom in's Verderben stürzten.

Eurotas hatte gehofft, in der Heimath eine reiche Familie zu finden und ihren Glanz durch seine Reichthümer vermehren zu können; statt dessen fand er sein Haus in den bedrängtesten Vermögensverhältnissen. Jedoch sein Familienstolz verließ ihn nicht; nach vielen Vorwürfen und bittern Zänkereien mit seinem Bruder, von denen aber sonst Niemand etwas erfuhr, bezahlte er mit seinem eigenen Gelde die Schulden desselben und wurde so der eigentliche Eigenthümer dessen, was von dem Vermögen seines Bruders und der ganzen Familie noch übrig war.

Nach einigen traurigen Jahren erkrankte der Vater und starb. Auf seinem Sterbebette sagte er dem Orontius, er könne ihm nichts hinterlassen; alles, was er besitze, selbst das Haus, worin er wohne, gehöre seinem Freunde Eurotas — daß dieser sein Bruder sei, sagte er ihm nicht — und von Eurotas sei er fortan abhängig, seiner Leitung müsse er sich überlassen. So fand sich der junge Mann mit seinem Stolze, seinem Ehrgeize und seiner Vergnügungssucht ganz in den Händen eines herzlosen, gewissenlosen und nicht minder ehrgeizigen Mannes, welcher ihm bald als Grundlage ihres Verhältnisses zu einander vorschrieb, Orontius müsse ihm unbedingt gehorchen, während scheinbar er selbst sein Untergebener

sein wolle; dabei machte er als Grundsatz geltend, um den Reichthum und Glanz seines Hauses wieder herzustellen, dürfe ihm nichts zu groß oder zu gering, zu gut oder zu böse sein.

Bei so zerrütteten Vermögensverhältnissen in Antiochia zu bleiben, war unmöglich; aber mit einem guten Capital konnte man anderswo etwas ausrichten. Jedoch selbst wenn man alles, war noch übrig war, verkaufte, so reichte das kaum hin, die Schulden zu decken, welche nach dem Tode des Vaters sich herausstellten. Es war nun noch das Vermögen der Schwester da, und Beide stimmten darin überein, daß man dasselbe bekommen müsse. Man versuchte alle Künste der Ueberredung; aber Mirjam weigerte sich ruhig und standhaft, theils aus Gehorsam gegen den Befehl ihrer sterbenden Mutter, theils weil sie beabsichtigte, ein Haus für fromme Jungfrauen zu gründen und darin ihre Tage zu verleben. Sie war jetzt gerade alt genug, um nach dem Gesetze über ihr Vermögen verfügen zu können. Sie bot den Beiden jede ihr mögliche Unterstützung an und schlug vor, sie wollten eine Zeit lang Alle zusammen auf ihre Kosten leben. Doch das genügte ihnen nicht; und als alle andern Mittel fehlgeschlagen waren, ließ Eurotas Andeutungen fallen, daß man eine Person, die ihnen so sehr im Wege stehe, um jeden Preis beseitigen müsse.

Orontius schauderte, als er zuerst solche Reden hörte; aber Eurotas machte ihn allmälig mit dem Gedanken vertrauter. Vor einem Morde bebte er freilich noch zurück; er kam indeß so weit, daß er es sich beinahe als Verdienst anrechnete, wenn er ein milderes Mittel vorschlüge — in ähnlicher Weise, wie die Brüder des Joseph, als sie einen langsamern und minder blutigen Weg einschlugen, um einen verhaßten Bruder zu beseitigen. List und geheime Gewalt, die das Gesetz nicht strafen könnte und die Niemand offenbar zu machen wagen würde, schien ihm am zweckmäßigsten zu sein.

Wie wir bereits erwähnt haben, wurde den Christen in den ersten Jahrhunderten oft gestattet, die heilige Eucharistie zu Hause aufzubewahren und zu genießen. Wir haben be-

schrieben, wie man sie in ein Orarium oder leinenes Tuch legte, welches oft wieder mit einem kostbaren Tuche bedeckt wurde. So pflegte man das heilige Sacrament in einem Kästchen (arca) mit einem Schlosse aufzubewahren, wie der heilige Cyprianus berichtet.[1]) Orontius wußte das, und er wußte auch, daß der Inhalt eines solchen Kästchens höher geschätzt wurde, als Gold und Silber. Wie die Väter berichten, sah man es als ein Verbrechen an, wenn man aus Nachlässigkeit etwas von dem consecrirten Brode auf den Boden fallen ließ,[2]) wie denn auch der Name „Perle", welcher sogar den kleinsten Theilchen desselben gegeben wurde,[3]) darauf hinwies, daß es so kostbar in den Augen eines Christen war, daß er alles, was er hatte, hingeben würde, um es vor gottesräuberischer Entweihung zu schützen. Das reich gestickte Tuch, welches wiederholt in unserer Geschichte erwähnt wurde, war von Mirjam's Mutter dazu gebraucht worden, diesen Schatz einzuhüllen, und ihrer Tochter war dasselbe werth, sowohl als Andenken an ihre Mutter, wie auch darum, weil sie es zu demselben Zwecke gebrauchte.

Eines Tages kniete sie früh Morgens vor ihrem Kästchen, und nachdem sie sich durch ein andächtiges Gebet vorbereitet, öffnete sie dasselbe. Wie groß war ihr Schrecken, als sie sah, daß das Schloß aufgebrochen und ihr Schatz nicht mehr da war? Wie Maria Magdalena am Grabe, weinte sie bitterlich, daß man ihren Herrn weggenommen und daß sie nicht wußte, wo man Ihn hingelegt habe.[4]) Gleich ihr „weinte sie und bückte sich und blickte" wieder in ihr Kästchen; da fand sie ein Blatt, welches sie in der ersten Verwirrung nicht bemerkt hatte.

[1]) »Cum quaedam arcam suam, in qua Domini sanctum fuit, manibus indignis tentasset aperire, igne inde surgente deterrita est, ne auderet attingere.« — „Als eine Frau mit unwürdigen Händen das Kästchen zu öffnen suchte, worin das Heilige des Herrn war, da schreckte sie ein daraus hervorströmendes Feuer, so daß sie es nicht zu berühren wagte." Cypr. de lapsis c. 26.

[2]) Martene, de antiquis ecclesiae ritibus.

[3]) So in den morgenländischen Liturgieen. Fortunatus nennt die heilige Eucharistie: »Corporis Agni margaritum ingens« — „Die große Perle des Leibes des Lammes," I. 3, carm. 25.

[4]) Joh. 20, 13.

Dieses Blatt belehrte sie: was sie suche, sei wohl verwahrt in den Händen ihres Bruders und könne eingelöst werden. Sie eilte gleich zu ihm und fand ihn bei dem düstern Manne, in dessen Gegenwart sie immer zitterte; sie warf sich vor Orontius auf die Kniee und bat ihn flehentlich, ihr zurückzugeben, was sie höher schätze, als all ihr irdisches Gut. Er war auf dem Punkte, ihren Bitten und Thränen nachzugeben, als Eurotas ihn durch einen strengen Blick einschüchterte und dann zu Mirjam sagte: „Mirjam, wir nehmen dich beim Worte. Wir wollen die Aufrichtigkeit und Stärke deines Glaubens erproben. Ist es dir mit deinem Anerbieten Ernst?“

„Ich will gern alles, was ich habe, hingeben, um das Allerheiligste vor Entweihung zu bewahren.“

„Dann unterzeichne dieses Blatt,“ sagte Eurotas höhnisch.

Sie nahm die Feder in die Hand, las das Blatt flüchtig durch und unterschrieb es. Es war eine Urkunde, wodurch sie dem Eurotas ihr ganzes Vermögen abtrat. Orontius war außer sich vor Wuth, als er sah, daß er von dem überlistet worden, welchem er selbst dieses Mittel, seine Schwester zu zwingen, vorgeschlagen hatte. Aber es war zu spät; er war jetzt nur um so fester in seiner harten Knechtschaft. Später mußte Mirjam mit Beobachtung aller von dem römischen Gesetze vorgeschriebenen Formalitäten ihre Erklärung über die Abtretung ihrer Rechte wiederholen.

Eine kurze Zeit hindurch wurde sie freundlich behandelt; dann fing man an, ihr zu bedeuten, daß sie Antiochia verlassen müsse, da Orontius und sein Freund sich nach Nikomedia, der Residenz des Kaisers, zu begeben beabsichtigten. Sie wünschte, nach Jerusalem gebracht zu werden, wo sie in irgend einer Genossenschaft frommer Frauen Aufnahme zu finden hoffte. Man brachte sie demgemäß an Bord eines Schiffes. Der Capitän desselben stand nicht in gutem Rufe, und Orontius wußte, daß derselbe außer dem geringen Ueberfahrtsgelde von Eurotas heimlich eine bedeutende Summe unter Bedingungen erhielt, nach deren Inhalt zu fragen er nicht den Muth hatte. Wiewohl arm, trug Mirjam das am Halse, was sie höher schätzte, als

allen Reichthum, wie sie durch die That bewiesen hatte. Denn die Christen trugen, wie der heilige Ambrosius von seinem Bruder Satyrus erzählt, wenn sie eine Seereise antraten, die heilige Eucharistie am Halse bei sich.[1]) Wir brauchen nicht zu sagen, daß Mirjam dieselbe in das einzige kostbare Tuch eingehüllt hatte, welches sie aus ihrem elterlichen Hause mitnahm.

Nachdem das Schiff den Hafen verlassen hatte, fuhr der Capitän, statt die Küste entlang auf Joppe oder einen andern Hafen in der Richtung nach Jerusalem hinzusteuern, auf die hohe See hinaus, als wollte er nach einem fernen Lande segeln. Was er im Sinne führte, war schwer zu errathen; aber die wenigen Reisenden, welche auf dem Schiffe waren, wurden ernstlich besorgt, und es kam zu einem heftigen Streite. Dieser wurde durch einen plötzlich entstehenden Sturm unterbrochen; das Schiff wurde einige Tage lang von den Wogen hin und her getrieben und scheiterte dann an einer Felseninsel in der Nähe von Cypern. Gleich Satyrus schrieb es Mirjam dem kostbaren Schatze zu, den sie bei sich trug, daß sie glücklich die Küste erreichte. Sie meinte, sie sei allein am Leben geblieben: denn sie sah Niemand, der sich gerettet hatte. Es waren indeß auch einige Andere gerettet, und diese erzählten, als sie nach Antiochia zurückkamen, Mirjam sei mit den andern Reisenden und der Schiffsmannschaft umgekommen.

Leute, welche von der Beute gestrandeter Schiffe lebten, fanden sie am Ufer. Arm und ohne Freunde, wurde sie einem Sklavenhändler übergeben, nach Tarsus auf dem Festlande gebracht und dort an einen vornehmen Mann verkauft, welcher sie gütig behandelte. Kurze Zeit nachher beauftragte Fabius einen seiner Agenten in Asien, ihm zur Bedienung seiner Tochter eine gebildete und wo möglich tugendhafte Sklavin zu besorgen, und so kam Mirjam unter dem Namen Syra in das Haus der Fabiola, um dieser das Heil zu bringen.

[1]) Ambr. de excessu Satyri, 1, 43.

Vierunddreißigstes Capitel.

Ein schöner Tod.

Einige Tage nach den Vorfällen, welche wir in dem vorletzten Capitel erzählt haben, wurde Fabiola gemeldet, ein alter Mann, der in großer Angst sei oder zu sein scheine, wünsche sie zu sprechen. Als sie herabkam und ihn nach seinem Namen und nach seinem Begehr fragte, sagte er: „Ich heiße Ephraim, edele Dame, und ich habe eine bedeutende Forderung, für welche mir das Vermögen der verstorbenen Dame Agnes als Unterpfand zugesichert war. Da dieses Vermögen, wie ich höre, jetzt in deinen Besitz übergegangen ist, so komme ich, um von dir bezahlt zu werden; denn sonst bin ich ein ruinirter Mann.“

„Wie ist das möglich?“ fragte Fabiola verwundert. „Ich glaube nicht, daß meine Nichte je in ihrem Leben Schulden gemacht hat.“

„Nein, sie nicht,“ antwortete der Wucherer etwas verlegen, „aber ein Herr, Namens Fulvius, welchem das Vermögen durch Confiscation zufallen sollte; ihm habe ich auf dasselbe bedeutende Summen vorgeschossen.“

Fabiola's erster Gedanke war, den Menschen aus dem Hause werfen zu lassen; aber sie dachte an Fulvius' Schwester und sagte höflich zu ihm: „Die Schulden des Fulvius will ich bezahlen, aber nur mit den gesetzlichen Zinsen und ohne Rücksicht auf etwaige wucherische Contracte.“

„Aber bedenke, edele Dame, wie riskant das Leihen war! Ich habe wahrhaftig meine Forderungen sehr billig gestellt.“

„Gehe zu meinem Verwalter,“ antwortete sie, „er wird die Sache in Ordnung bringen. Jetzt hast du wenigstens nichts zu riskiren.“

Sie befahl demgemäß dem Freigelassenen, welcher ihre Geschäfte besorgte, die Summe unter den erwähnten Bedingungen auszuzahlen, wodurch sie auf die Hälfte des Geforderten ermäßigt wurde. Bald nachher übertrug sie aber dem Verwalter ein mühsameres Geschäft: er mußte alle Rechnungen ihres ver-

storbenen Vaters revidiren, um zu sehen, wo irgend Jemand verkürzt worden sei und auf Schadenersatz Anspruch habe. Da sie ferner erfuhr, daß Corvinus wirklich durch seinen Vater das kaiserliche Rescript ausgewirkt habe, wodurch ihr rechtmäßiges Eigenthum vor Confiscation geschützt worden war, so überwies sie ihm, wiewohl sie sich entschieden weigerte, ihn jemals vorzulassen, eine bedeutende Summe, wodurch ihm ein anständiger Unterhalt gesichert wurde.

Nach Erledigung dieser weltlichen Geschäfte widmete Fabiola ihre Aufmerksamkeit nur der Pflege der kranken Mirjam und der Vorbereitung auf den Empfang der Taufe. Um Mirjam's Wiederherstellung zu befördern, begab sie sich mit ihr und einem kleinen Theile ihrer Dienerschaft nach einem Orte, der ihnen beiden theuer war, nach der Nomentanischen Villa. Der Frühling war gekommen, und man konnte Mirjam's Bett an das Fenster stellen oder in den wärmsten Stunden des Tages sogar in den Garten vor dem Hause hinabtragen. Dann setzte sich Fabiola auf die eine Seite und Emerentiana auf die andere, während der arme Molossus, der all seine Munterkeit verloren hatte, sich zu ihren Füßen legte. Sie sprachen dann oft von den verlorenen Freunden, und namentlich von ihr, an welche alles, was sie um sich sahen, sie erinnerte. Sobald der Name der Agnes genannt wurde, spitzte ihr alter, treuer Wächter die Ohren, wedelte mit dem Schweife und blickte um sich. Oft sprachen sie auch über Gegenstände der christlichen Lehre, und Mirjam erläuterte demüthig und anspruchlos, aber mit der Wärme, welche zuerst Fabiola bezaubert hatte, die Unterweisungen, welche der fromme Priester Dionysius gegeben hatte.

Als er zum Beispiel von der Kraft und Bedeutung des Kreuzzeichens gesprochen hatte, womit bei der Taufe „die Stirn der Gläubigen bezeichnet, oder das Wasser geweiht werde, durch welches sie wiedergeboren, oder das Oel, womit sie, wie mit dem Chrisma, gesalbt, oder das heilige Opfer, mit welchem sie gespeist würden," [1]) da erklärte Mirjam den Katechumenen,

[1]) S. Aug. in Joh. tract. 118, 5: Quod signum nisi adhibeatur sive frontibus credentium sive ipsi aquae, ex qua regenerantur, sive

wie das Kreuzzeichen im gewöhnlichen Leben angewandt werde, und ermahnte sie, das fleißig zu üben, was alle guten Christen thäten, nämlich sich mit diesem heiligen Zeichen zu bezeichnen „im Verlaufe oder beim Beginne jedes Werkes, wenn sie ein- und ausgingen, wenn sie ihre Kleider oder Sandalen anlegten, wenn sie sich wüschen, wenn sie sich zu Tisch setzten, ihre Lampen anzündeten, sich zu Bett legten oder auf einen Stuhl setzten, in was immer für einer Unterhaltung sie auch begriffen sein möchten." [1])

Mirjam's Wunde war geheilt; dennoch nahmen ihre Kräfte nicht zu. Das bemerkten Alle zu ihrem großen Kummer; nur Fabiola bemerkte es nicht. Ist es ja oft die Mutter oder Schwester, die zuletzt einsieht, welchen schlimmen Verlauf die Krankheit ihres Kindes oder ihrer Schwester nimmt: die Liebe ist so hoffnungsvoll und so blind! Es zeigte sich ein hektisches Roth auf Mirjam's Wange; sie war abgemagert und schwach, und von Zeit zu Zeit hörte man sie leise husten. Sie lag lange wach und bat, man möge ihr Bett so stellen, daß sie von der ersten Morgendämmerung an auf einen Ort hinblicken könnte, der in Aller Augen schöner war, als das herrlichste Blumenbeet.

Seit lange war in der Villa ein Eingang zu dem Cömeterium, welches an dieser Straße lag. Dasselbe hieß schon jetzt das Cömeterium der Agnes; denn nahe bei seinem Eingange war diese heilige Martyrin beigesetzt worden. Ihr Leib ruhte in einem Cubiculum oder Gemache des Cömeteriums unter einem Grabsteine mit einem Bogen darüber. Gerade über dem Eingange dieses Gemaches, mitten im Garten, war eine Oeffnung, durch welche der unterirdische Raum Licht und

oleo, quo chrismate unguntur, sive sacrificio, quo aluntur, nihil eorum rite perficitur.

[1]) So Tertullian, welcher vor dem Jahre 200 lebte und der älteste lateinische Kirchen-Schriftsteller ist, in dem Buche de corona mil. c. 3: Ad omnem progressum atque promotum, ad omnem aditum et exitum, ad calcatum, ad lavacra, ad mensas, ad lumina, ad cubilia, ad sedilia, quaecumque nos conversatio exercet, frontem crucis signaculo terimus.

Luft erhielt. Diese Oeffnung war oben mit einer niedrigen Brustwehr umgeben und durch Gesträuch verdeckt. Nach diesem Punkte sah Mirjam am liebsten hin: das war ja die einzige Weise, wie sie sich in ihrer Krankheit dem Grabe derjenigen nähern konnte, welche sie so sehr verehrt und geliebt hatte.

Ganz früh an einem schönen und ruhigen Morgen — es war nur noch einige Wochen vor Ostern — blickte sie wieder nach dieser Richtung hin. Da bemerkte sie einige junge Männer, welche nach dem nahen Anio-Flusse gehen wollten, um zu angeln, und ihren Weg durch den Garten nahmen. Sie kamen bei dieser Oeffnung vorbei; Einer von ihnen blickte hinein und rief die Andern herbei.

„Das ist eins der unterirdischen Verstecke der Christen.“

„Eins der Löcher, die in ihren Kaninchenbau führen.“

„Laßt uns hineingehen,“ schlug Einer vor.

„Ja, und wie sollen wir dann wieder heraus kommen?“ fragte ein Zweiter.

Dies Gespräch konnte Mirjam nicht hören; aber sie sah, was darauf folgte. Einer, welcher sorgfältiger, die Hand über die Augen haltend, hineingesehen hatte, winkte den Andern, dasselbe zu thun, gebot ihnen dabei aber durch seine Geberden, stille zu sein. Gleich darauf nahmen sie große Steine von dem Gemäuer eines nahen Springbrunnens und warfen sie in die Oeffnung hinab. Sie gingen dann laut lachend weg, und Mirjam meinte, sie hätten unten eine Schlange oder ein anderes Thier gesehen und sich damit unterhalten, dasselbe mit Steinen zu werfen.

Als die Andern herbeikamen, erzählte Mirjam das Vorgefallene, damit man die Steine wegschaffe. Fabiola ging selbst mit einigen Dienern hinab; denn sie war eifersüchtig auf die Bewachung des Grabes der Agnes. Wie groß war ihr Schmerz, als sie fand, daß die arme Emerentiana, welche hinabgestiegen war, um am Grabe ihrer Milchschwester zu beten, in ihrem Blute todt da lag! — Sie war, wie man später erfuhr, den Abend vorher am Flusse vorbeigegangen, wo gerade heidnische

Orgien gefeiert wurden. Da sie, zur Theilnahme daran eingeladen, sich nicht nur weigerte, sondern auch den Heiden ihre Gottlosigkeit und ihre Grausamkeit gegen die Christen vorhielt, wurde sie von denselben mit Steinen verfolgt und verwundet, flüchtete sich aber vor ihnen nach der Villa. Sie fühlte sich schwach und die Wunden schmerzten sie: so schlich sie sich denn unbemerkt zum Grabe der Agnes hin, um da zu beten. Dort entdeckten einige ihrer frühern Verfolger sie am Morgen, als sie noch nicht im Stande war, sich zu bewegen. So kamen denn, wie wir erzählt haben, diese brutalen Heiden der kirchlichen Taufe zuvor und spendeten ihr die Bluttaufe. Sie wurde neben Agnes beigesetzt; und die Kirche ehrt das Andenken des bescheidenen Bauernmädchens alljährlich [1]) unter ihren Heiligen.

Fabiola und ihre Gefährtinnen wurden in der üblichen Weise auf die heilige Taufe vorbereitet, wiewohl die Vorbereitungszeit mit Rücksicht auf die Verfolgung abgekürzt wurde. Da sie an dem Eingange eines Cömeteriums wohnten, in welchem große Kirchen waren, so konnten sie die drei Stufen des Katechumenats durchmachen. Erst waren sie „Hörende", [2]) welche bei der Vorlesung der Lectionen zugegen sein durften; dann „Knieende," [3]) welche bei einigen der liturgischen Gebete anwesend waren; zuletzt „Auserwählte" oder „Bittende," [4]) die um die Taufe baten und zum baldigen Empfange derselben bestimmt waren.

Nachdem sie in diese letzte Klasse waren aufgenommen worden, mußten sie häufig in die Kirche kommen, namentlich an den drei Mittwochen nach dem ersten, dem vierten und dem letzten Fastensonntage, an welchen Tagen das römische Meßbuch noch jetzt eine auf diese Sitte bezügliche zweite Collecte und Lection hat. Wenn man die Gebete und Ceremonien betrachtet, welche jetzt in der katholischen Kirche bei

[1]) Am 23. Januar.
[2]) Audientes.
[3]) Genuflectentes.
[4]) Electi und Competentes [Vgl. Krüll, christliche Alterthumskunde, I., S. 84].

der Taufe, namentlich bei der Taufe von Erwachsenen vorkommen, so sieht man, daß in dem jetzigen Tauf-Ritus das zusammengefaßt ist, was in alten Zeiten auf verschiedene Tage vertheilt war. An einem Tage fand die Abschwörung des Satans Statt, welche unmittelbar vor der Taufe wiederholt wurde; an einem andern die Berührung der Ohren und der Nase, das Ephpheta, wie es genannt wurde. Weiter fanden wiederholte Exorcismen und Kniebeugungen Statt, Bezeichnungen der Stirne und des Leibes mit dem Kreuzzeichen,[1]) Anhauchungen des Täuflings und andere bedeutungsvolle Ceremonien. Noch feierlicher war die Salbung, und zwar wurde nicht bloß das Haupt, sondern der ganze Leib gesalbt. Das apostolische Glaubensbekenntniß wurde erklärt und sorgfältig auswendig gelernt. Die Lehre von dem heiligen Altarssacramente aber wurde erst nach der Taufe mitgetheilt.

Unter diesen vielfältigen Vorbereitungen verfloß die Bußzeit der vierzigtägigen Fasten schnell und feierlich, bis endlich der Charsamstag kam.

Es ist hier nicht der Ort, die kirchlichen Ceremonien bei der Ausspendung der Sacramente zu beschreiben. Das liturgische System erhielt seine Entwickelung hauptsächlich, nachdem friedlichere Zeiten für die Kirche gekommen waren, und Vieles, was zur äußern Form und Feierlichkeit gehört, war in einer Zeit gar nicht thunlich, in welcher die Kirche eine so bittere Verfolgung zu erdulden hatte. Es genügt uns, darauf hingewiesen zu haben, daß nicht nur die Lehren und die wesentlichen heiligen Handlungen, sondern selbst untergeordnete Ceremonien der Kirche in den drei ersten Jahrhunderten dieselben waren, wie jetzt. Wenn unser Beispiel Nachahmung findet, so wird irgend Jemand in einem andern Bändchen eine glänzendere Periode zu schildern haben, als die, welche wir gewählt.

Die Taufe Fabiola's und ihrer Dienerinnen fand ganz in der Stille und ohne äußern Glanz Statt, in traurigem

[1]) Dabei wird, namentlich bei der Taufe von Erwachsenen, das Vater unser wiederholt.

Gegensatze zu der freudigen und festlichen Stimmung ihres Herzens. Die Titel der Stadt waren alle geschlossen, auch der Titel Sanct Pastor mit seinem päpstlichen Taufbrunnen. Frühmorgens an dem glücklichen Tage schlichen sich Fabiola und die Ihrigen um die Mauer nach der entgegengesetzten Seite der Stadt, gingen der Via Portuensis nach, — der Straße, welche nach dem Hafen an der Tiber-Mündung führte, — traten in einen Weinberg in der Nähe der Gärten des Cäsar, und stiegen in das Cömeterium des Pontianus hinab, welches berühmt war als die Ruhestätte der persischen Martyrer Abdon und Sennen.

Der Morgen wurde unter Gebeten und Vorbereitungen zugebracht. Gegen Abend begannen die kirchlichen Feierlichkeiten, welche die Nacht hindurch fortdauerten. Es kam die Zeit, wo die Taufhandlung stattfinden sollte, — es war eine beinahe schauerliche Feierlichkeit. Tief in den Eingeweiden der Erde hatte man das Wasser einer unterirdischen Quelle in eine viereckige Vertiefung oder Cisterne gesammelt, die vier bis fünf Fuß tief war. Das Wasser war klar, aber kalt und bleich, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen, in dem unterirdischen Taufbrunnen, welcher in dem Tufo oder vulcanischen Felsen ausgehauen war. Eine lange Treppe führte zu demselben hinab, ein kleiner Vorsprung auf der Seite genügte für den Priester und den Täufling, welcher drei Mal in dem Wasser untergetaucht wurde. Die ganze Einrichtung ist noch jetzt gerade so vorhanden, wie damals; nur befindet sich jetzt über dem Taufbrunnen ein Gemälde, die Taufe Christi durch Johannes darstellend, welches wahrscheinlich ein oder zwei Jahrhunderte später beigefügt worden ist.[1])

Unmittelbar nach der Taufe fand die Firmung Statt, und dann wurden die Neophyten oder neugeborenen Kinder der Kirche nach der nöthigen Unterweisung zum ersten Male zum Tische des Herrn zugelassen und mit dem Brode der Engel gespeist.

Erst spät am Ostersonntage kam Fabiola nach ihrer Villa

[1]) Vgl. Northcote, die römischen Katakomben. 3. Aufl. S. 157.

zurück; sie begrüßte Mirjam mit einer langen, stummen Umarmung. Beide waren so glücklich, so selig, so reich belohnt für alles, was sie in den letzten Monaten für einander gethan hatten, daß sie keine Worte fanden, ihre Gefühle auszudrücken. Fabiola's hauptsächlichster Gedanke, ja ihr Stolz an diesem Tage war, daß sie jetzt ihrer frühern Sklavin gleich geworden, freilich nicht an Tugend, an Schönheit des Charakters, an Geistesgröße, an himmlischer Weisheit, an Verdiensten vor Gott, — o nein, in allem dem fühlte sie sich viel geringer; — aber als Kind Gottes, als Erbin eines ewigen Reiches, als ein lebendiges Glied des Leibes Christi, als zugelassen zur Theilnahme an allen Seinen Gnaden und an dem Preise Seiner Erlösung, als ein neues Geschöpf in Ihm, fühlte sie sich Mirjam gleich, und das sagte sie ihr mit freudigem Lächeln.

Nie war sie so stolz auf prächtige Gewänder gewesen, wie jetzt auf das weiße Kleid, welches ihr nach der Taufe angelegt worden war und welches sie acht Tage lang zu tragen hatte.

Der Vater der Erbarmungen weiß unsere Freuden und unsere Schmerzen mit einander zu verbinden, und sendet uns die letztern, wenn er uns am besten auf sie vorbereitet hat. Bei jener freudigen Umarmung, die wir erwähnt haben, bemerkte Fabiola zuerst das kurze und schwere Athemholen ihrer geliebten Schwester. Sie mochte nicht darüber nachdenken, ließ aber Dionysius bitten, am andern Morgen zu ihr zu kommen. Am Abend hielten sie Alle zusammen ihr Ostermahl; Fabiola saß neben Mirjam, und mit ihr saßen zu Tische ihre eigenen getauften Sklaven und Sklavinnen und die der Agnes, welche Fabiola alle bei sich behalten hatte. Sie erinnerte sich nicht, jemals an einer so frohen Abendmahlzeit Theil genommen zu haben.

Am andern Morgen früh rief Mirjam Fabiola zu sich und sagte zärtlicher als jemals: „Meine liebe Schwester, was willst du thun, wenn ich dich verlassen habe?"

Die arme Fabiola war von Schmerz überwältigt: „Willst du mich denn verlassen? Ich hatte gehofft, wir würden für immer als Schwestern zusammen leben. Aber wenn du Rom

verlassen willst, kann ich dich denn nicht begleiten, um dich zu verpflegen und dir zu dienen?"

Mirjam lächelte; aber eine Thräne trat ihr in die Augen, als sie, die Hand ihrer Schwester ergreifend, gegen Himmel wies. Fabiola verstand sie und sagte: „O nein, nein, liebste Schwester! Bitte Gott, der dir nichts verweigern wird, daß ich dich nicht verliere. Ich weiß, das ist selbstsüchtig von mir; aber was kann ich ohne dich thun? Und jetzt, wo ich gelernt habe, wie viel die, welche mit Christus herrschen, durch ihre Fürbitte für uns thun können, will auch ich zu Agnes[1]) und Sebastianus beten, daß sie für mich bitten und ein so großes Unglück von mir abwenden. — Sei gutes Muthes! Dein Zustand ist gewiß nicht bedenklich; das warme Wetter und das milde Klima von Campanien werden dich bald wieder herstellen. Wir wollen dann wie vormals an der Quelle zusammen sitzen und über bessere Dinge reden, als über Philosophie."

Mirjam schüttelte den Kopf, nicht traurig, sondern heiter, und antwortete: „Täusche dich nicht, Theuerste. Gott hat mich leben lassen, daß ich diesen glücklichen Tag sähe. Aber jetzt ruht Seine Hand auf mir zum Tode, wie bisher zum Leben, und ich begrüße sie mit Freuden. Ich weiß nur zu gut, daß meine Tage gezählt sind."

„O, du wirst mich nicht so bald verlassen!" schluchzte Fabiola.

„Nicht, so lange du noch dein weißes Kleid trägst, liebe Schwester," antwortete Mirjam. „Ich weiß, du wirst gern

[1]) Agnae sepulchrum est Romulea in domo,
Fortis puellae, martyris inclytae.
Conspectu in ipso condita turrium,
Servat salutem virgo Quiritum,
Necnon et ipsos protegit advenas
Puro ac fideli pectore supplices.

O welch ein Schatz für Rom ist Agnes' Grab,
Der Jungfrau und erlauchten Martyrin!
Sie schützet mächtig der Quiriten Stadt,
In deren Weichbild ihre Asche ruht;
Sie schützet auch die Fremden, die zum Grab
Andächtig pilgern und vertrauensvoll.

Prudentius.

um mich Trauer anlegen wollen; aber ich möchte dir keine Stunde von der Zeit rauben, in welcher du dieses bedeutungsvolle weiße Kleid trägst."

Dionysius kam und fand seine Patientin, die er seit einiger Zeit nicht mehr besucht hatte, sehr verändert. Was er als möglich befürchtet hatte, war eingetroffen: die Spitze des Dolches hatte das Rippenfell verletzt, und die Schwindsucht war die Folge davon. Er bestätigte Mirjam's ernsteste Befürchtungen.

Fabiola ging zum Grabe der Agnes und betete um Ergebung in Gottes Willen. Sie betete lange und inbrünstig, unter vielen Thränen, und kehrte dann zurück.

„Schwester," sagte sie gefaßt, „Gottes Wille geschehe: ich bin bereit, selbst dich Ihm aufzuopfern. Nun bitte ich dich aber, sage mir, was du wünschest, daß ich thun soll, wenn du von mir hinweggenommen sein wirst."

Mirjam blickte zum Himmel und antwortete: „Lege meinen Leib zu den Füßen der Agnes; dann bleibe hier und bewache uns; bete zu ihr und für mich, bis ein Fremder kommen wird aus dem Morgenlande, ein Bringer froher Botschaft."

Am folgenden Sonntage, dem „Sonntage der weißen Kleider," feierte Dionysius mit besonderer Erlaubniß die heiligen Geheimnisse in Mirjam's Zimmer und reichte ihr die heilige Communion als Wegzehrung. (Es wurde in den ersten Jahrhunderten nicht selten die heilige Messe in Privathäusern gelesen, wie wir aus den Schriften des heiligen Augustinus und Anderer [1]) sehen.) Danach salbte er sie mit Oel und betete über sie, — das letzte Sacrament, welches die Kirche spendet.

Fabiola und die Ihrigen, welche dieser feierlichen Handlung betend und weinend beigewohnt hatten, stiegen nun in die Krypta hinab und kehrten nach dem Gottesdienste in ihren gewöhnlichen Kleidern zu Mirjam zurück.

[1]) Der heilige Ambrosius las Messe in dem Hause einer Dame jenseit der Tiber, wie Paulinus in seiner Biographie (Opp. ed. Maur. t. 1) erzählt. Der heilige Augustinus erwähnt, daß ein Priester in einem Hause Messe las, von welchem man glaubte, es werde von bösen Geistern beunruhigt, de civ. Dei l. 22, c. 8.

„Die Stunde ist gekommen,“ sagte diese, indem sie Fabiola's Hand ergriff. „Verzeihe mir, wenn ich von meinen Pflichten gegen dich etwas vernachlässigt oder dir nicht ein so gutes Beispiel gegeben habe, wie ich hätte thun sollen.“

Das war zu viel für Fabiola und sie brach in Thränen aus; Mirjam tröstete sie und sagte: „Bezeichne meine Lippen mit dem Zeichen der Erlösung, wenn ich nicht mehr reden kann; und du, guter Dionysius, sei meiner eingedenk am Altare Gottes, wenn ich hingeschieden bin.“

Er betete ihr vor und sie antwortete, bis endlich ihre Stimme verstummte; ihre Lippen bewegten sich noch und sie küßte das Kreuz, welches man ihr vorhielt. Sie sah heiter und freudig aus; endlich hob sie die Hand auf und bekreuzte ihre Stirne; sie suchte dann auch ihre Brust mit dem Kreuze zu bezeichnen, aber in diesem Augenblicke sank die Hand leblos nieder. Ein Lächeln überzog ihr Antlitz und — sie starb, wie seitdem Tausende der Kinder Christi gestorben sind.

Fabiola trauerte sehr um sie; aber diesmal trauerte sie, wie die, welche Hoffnung haben.

Dritter Theil.

Sieg.

Erstes Capitel.

Der Fremde aus dem Morgenlande.

Wir kommen uns jetzt vor, als wandelten wir in einer Einöde. Fast Alle, deren Worte und deren Handlungen, ja selbst deren Gedanken uns bis jetzt begleitet und erfreut haben, sind Einer nach dem Andern von uns geschieden, und es sieht um uns herum in der That sehr öde aus. Aber konnte das anders sein? Haben wir ja keine gewöhnliche Zeit des Friedens und des Alltagslebens geschildert, sondern eine Zeit des Krieges, Streites und Kampfes. Ist es unnatürlich, daß die Tapfersten und Heldenmüthigsten um uns herum gefallen sind? Wir haben von der grausamsten Verfolgung gesprochen, welche die Kirche jemals erduldet hat, von jener Zeit, wo man damit umging, eine Säule zu errichten mit der Inschrift, daß der christliche Name ausgerottet sei. Ist es auffallend, daß die Heiligsten und Reinsten die Ersten waren, welche gekrönt wurden?

Aber die Kirche Christi hatte noch viele Jahre lang eine härtere Verfolgung zu erdulden, als die wir geschildert haben. Eine Reihe von Tyrannen und Unterdrückern setzte den furchtbaren Krieg wider sie ohne Unterbrechung in dem einen oder andern Theile der Welt noch zwanzig Jahre lang fort,

selbst noch nachdem Constantinus der Verfolgung gesteuert hatte, so weit seine Macht reichte. Diokletianus, Galerius, Maximinus und Licinius im Morgenlande, Maximianus und Maxentius im Abendlande ließen in ihren Ländern den Christen keine Ruhe. Gleich einem jener heftigen Stürme, welche über die halbe Welt dahinbrausen und verschiedene Länder nach einander mit ihrer verwüstenden Gewalt heimsuchen, während ihre dunkeln Vorboten oder ihre finstern Wolken gleichzeitig sie alle überschatten, — ließ diese Verfolgung ihre alles Christliche zerstörende Wuth erst an einem Lande aus, dann an einem andern, — an Italien und an Afrika, an Ober-Asien wie an Palästina und Aegypten, und dann wieder an Armenien, während sie keinem Orte einen rechten Frieden gönnte, vielmehr gleich einer schrecklichen Gewitterwolke über dem ganzen Reiche hing.

Und doch gedieh die Kirche und blühte; sie trotzte dieser Welt voll Sünde. Ein Papst bestieg nach dem andern den päpstlichen Thron und das Schaffot; es wurden Concilien gehalten in den dunkeln Hallen der Katakomben; Bischöfe kamen mit Lebensgefahr nach Rom, um den Nachfolger des heiligen Petrus zu befragen; es wurden Briefe gewechselt zwischen entlegenen Kirchen und dem obersten Hirten der Christenheit und zwischen verschiedenen Kirchen, Briefe voll Sympathie, Vertrauen und Liebe; ein Bischof folgte dem andern auf seinem Stuhle und weihte Priester und andere Geistliche, um an die Stelle der Gefallenen zu treten und auf den Bollwerken der Stadt den Geschossen der Feinde sich auszusetzen: — das Werk des unvergänglichen Reiches Christi wurde fortgesetzt ohne Unterbrechung und ohne Furcht vor Vernichtung.

Wurde ja auch gerade inmitten all dieser Unruhen und Kämpfe eine gewaltige Institution begründet, welche in späterer Zeit so Erstaunliches leisten sollte. Die Verfolgung trieb Viele aus den Städten in die Wüste von Aegypten, wo das Mönchthum entstand, welches bewirkte, daß „die Wildniß jauchzte und blühte wie eine Lilie, daß sie sproßte und auf-

blühte und jauchzte, freudig und lobsingend." [1]) Als darum Diokletianus, des Purpurs entkleidet, als ein grämlicher elender Greis gestorben war; als Galerius, lebendig von Geschwüren und Würmern zerfressen, durch ein öffentliches Edict das Fehlschlagen seiner Bestrebungen anerkannt; als Maximianus Herculeus sich selbst erdrosselt hatte; als Maxentius in der Tiber ertrunken; als Maximinus unter den Qualen gestorben war, welche die göttliche Gerechtigkeit über ihn sandte, unter eben so schrecklichen Qualen, wie die Christen sie von ihm erduldet, so daß selbst seine Augen aus ihren Höhlen hervorquollen; als endlich Licinius auf Constantin's Befehl getödtet worden war: da stand die Braut Christi, zu deren Vernichtung sie alle sich verschworen hatten, jung und blühend da, wie immer, und bereit, ihren großen Weg anzutreten, überallhin sich zu verbreiten und über alle Länder ihre Herrschaft auszudehnen.

Im Jahre 313, nach dem Siege über Maxentius, gab Constantinus der Kirche volle Freiheit. Auch wenn alte Schriftsteller es nicht beschrieben hätten, könnten wir uns leicht vorstellen, wie freudig und dankbar die armen Christen diese große Veränderung begrüßten. Es war, wie wenn in einer Stadt, in welcher die Pest gewüthet hat, die noch lebenden Einwohner, nachdem das Erlöschen der Krankheit öffentlich verkündet worden, hervorkommen und weinend, aber freudig einander begrüßen. Zehn Jahre lang hatten die Christen, welche noch am Leben waren, zerstreut und verborgen gelebt; die Familien hatten kaum in den ihnen zunächst liegenden Cömeterien zusammenkommen können; so wußten denn jetzt Manche nicht, wer von ihren Freunden und Verwandten ein Opfer der Verfolgung geworden und wer sie überlebt habe. Erst schüchtern, dann muthiger kamen sie hervor; bald wurden die frühern Versammlungsplätze, welche die in den letzten zehn Jahren geborenen Kinder nicht gesehen hatten, gereinigt oder wieder in baulichen Zustand gesetzt, ausgeschmückt und

[1]) Isaias 35, 1. 2.

neu eingeweiht, — man begann wieder, und zwar jetzt ohne Furcht, dort die heiligen Geheimnisse zu feiern.

Constantinus befahl auch, den Christen das confiscirte Eigenthum zurückzugeben, mochte es im Besitze des Staates oder in den Händen von Privatleuten sein; er fügte aber die weise Bestimmung bei, daß die jetzigen Besitzer aus dem kaiserlichen Schatze entschädigt werden sollten. [1]) Die Kirche war bald eifrig damit beschäftigt, ihre Ceremonien und Institutionen in ihrem schönsten Glanze erscheinen zu lassen. Die vorhandenen Basiliken wurden zum gottesdienstlichen Gebrauche eingerichtet und neue gebaut auf den Stellen von Rom, welche den Christen am theuersten waren.

Der Leser braucht nicht zu fürchten, wir möchten noch eine lange Geschichtserzählung beginnen wollen; das bleibt einem Andern überlassen, der besser dazu geeignet ist, den Glanz und die Erhabenheit der Kirche, nachdem sie frei und fessellos geworden, zu schildern. Wir haben nur vom Berge herab auf das Land der Verheißung hinzuweisen, welches wie ein einladendes Paradies zu unsern Füßen liegt; wir sind aber nicht der Josue, welcher Andere dorthin zu führen hat. Was wir in diesem kurzen dritten Theile unseres bescheidenen Buches noch zu sagen haben, ist nicht mehr, als zur Vervollständigung desselben nöthig ist.

Versetzen wir uns also in das Jahr 318, fünfzehn Jahre nach der letzten Todesscene, die wir beschrieben haben. Die Zeit und die Gesetze haben die christliche Religion sicher gestellt; die Kirche organisirt sich vollständiger und fester. Viele, welche bei der Wiederkehr des Friedens traurig den Kopf hangen ließen, weil sie durch schwaches Nachgeben während der Verfolgung ihr Leben gerettet, hatten jetzt durch Buße ihren Fall gesühnt; hier und da wurde ein fremder Greis von den Vorübergehenden ehrfurchtsvoll gegrüßt, wenn sie sahen, daß sein rechtes Auge ausgebrannt oder seine Hand abgehauen war, oder wenn sein hinkender Gang zeigte, daß ihm

[1]) Eust. hist. eccl. 10, 5.

während der Verfolgung um Christi willen die Kniesehnen waren durchschnitten worden.[1])

Wenn der freundliche Leser in dieser Zeit mit uns aus dem Nomentanischen Thore nach dem Thale hingehen will, welches er schon kennt, so wird er sehen, daß unter den schönen Bäumen und Blumenbeeten auf Fabiola's Villa eine traurige Verwüstung angerichtet worden ist. Wo die erstern standen, stehen jetzt Gerüste und auf den letztern liegen Ziegelsteine, Marmorblöcke und Säulen. Constantia, die Tochter des Constantinus, hatte, als sie noch nicht Christin war, an Agnes' Grabe gebetet, um von einem schmerzlichen Geschwüre geheilt zu werden; sie war durch eine Erscheinung getröstet, dann vollständig geheilt worden. Nachdem sie getauft war, baute sie jetzt zum Danke über dem Grabe eine schöne Basilika.[2]) Indeß war für die Gläubigen die Krypta noch zugänglich, in welcher Agnes ruhte; und groß war die Zahl der Pilger, die aus allen Theilen der Welt dorthin kamen.

Fabiola kehrte eines Nachmittags aus der Stadt nach ihrer Villa zurück; sie hatte den Tag bei den Kranken in dem Hospitale zugebracht, welches sie in ihrem Hause gegründet hatte. Der Fossor, welcher die Aufsicht über das Cömeterium führte, kam ihr in freudiger Aufregung entgegen und sagte: „Ich glaube gewiß, der Fremde aus dem Morgenlande ist gekommen, den du so lange erwartet hast.“

Fabiola, welche die Worte der sterbenden Mirjam stets in ihrem Herzen bewahrt hatte, fragte hastig: „Wo ist er?“

„Er ist wieder weggegangen,“ war die Antwort.

„Woher weißt du denn,“ fragte sie, in ihrer Freude gestört, „daß er es war?“

„Im Laufe des Morgens,“ antwortete der Todtengräber, „bemerkte ich unter den Betenden einen Mann, der noch nicht fünfzig Jahre alt, aber unter Kummer und Abtödtungen früh gealtert zu sein schien. Sein Haar wie sein langer Bart

[1]) Gegen Ende der Verfolgung verhängten, wie Eusebius erzählt, einige Statthalter im Morgenlande, welche des Mordens müde waren, diese Strafen über die Christen.

[2]) Vergl. das römische Brevier am 28. Januar.

war fast grau. Seine Kleidung war morgenländisch; er trug ein Gewand, wie es gewöhnlich die Mönche aus jenen Ländern tragen. Als er vor das Grab der Agnes kam, warf er sich auf den Boden nieder und weinte; er seufzte und schluchzte so laut, daß Alle ringsum zum Mitleid bewegt wurden. Viele traten zu ihm und sprachen: ‚Bruder, du bist in großer Noth; weine nicht so, die Heilige ist erbarmungsvoll.' Andere sagten: ‚Wir wollen Alle für dich beten; sei gutes Muthes.' [1]) Aber er schien sich gar nicht trösten lassen zu wollen. Ich dachte bei mir, in der Gegenwart einer so gnädigen und gütigen Heiligen könne Niemand so trostlos und muthlos sein, als nur Ein Mann."

„Fahre fort, fahre fort!" sagte Fabiola. „Was that er weiter?"

„Nach langer Zeit," fuhr der Todtengräber fort, „stand er auf, zog einen schönen funkelnden Ring aus seinem Busen und legte ihn auf das Grab. Ich meine, den Ring hätte ich vor vielen Jahren schon einmal gesehen."

„Und dann?"

„Als er sich umwandte, sah er mich, und erkannte an meiner Kleidung, daß ich ein Fossor sei. Er kam zu mir heran und ich konnte fühlen, wie er zitterte, als er, ohne mir in's Gesicht zu sehen, furchtsam fragte: ‚Bruder, weißt du, ob hier irgendwo eine Jungfrau aus Syrien, Namens Mirjam, begraben liegt?' Ich zeigte ihm schweigend das Grab. Nach einer für ihn offenbar sehr schmerzlichen Pause fragte er wieder, tief ergriffen und mit bebender Stimme: ‚Weißt du, Bruder, woran sie gestorben ist?' ‚An der Auszehrung,' antwortete ich. ‚Gott sei Dank!' rief er aus, mit einem Seufzer, als wäre er von einer großen Angst befreit. Er warf sich dann auf den Boden und seufzte und weinte auch hier über eine Stunde; dann trat er an das Grab heran, küßte inbrünstig den Grabstein und entfernte sich."

„Er ist es, Torquatus, er ist es!" rief Fabiola freudig aus. „Warum hast du ihn nicht zurückgehalten?"

[1]) Dieser Erzählung liegt eine geschichtliche Thatsache zu Grunde.

„Ich wagte es nicht, Fabiola; nachdem ich einmal sein Gesicht gesehen, hatte ich nicht den Muth, seinem Auge zu begegnen. Aber er wird gewiß wiederkommen; er ist nach der Stadt gegangen."

„Wir müssen ihn finden," schloß Fabiola. „Theuere Mirjam, dieses tröstliche Ereigniß hast du also sterbend vorhergesehen!"

Zweites Capitel.

Der Fremde in Rom.

Am andern Morgen früh ging der Fremde über das Forum. Er sah eine Gruppe von Leuten um einen Mann versammelt, den sie offenbar neckten und quälten. Er würde eine solche Scene auf einem freien Platze nicht beachtet haben, hätte er nicht einen Namen rufen gehört, der ihm bekannt war; er trat also näher. Der Mann, welcher in der Mitte stand, war jünger als der Fremde; aber wenn dieser älter schien, als er wirklich war, weil er so blaß und abgemagert aussah, so mußte man jenen aus dem entgegengesetzten Grunde für noch älter halten. Er war kahlköpfig und aufgedunsen; sein Gesicht war aufgeschwollen und roth, voll Blattern und Beulen. In seinem Blicke lag der Ausdruck trunkener Verschmitztheit, auch seine Haltung und seine Stimme ließen ihn als einen Trunkenbold erkennen. Seine Kleider waren schmutzig, sein ganzes Aeußere verwahrlost.

„Ha ha, Corvinus," sagte ein junger Mensch zu ihm; „jetzt wirst du deinen Lohn bekommen. Hast du es schon gehört? Constantinus kommt dieses Jahr nach Rom; dann werden die Christen sich rächen; meinst du nicht?"

„Sie nicht!" antwortete er. „Sie haben nicht das Zeug dazu. Wir besorgten das freilich, als Constantinus nach dem Tode des Maxentius sein erstes Edict zu Gunsten der Christen erließ; aber das Jahr darauf beruhigte er uns, indem er alle Religionen für gleich erlaubt erklärte." [1])

[1]) Eusebius a. a. O.

„Das ist im Allgemeinen richtig," fuhr ein Anderer fort, um ihn noch weiter zu quälen; „aber ist es nicht wahrscheinlich, daß er diejenigen, welche bei der Verfolgung besonders thätig gewesen sind, nach der Lex talionis [1]) behandeln wird? Dann heißt es: Schlag um Schlag, Verbrennen um Verbrennen, wildes Thier um wildes Thier!"

„Wer sagt das?" fragte Corvinus erblassend.

„Nun, es wäre mindestens sehr natürlich," sagte Einer.

„Und sehr gerecht," fügte ein Anderer bei.

„O, es hat nichts zu sagen," sagte Corvinus; „man wird immer durchkommen können, wenn man Christ wird. Und ich werde lieber alles, was man will, als daß ich stehen sollte —"

„Wo Pankratius stand," unterbrach ihn ein Dritter boshaft.

„Halt das Maul!" fuhr der Trunkenbold wüthend auf. „Wage es nicht noch ein Mal, diesen Namen zu nennen!" Und er ballte die Faust und sah den Sprecher wüthend an.

„Ha, ha, er hat dir gesagt, wie du sterben würdest," rief der junge Mensch und lief weg. „He, He! einen Panther her für Corvinus!"

Alle liefen von dem Wüthenden weg, eiliger, wie vor einem wilden Thiere. Er verfluchte sie und warf ihnen Steine nach.

Der Pilger sah aus einer kleinen Entfernung die Scene an und ging dann weiter. Corvinus ging langsamer desselben Weges; es war die Straße, die zu der Lateranensischen Basilika führte, welche jetzt die Kathedrale von Rom war. Plötzlich hörte man ein lautes Gebrüll und gleichzeitig einen durchdringenden Schrei. Sie waren an dem Coliseum bei den Käfigen der wilden Thiere vorbeigegangen, welche zur Feier des Besuches des Kaisers mit einander kämpfen sollten. Die krankhafte Neugierde, welche sich oft bei Personen findet, die sich für bestimmt halten, Opfer irgend eines unvermeidlichen Verhängnisses zu werden, trieb den Corvinus unwiderstehlich zu dem Käfig hin, in welchem ein schöner Panther eingesperrt war. Er trat ganz nahe an das Eisengitter heran, reizte das

[1]) Das Gesetz der Wiedervergeltung, nach welchem es auch im mosaischen Gesetze „Auge um Auge, Zahn um Zahn," u. s. w. heißt.

Thier durch Geberden und Worte, und sagte: „Ja, ja, du siehst auch so aus, als sollte ich durch dich sterben! Du bist wohl verwahrt in deinem Kasten!“ In demselben Augenblicke sprang das Thier wüthend auf ihn los, faßte durch das weite Gitter hindurch seinen Hals mit den Tatzen, und brachte ihm mit den Zähnen eine furchtbare Wunde bei.

Man hob den Elenden auf und brachte ihn nach seiner nicht weit entfernten Wohnung. Der Fremde folgte ihm. Die Wohnung war schlecht, schmutzig und unbequem im höchsten Grade; zur Bedienung hatte er nur einen alten, abgelebten Sklaven, der dem Anscheine nach eben so durch den Trunk herabgekommen war, wie sein Herr. Der Fremde schickte denselben aus, um einen Wundarzt zu holen. Dieser blieb lange aus; mittlerweile suchte der Fremde das Blut zu stillen.

Während er damit beschäftigt war, heftete Corvinus die Augen auf ihn wie ein Wahnsinniger.

„Kennst du mich?“ fragte der Fremde.

„Ob ich dich kenne? Nein — ja. Laß sehen! Ha — der Fuchs! Mein Fuchs! Weißt du noch, wie wir zusammen Jagd machten auf diese schändlichen Christen? Wo bist du all diese Zeit gewesen? Wie viele hast du erjagt?“ Dabei lachte er fürchterlich.

„Still, still, Corvinus!“ antwortete der Andere. „Du mußt ganz ruhig sein, sonst bist du rettungslos verloren. Zudem höre ich nicht gern von jenen Zeiten reden; denn ich bin jetzt selbst ein Christ.“

„Du ein Christ?“ schrie Corvinus ärgerlich. „Du, der du mehr von ihrem besten Blute vergossen hast, wie irgend ein Anderer? Haben sie dir das alles vergeben? Oder hast du darüber ruhig schlafen können? Haben dich des Nachts keine Furien gepeitscht? keine Phantome erschreckt? keine Vipern an deinem Herzen genagt? Sage mir, wie du sie verscheucht hast, daß ich sie auch verscheuche. Sind sie aber zu dir noch nicht gekommen, so kommen sie noch; sie werden gewiß kommen. Rache und Furien! warum sollten sie dich nicht eben so gequält haben, wie mich“?

„Still, Corvinus! Ich habe gelitten wie du. Aber ich habe das Heilmittel gefunden, und ich will es dir sagen, sobald der Arzt dich gesehen hat, den ich kommen höre."

Der Arzt kam, verband die Wunde, erklärte sie aber für sehr bedenklich, zumal bei einem Kranken, dessen Blut in Folge der Unmäßigkeit ganz verdorben sei.

Der Fremde setzte sich wieder neben ihn und sprach von der Barmherzigkeit Gottes und Seiner Bereitwilligkeit, selbst dem größten Sünder zu vergeben, wie ja sein eigenes Beispiel zeige. Der unglückliche Corvinus schien in einer Art von Betäubung zu liegen, und das, was gesagt wurde, kaum anzuhören, gewiß nicht zu verstehen. Der Fremde setzte ihm die wichtigsten Lehren des Christenthums auseinander; er wußte freilich nicht, ob der Kranke ihn anhöre, aber er mochte die Hoffnung nicht aufgeben. Dann fuhr er fort: „Und nun, Corvinus, wirst du mich fragen, wie derjenige, welcher alles dieses glaubt, Verzeihung erlangen könne. Durch die Taufe, durch die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste."

„Wie?" rief Corvinus ärgerlich aus.

„Dadurch, daß er getauft wird mit Wasser."

Er wurde durch ein krampfhaftes Stöhnen oder vielmehr Brüllen unterbrochen. „Wasser? Wasser? Ich will kein Wasser! Fort damit!" Ein heftiger Krampf-Anfall schien dem Kranken die Kehle zuzuschnüren.

Der Fremde erschrack, suchte ihn aber zu beruhigen. „Du mußt nicht meinen," sagte er, „du sollest jetzt in diesem fieberhaften Zustande in Wasser eingetaucht werden" — der Kranke schauderte und stöhnte wieder; — „bei der Taufe von Kranken sind nur einige Tropfen nöthig, [1]) — nicht mehr, als in diesem Glase ist." Er zeigte ihm dabei das Wasser in einem kleinen Gefäße. Beim Anblick desselben verzerrte sich das Gesicht des Kranken, der Schaum trat ihm vor den Mund und sein

[1]) Bettlägerige wurden durch Benetzung des Kopfes mit Wasser getauft; man nannte dies die klinische Taufe. S. Bingham, Origines, B. II. C. 11. [Krüll, christliche Alterthumskunde I. S. 139.]

Körper wurde von heftigen Krämpfen erschüttert. Die Töne, die er ausstieß, glichen eher dem Geheul eines wilden Thieres, als Lauten, wie sie von menschlichen Lippen kommen.

Der Pilger sah jetzt, daß die Wasserscheu mit allen ihren furchtbaren Symptomen in Folge des Bisses des wüthenden Panthers bei dem Kranken eingetreten war. Zu Zeiten kostete es ihm und dem Sklaven Mühe, ihn niederzuhalten. Wiederholt brach er in die furchtbarsten Lästerungen gegen Gott und Menschen aus; dann, nachdem er ruhiger geworden war, stöhnte er vor sich hin: „Wasser wollen sie mir geben? Wasser? Wasser? Nichts da! Feuer ist es; Feuer habe ich, und das ist mein Antheil! Ich brenne schon, innen und außen. Seht, wie es herankommt, rings um mich herum; jeden Augenblick kommt es näher!“ Und er währte die eingebildeten Flammen mit den Händen von beiden Seiten des Bettes ab, und suchte sie um seinen Kopf herum auszublasen. Dann wandte er sich zu den Beiden, die kummervoll neben ihm standen und sagte: „Warum löscht ihr sie nicht aus? Ihr seht ja, daß sie mich verbrennen!“

So verfloß der schreckliche Tag und es kam eine noch schrecklichere Nacht. Das Fieber wurde heftiger, mit ihm das Delirium und die Wuth-Anfälle, wiewohl der Körper schwächer wurde. Endlich richtete sich der Unglückliche im Bette auf, sah mit stieren Augen vor sich hin und rief mit einer von Wuth erstickten Stimme: „Weg, Pankratius! Fort mit dir! Du hast mich lange genug angesehen. Halte deinen Panther fest! Halte ihn fest, sage ich, er will mich packen! Er kommt! Oh! —“ Mit einem krampfhaften Griffe riß er, als wollte er das Thier von seinem Halse wegreißen, den Verband von seiner Wunde. Es brach ein Blutstrom hervor und er fiel todt auf das Bett zurück.

Sein Freund sah, wie unbußfertige Christen-Verfolger sterben.

Drittes Capitel.

Schluß.

Am andern Morgen ging der Pilger weg, um das Geschäft zu besorgen, woran ihn der in dem vorigen Capitel erzählte Vorfall gehindert hatte. Man sah ihn erst in der Nähe der Janusbilder auf dem Forum nach Jemand fragen. Endlich fand er den Mann, welchen er suchte, und Beide gingen nach einem schmutzigen, kleinen Locale unter dem Capitol, an dem Abhange, welcher Clivus Asyli hieß. Dort wurden bestaubte alte Bücher hervorgeholt und man sah Seite für Seite durch, bis man zu dem Datum der „Consuln Diokletianus Augustus zum achten Male und Maximianus Herculeus Augustus zum siebenten Male“ [1]) kam. Dort fand man einige Notizen, die auf gewisse Documente verwiesen. Es wurde eine Rolle vergilbter Pergamente hervorgeholt, welche mit demselben Datum bezeichnet waren: die in den Büchern angegebene Nummer wurde herausgenommen und untersucht. Das Resultat der Untersuchung schien beide Theile zu befriedigen.

„Es ist das erste Mal in meinem Leben,“ sagte der Mann, welcher die Pergamente aufbewahrte, „daß Jemand, der sich glücklich durchgemacht hatte, nach fünfzehn Jahren zurückkommt, um nach seinen Schulden zu fragen. Du bist wohl ein Christ, Herr?“

„Ja, durch Gottes Gnade.“

„Ich dachte es wohl. Guten Morgen, Herr. Ich werde jederzeit bereit sein, dir Geld vorzustrecken unter eben so billigen Bedingungen, wie mein Vater Ephraim, der jetzt bei Abraham ist.“ — „Ein gewaltiger Narr, das muß ich sagen!“ fügte er bei, als der Fremde sich entfernt hatte.

Mit raschen Schritten und mit fröhlicherm Blicke, als man bis jetzt an ihm bemerkt hatte, ging der Fremde gerades Weges nach der Villa vor dem Nomentanischen Thore. Nachdem er in der Krypta seine Andacht verrichtet hatte — aber mit leichterm Herzen, als das erste Mal, — wandte er sich

[1]) 303 n. Christi Geb.

an den Fossor und sagte, als wären sie nie getrennt gewesen: „Torquatus, kann ich mit der Dame Fabiola sprechen?“

„Gewiß,“ antwortete dieser; „komm hierher.“

Keiner von Beiden sprach, als sie neben einander gingen, von den alten Zeiten oder von dem, was sie seither erlebt hatten. Instinctmäßig schienen sie Beide darüber einig zu sein, daß alles Vergangene von den Menschen vergessen werden müsse, wie sie hofften, daß es in Gottes Augen getilgt sei. Fabiola war an diesem und dem vorhergehenden Tage zu Hause geblieben, in der Hoffnung, der Fremde werde wiederkommen. Sie saß im Garten bei einem Springbrunnen; Torquatus zeigte sie dem Fremden und entfernte sich.

Fabiola stand auf, als sie den lange erwarteten Besucher kommen sah. Sie war eigenthümlich ergriffen, als er vor sie hintrat.

„Edele Dame,“ sagte er demüthig und einfach, „ich würde es nie gewagt haben, wieder vor deine Augen zu kommen, hätte mich nicht eine Pflicht der Gerechtigkeit und eine zehnfache Pflicht der Dankbarkeit dazu genöthigt.“

„Orontius,“ antwortete sie, — „ist das der Name, mit welchem ich dich anreden muß?“ — er nickte bejahend, — „du hast keine Pflichten gegen mich, als die, welche uns unser großer Apostel vorschreibt: daß wir einander lieben sollen.“

„Ich weiß es, daß du so denkst. Darum würde ich auch, im Bewußtsein meiner Unwürdigkeit, es nicht gewagt haben, dir zu nahen, wäre es nicht strenge Pflicht für mich. Ich weiß es, welchen Dank ich dir schulde für die Güte und Liebe, welche du ihr erwiesen hast, die mir jetzt theuerer ist, als irgend eine Schwester auf Erden sein könnte; ich weiß es, wie du gegen sie die Liebespflichten erfüllt hast, die ich vernachlässigt hatte.“

„Dadurch bist du ja eben die Veranlassung geworden,“ unterbrach ihn Fabiola, „daß sie zu mir gekommen und der Engel meines Lebens geworden ist. Bedenke, Orontius, daß Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde, um der Retter seines Geschlechtes zu werden.“

„Du bist in der That zu gütig gegen mich Unwürdigen," fuhr der Pilger fort; „aber ich will dir nicht danken für die Liebe, welche du einer Andern erwiesen, die dir so reichlich vergolten hat. Erst diesen Morgen habe ich gehört, wie gütig du gegend Jemand gewesen bist, der auf deine Güte gewiß keinen Anspruch hatte."

„Ich verstehe dich nicht," sagte Fabiola.

„Dann muß ich mich deutlicher erklären," fuhr Orontius fort. „Ich bin jetzt mehrere Jahre in Palästina ein Mitglied einer jener Genossenschaften von Männern gewesen, welche von der Welt entfernt in Wüsten wohnen, welche ihren Tag und selbst ihre Nacht zwischen heiligen Gesängen, Betrachtung und Arbeiten theilen. Strenge Buße für unsere frühern Sünden, Fasten, Trauern und Beten sind die Hauptpflichten unseres Standes. Hast du hier von solchen Männern gehört?"

„Der Ruhm des heiligen Paulus und des heiligen Antonius ist im Abendlande eben so groß wie im Morgenlande," antwortete die Dame.

„In der Gesellschaft des größten Schülers des heiligen Antonius habe ich gelebt. Sein erbauliches Beispiel und der Trost, den er mir zugesprochen, haben mich aufrecht erhalten. Aber ein Gedanke quälte mich und ließ mich selbst nach jahrelangen Bußübungen nicht ganz ruhig werden. Ehe ich Rom verließ, hatte ich große Schulden gemacht; die Summe, dachte ich, müßte durch die Zinsen zu einer ungeheuern Höhe angewachsen sein; und doch war es eine nicht zu umgehende Pflicht für mich, sie zu bezahlen. Ich war ein armer Cönobit[1]) und lebte von dem, was ich durch Flechten von Matten aus Palmblättern verdiente, und von den wenigen Kräutern, welche im Sande wuchsen. Wie konnte ich meiner Verpflichtung nachkommen? Es blieb mir nur Ein Mittel übrig. Ich konnte freiwillig ein Sklave meines Gläubigers werden, um für ihn zu arbeiten und seine Schläge und seine bittern Vorwürfe in Geduld zu ertragen oder von ihm verkauft zu werden; denn ich bin noch stark und kann arbeiten. In beiden Fällen, dachte

[1]) So hießen die Ordensleute, welche ein gemeinsames Leben führten.

ich, würde das Beispiel meines Erlösers mich trösten und stärken; jedenfalls würde ich dann aber alles gegeben haben, was ich hatte, — mich selbst. Ich ging diesen Morgen auf das Forum, machte den Sohn meines Gläubigers ausfindig, sah seine Bücher nach und fand, daß du meine Schuld vollständig bezahlt hast. Ich bin also jetzt nicht der Sklave des Juden, sondern dein Sklave, edele Fabiola.“ Mit diesen Worten kniete er unterwürfig vor ihr nieder.

„Stehe auf, stehe auf!“ sagte Fabiola, mit Thränen in den Augen. „Du bist nicht mein Sklave, sondern ein geliebter Bruder in unserm gemeinsamen Herrn.“

Dann setzte sie sich mit ihm hin und sagte: „Orontius, ich habe eine Bitte an dich. Erzähle mir, wie du zu dem Leben geführt worden bist, dem du dich so hochherzig geweiht hast.“

„Ich will gehorchen und es dir möglichst kurz berichten. Ich floh, wie du weißt, in einer traurigen Nacht aus Rom, begleitet von einem Manne —.“ Seine Stimme bebte.

„Ich weiß es; ich weiß, wen du meinst, — Eurotas,“ unterbrach ihn Fabiola.

„Er war es, der Fluch unseres Hauses, der Urheber all meines Unglücks und der Leiden meiner geliebten Schwester. Wir mietheten für eine große Summe zu Brundusium ein Schiff und segelten nach Cypern. Wir versuchten es mit Handelsunternehmungen und andern Speculationen; aber alles schlug fehl. Es lastete offenbar ein Fluch auf allem, was wir begannen. Unser Vermögen schmolz zusammen und wir mußten ein anderes Land aufsuchen. Wir segelten nach Palästina und hielten uns einige Zeit zu Gaza auf. Bald waren wir ganz arm. Jedermann mied uns, wir wußten nicht, warum; aber mein Gewissen sagte mir, daß ich das Kains-Mal auf meiner Stirn trug.“

Er hielt einige Zeit inne und weinte; dann fuhr er fort: „Endlich, als alle unsere Mittel erschöpft waren und wir nichts mehr hatten, als einige Juwelen, welche allerdings sehr werthvoll waren, welche aber Eurotas, ich wußte nicht, warum, nie abgeben wollte, drängte er mich, die Christen zu denun-

ciren; denn es begann dort eine blutige Verfolgung. Das erste Mal in meinem Leben weigerte ich mich, seinen Befehlen zu gehorchen. Eines Tages forderte er mich auf, mit ihm aus der Stadt zu gehen; wir gingen weit, bis wir zu einem schönen Platze mitten in der Wüste kamen. Es war ein enges Thal, mit schönem Grün bedeckt, von Palmbäumen beschattet und von einem klaren Bache durchströmt, welcher aus einem Felsen am Ende des Thales entsprang. In diesem Felsen sahen wir Grotten und Höhlen; der Ort schien aber unbewohnt zu sein; man hörte kein anderes Geräusch, als das Plätschern des Wassers."

„Wir setzten uns nieder, um auszuruhen, und Eurotas sprach furchtbare Worte zu mir. Die Zeit sei gekommen, sagte er, wo wir Beide den schrecklichen Entschluß ausführen müßten, den er gefaßt habe: wir dürften den Ruin unserer Familie nicht überleben; hier müßten wir Beide sterben. Die wilden Thiere würden unsere Leichen verzehren und Niemand werde dann das Ende der letzten Sprößlinge unseres Hauses erfahren. Mit diesen Worten zog er zwei Fläschchen von ungleicher Größe hervor, bot mir das größere und trank selbst das kleinere aus. Ich weigerte mich, es anzunehmen, und hielt ihm sogar vor, daß er das Gift so ungleich vertheilt habe. Er antwortete, er sei alt und ich jung, und Jedem sei seine Dosis mit Rücksicht auf seine Stärke zugemessen. Ich weigerte mich noch fortwährend, da ich den Tod fürchtete; aber eine Art von dämonischer Wuth schien ihn zu befallen; er packte mich mit Riesenstärke, warf mich auf den Rasen und goß mir mit den Worten: ‚Wir müssen Beide zusammen sterben!' den Inhalt des Fläschchens mit Gewalt in den Mund, ohne mir einen Tropfen zu ersparen."

„Ich verlor gleich das Bewußtsein. Als ich erwachte, befand ich mich in einer Höhle Ich rief mit schwacher Stimme nach Wasser. Ein ehrwürdiger, alter Mann mit weißem Barte hielt mir ein hölzernes Gefäß mit Wasser an den Mund. ‚Wo ist Eurotas?' fragte ich. — ‚Meinst du deinen Gefährten?' fragte der alte Mönch. — ‚Ja', sagte ich. — ‚Er ist

todt!' war die Antwort. Ich weiß nicht, wie das zugegangen ist, daß er starb und ich nicht; aber ich danke Gott von Herzen, daß Er mich verschont hat."

„Jener alte Mann war Hilarion aus Gaza, welcher viele Jahre bei dem heiligen Antonius in Aegypten zugebracht hatte und kürzlich [1]) zurückgekehrt war, um das Cönobiten- und Eremiten-Leben auch in seinem Vaterlande einzuführen. Er hatte schon mehrere Schüler; sie wohnten in den nahen Höhlen und pflegten ihre ärmliche Nahrung unter dem Schatten jener Palmbäume einzunehmen und ihren Durst aus dem Bache zu löschen. Ihr liebevolles Benehmen gegen mich, ihre freudige Frömmigkeit und ihr heiliges Leben gewannen mein Herz, als ich genas. Ich sah die Religion, welche ich verfolgt hatte, in einer erhabenen Gestalt; ich erinnerte mich an die Unterweisungen meiner lieben Mutter und an das Beispiel meiner heiligen Schwester; von der Gnade überwältigt, beweinte ich meine Sünden zu den Füßen eines Dieners Gottes, [2]) und am Tage vor Östern empfing ich die heilige Taufe."

„Dann sind wir doppelt Geschwister," sagte Fabiola, „ja, Zwillingskinder der Kirche; denn auch ich bin an dem nämlichen Tage zum ewigen Leben geboren. Aber was willst du jetzt thun?"

„Ich will noch diesen Abend wieder abreisen. Den doppelten Zweck meiner Reise habe ich erreicht. Ich wollte erstens meine Schulden bezahlen und zweitens eine Gabe auf das Grab der Agnes legen. Du wirst dich erinnern," fuhr er lächelnd fort, „daß dein guter Vater unschuldiger Weise mich auf den Gedanken brachte, Agnes habe Gefallen an meinen Juwelen. Ich war ein Thor. Aber nach meiner Bekehrung beschloß ich, sie solle das kostbarste Juwel haben, welches Eurotas noch aufbewahrt hatte; und das habe ich ihr gebracht."

„Aber hast du auch Reisegeld?" fragte die Dame schüchtern.

[1]) Im Jahre 303.

[2]) Der Taufe ging oft ein geheimes Sündenbekenntniß voraus. Bingham, Origines B. 11, C. 8, §. 14. [Krüll, christliche Alterthumskunde I. S. 97.]

„Mehr als genug," antwortete er. „Dafür sorgt die christliche Mildthätigkeit der Gläubigen. Ich habe ein Schreiben von dem Bischof von Gaza, welches mir überall Speise und Trank und ein Nachtlager verschafft; aber ich will einen Trunk Wasser und ein Stück Brod von dir annehmen, auf eines Jüngers Namen hin." [1])

Sie standen auf und gingen nach dem Hause hin, als ein Weib in der größten Eile durch das Gesträuch gerannt kam und zu ihren Füßen niedersank mit dem Ausrufe: „Rette mich, theuerste Gebieterin, rette mich! Er verfolgt mich und will mich tödten!"

Fabiola erkannte ihre frühere Sklavin Jubala. Ihr Haar war grau und zerzaust, ihr ganzes Aussehen verrieth tiefes Elend. Fabiola fragte, wen sie meine.

„Meinen Mann," antwortete sie; „er ist schon lange hart und grausam gegen mich gewesen; aber heute ist er noch brutaler als gewöhnlich. O rette mich vor ihm!"

„Hier hast du nichts zu besorgen," antwortete die Dame; „aber ich fürchte, Jubala, du bist nichts weniger als glücklich. Ich habe dich lange, lange nicht mehr gesehen."

„Nein, theuere Gebieterin, warum sollte ich auch kommen, dir all mein Leid zu klagen? O, warum habe ich dich und dein Haus verlassen, wo ich hätte so glücklich sein können? Ich hätte mit dir und Graja und der guten alten Euphrosyne, welche jetzt todt ist, lernen können, auch gut zu werden, und ich könnte jetzt auch eine Christin sein."

„Wie, hast du denn daran wirklich gedacht, Jubala?"

„Längst, edele Dame, in meinen Leiden und in meiner Reue. Ich habe gesehen, wie glücklich die Christen sind, selbst die, welche so böse gewesen waren, wie ich. Und weil ich diesen Morgen meinem Manne das sagte, hat er mich geschlagen und gedroht, er wolle mich tödten. Aber in den christlichen Lehren bin ich, Gott sei Dank! durch eine Freundin unterrichtet worden."

„Wie lange schon hat dich denn dein Mann so mißhan=

[1]) Matth. 10, 42.

delt, Jubala?“ fragte Orontius, welcher durch seinen Oheim davon gehört hatte.

„Immer,“ antwortete sie, „seit ich ihm bald nach unserer Heirath gesagt hatte, daß mir früher ein Fremder Namens Eurotas seine Hand angeboten habe. O, das war ein böser Mensch, ein Mann von schwarzen Leidenschaften und gewissenloser Schurkerei! An seinen Namen knüpft sich meine schmerzlichste Erinnerung.“

„Wie so?“ fragte Orontius gespannt.

„Als er Rom verlassen wollte, bat er mich, ihm zwei narkotische Tränke zu bereiten; einer sei für einen Feind bestimmt, und dieser müsse sicher todbringend sein; der andere solle nur für einige Stunden bewußtlos machen; diesen könne er vielleicht einmal für sich gebrauchen. Als er kam, um sie abzuholen, wollte ich ihm gerade erklären, daß das kleinere Fläschchen das tödtliche Gift enthalte, nicht, wie es wohl scheinen könnte, das größere: in demselben Augenblicke kam mein Mann herein und trieb mich in einem Anfalle von Eifersucht aus dem Zimmer. Ich fürchte nun, ich habe dadurch zu etwas Bösem Anlaß gegeben und irgend Jemandes Tod verschuldet.“

Fabiola und Orontius sahen einander schweigend an und bewunderten das gerechte Walten der Vorsehung. Da stieß plötzlich das Weib einen lauten Schrei aus. Zu ihrem Entsetzen sahen sie, wie ein Pfeil in Jubala's Busen hineinfuhr. Fabiola fing sie in ihre Arme auf; Orontius blickte um sich und sah ein schwarzes Gesicht häßlich grinsend durch die Umzäumung des Gartens schauen. In dem nächsten Augenblicke sah man einen Numidier auf seinem Pferde forteilen, den Bogen nach Weise der Parther über der Schulter gespannt, um sich gegen jeden Verfolger zu schützen. Der Pfeil war unbemerkt zwischen Orontius und Fabiola durchgeflogen und hatte Jubala tödtlich getroffen.

„Jubala,“ fragte Fabiola, „wünschest du als Christin zu sterben?“

„Sehnlichst,“ antwortete sie.

„Glaubst du an Einen Gott in drei Personen?“

„Ich glaube fest alles, was die christliche Kirche lehrt."

„Und an Jesus Christus, welcher geboren und gestorben ist für unsere Sünden?"

„Ja, ich glaube alles, was du glaubst," antwortete Jubala mit schwächerer Stimme.

„Schnell, schnell, Orontius!" rief Fabiola, auf den Springbrunnen weisend.

Er eilte zu dem Bassin, füllte beide Hände mit Wasser, kam eilends zurück und goß es über das Haupt der armen Afrikanerin, indem er gleichzeitig die Taufformel aussprach. Sie starb, und das Wasser der Wiedergeburt vermischte sich mit ihrem Blute der Sühnung.

Nach dieser schrecklichen und doch auch tröstlichen Scene traten sie in das Haus und gaben Torquatus Anweisungen über die Beerdigung der doppelt getauften Neubekehrten.

Orontius staunte über die einfache Einrichtung des Hauses, welche einen starken Gegensatz zu der üppigen Pracht von Fabiola's früherer Wohnung bildete. Plötzlich aber zog in einem kleinen Gemache ein prachtvolles Kästchen seine Aufmerksamkeit auf sich, welches mit Juwelen besetzt, aber durch einen gestickten Vorhang verdeckt war, so daß man nur den Rand sehen konnte. Er trat näher und las die Inschrift:

„Das Blut der seligen Mirjam, vergossen
„von grausamen Händen."

Er wurde todtenbleich, dann purpurroth und sank fast zusammen.

Fabiola sah es und trat freundlich zu ihm, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte sanft: „Orontius, beim Anblicke dessen, was darin ist, haben wir Beide allen Grund zu erröthen; aber wir dürfen darum nicht den Muth sinken lassen."

Mit diesen Worten zog sie den Vorhang zurück und Orontius erblickte in einem Krystallgefäße das gestickte Tuch, welches in seiner eigenen Geschichte und in der Geschichte seiner Schwester eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Auf demselben lagen zwei scharfe Waffen, deren Spitzen von Blut rostig waren. In einer erkannte er seinen eigenen Dolch wieder;

die andere schien ihm eines jener Werkzeuge weiblicher Rachsucht zu sein, womit, wie er wußte, heidnische Damen ihre Sklaven bestraften.

„Wir haben Beide," sagte Fabiola, „sie verwundet, Beide das Blut derjenigen vergossen, welche wir jetzt als eine Schwester im Himmel ehren. Aber was mich angeht, so datire ich von dem Tage, wo ich es gethan und wo ich ihr Gelegenheit gegeben habe, ihre Tugend zu zeigen, das Aufdämmern der Gnade über meine Seele. Was sagst du, Orontius?"

„Auch ich begann in dem Augenblicke, wo ich sie so mißhandelte und wo sie einen so glänzenden christlichen Heroismus zeigte, die Hand Gottes auf mir zu fühlen, welche mich zur Reue und Vergebung geführt hat."

„So ist es immer," schloß Fabiola. „Das Beispiel unseres Heilandes hat die Martyrer erzeugt, und das Beispiel der Martyrer führt uns hinauf zu Ihm. Ihr Blut erweicht unsere Herzen, das Seinige allein reinigt unsere Seelen. Das ihrige ruft für uns um Gnade, das Seinige verleiht sie. — Möge die Kirche in den Tagen des Friedens und des Sieges nie vergessen, was sie der Zeit ihrer Martyrer zu danken hat! Was uns Beide betrifft, so danken wir ihnen unser geistiges Leben. Möge Vielen, welche von dieser Zeit nur lesen werden, dieselbe Erbarmung und Gnade zu Theil werden!"

Sie knieten nieder und beteten lange still vor dem Schreine. Dann schieden sie, um sich auf Erden nicht wieder zu sehen.

Nach einigen Jahren, welche Orontius unter strengen Bußübungen verlebte, bezeichnete ein Rasenhügel unter den Palmbäumen des Thales bei Gaza den Ort, wo er den Schlaf der Gerechten schlummerte. Und nach vielen Jahren, reich an Werken der Tugend und Wohlthätigkeit, schied auch Fabiola von dieser Erde, um in Frieden zu ruhen neben Agnes und Mirjam.

Wiseman, Nicholas Patrick,

Fabiola oder die Kirche der Katakomben

Köln am Rhein 1868